WIDENER LIBRARY
HX 2Z6Q X

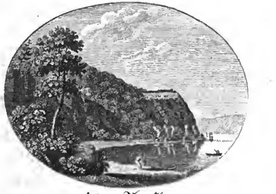
US 4467.3.2

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Die

Berufs-Reiſe nach America

Briefe
der
Generalin von Riedeſel
auf dieſer Reiſe
und
während ihres ſechsjährigen Aufenthalts
in America
zur Zeit des dortigen Krieges
in den Jahren 1776 bis 1783
nach Deutſchland geſchrieben



Zweite Auflage.

Berlin
bei Haude und Spener
1801.

US 4467.9.2
~~7332.20.2~~

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 13 1907
CAMBRIDGE, MASS.

H. B. Morse,
Shanghai, China.

67761
41.59
17

Vorbericht.

Von denen deutſchen Truppen, welche zu Bezwingung ſeiner empörten Colonien, England in Sold nahm, führte der General Riedeſel die Braunſchweigiſchen an. Im Jahr 1776 gieng er an ihrer Spitze nach Amerika und verließ ſeine Gemahlin mit dem Wunſch, daß Sie nebſt ihren Kindern ihm nach jenen Welttheil folgen möchte. Dies geſchah, und gab die Veranlaſſung zu den Briefen, welche der Leſer in dieſem Bändchen findet. Die Verfaſſerin ſchrieb ſie auf jener gefahrvollen Reiſe und während ihres Aufenthalts in Amerika an ihre hier in Berlin wohnende Frau Mutter, die Wittwe des ehemaligen Staatsminiſters Herrn von Maſſow Excellenz, desgleichen an andre vertraute Freunde.

)(

Vor einigen Jahren kamen ſie in die Hände ihres Schwiegerſohns, des Königl. Preuß. Hofmarſchalls und Kammerherrn Heinrich des XLIV. Grafen Reuß zu Berlin.

Er benutzte die Muße eines Sommers, den er mit ſeinen Schwiegereltern auf dem Lande zubrachte, um ſie zu ordnen, und ließ ſie wegen des großen Intereſſe, das ſie bei allen Verwandten erregten, im abgewichenen Winter, als Manuſcript für die Familie, aber nur in einer ſehr geringen Anzahl von Exemplaren drucken.

Der General von Riedeſel hat den Abdruck nicht erlebt; er iſt den 6ten Januar dieſes Jahres als General-Lieutenant und Commandeur zu Braunſchweig mit Tode abgegangen.

Auch ohne dieſe Geſchichte von der Erſcheinung dieſer Briefe würde man es den Briefen ſelbſt anſehen, daß ſie nicht für das Publikum beſtimmt waren; aber, ſo wie ſicherlich nicht Alles, was für das Publikum beſtimmt iſt, deshalb auch vor ihm zu erſcheinen verdient, ſo gewiß verdient auch Man-

ches, was dem Publikum vorenthalten wird, demſelben zu Theil zu werden. Und das dünkt mich bei dieſen Briefen in mehr denn einer Rückſicht ſo ſehr der Fall, daß, als mir eins von den Exemplaren zu Geſicht kam, welche der verehrungswürdige Herausgeber blos verſchenkt, ich Ihn um Erlaubniß bat, eine Auflage davon für das Publikum veranſtalten zu dürfen. Der Herr Graf gewährte mir dieſen Wunſch, mit der Aeußerung, „wenn ich glaube, daß dadurch Nutzen geſtiftet werden könne." Dieſer Meinung bin ich ſehr zuverſichtlich. Wenn nemlich Beiſpiel mehr Eingang findet als bloße Lehre, wenn innige Anhänglichkeit in der Ehe, wenn religiöſe Beobachtung der Mutterpflichten, wenn der Grundſatz, daß in allen Umſtänden und Verhältniſſen des Lebens nichts ſo ſicher Beruhigung giebt, als das Bewußtſeyn ſeine Pflicht gethan zu haben, wenn Aufopferungen und Verleugnungen mancher Art dieſes Streben nach Erfüllung der Pflicht nicht ſchwächen, wenn ſtandhafte Ergebung in das was die Umſtände unabänderlich machen,

wenn das alles muſterhaft und um deſto ſchätzbarer iſt, je ſeltener es, vielleicht beſonders in den höheren Ständen, gefunden wird: So kann eine Lektüre, die alle jene Tugenden praktiſch angewendet darſtellt, gewiß nicht ohne Nutzen bleiben. Um ſo viel als Wahrheit mehr werth iſt denn Dichtung, um ſo viel größer muß das Intereſſe ſeyn mit welchem man dieſe Briefe leſen wird, weil hier alles auf Thatſachen beruht, während auch im beſten Roman die Ueberzeugung, daß alles nur um eines gewiſſen Lehrzweckes willen erſonnen ſey, die herzliche Theilnahme am Ende doch nicht anders als ſtöhren und der darauf berechneten moraliſchen Wirkung hinderlich ſeyn wird.

Mit Genehmigung des hochachtungswürdigen Herausgebers habe ich bei dieſem Abdruck den Titel dieſes Werkchens abgeändert. In der bloß für die Familie beſtimmten Ausgabe lautet er folgendermaßen:

„Auszüge aus den Briefen und Papieren des Generals Freyherrn von Riedeſel und ſeiner Gemahlin, gebohrnen von Maſsow, ihre beiderſeitige Reiſe nach Amerika und

dortigen Aufenthalt betreffend; zusammengetragen und geordnet von ihrem Schwiegersohne Heinrich dem XLIV. Grafen Reuſs. (gedruckt als Manuscript für die Familie.)

Die überſchwengliche Menge von Büchern macht es, wo nicht allgemein, wenigſtens im Buchhandel, überaus wünſchenswerth, daß, zumahl bei Büchern verwandten Inhalts, eins vom andern ſich ſo viel möglich durch den Titel unterſcheide, und bei der zahlreichen Rubrik: Reiſen, iſt dies Bedürfniß doppelt fühlbar. Wird nun der Titel, je charakteriſtiſcher, um deſto beſſer ſeyn; ſo bedarf es wohl keiner Vertheidigung, daß, da die Frau Generalin von Riedeſel zu keiner von denen Claſſen gerechnet werden kann, in welche Yorik die Reiſenden eintheilt, ich die Reiſe derſelben, ihrem Motive nach, die Berufs-Reiſe nach Amerika benannt habe. Belege für die Richtigkeit dieſer unterſcheidenden Benennung findet der Leſer faſt auf jeder Seite des Buchs, wenn ſie auch namentlich pag. 36. 38. und 209. nicht wörtlich gerechtfertigt wäre. Daß von den Briefen des General Riedeſel und

von einem Bruchſtück aus ſeinem Tagebuche, über die militäriſchen Operationen des engliſchen General Bourgoyne, der Titel nichts ſagt, entſchuldigt ſich dadurch wohl von ſelbſt, daß jene Briefe hier nichts anders ſind, als was die Expoſition in einem Schauſpiel, der militäriſche Bericht aber als eine Epiſode anzuſehen iſt.

Die Titelvignette ſtellt die Demantſpitze, ein in den Sankt Lorenzſtrohm hervorragendes Cap (Cap Diamond) vor, welches, eintauſend Fuß über die Waſſerfläche erhoben, den höchſten am mehreſten befeſtigten Punkt von Quebeck ausmacht und als die Citadelle der Stadt angeſehen werden kann. Außerdem daß dieſe Landſpitze einen maleriſchen Proſpekt darſtellt, verdiente ſie vorzüglich auch deswegen hier abgebildet zu werden, weil ſie von der weiten Reiſe der Verfaſſerin das oft erſehnte Ziel und von Beendigung derſelben gleichſam das Signal war. Ich habe dieſe zweckmäßige kleine Verzierung aus Weld's Reiſen nach Nordamerika entlehnt, welche mit den Briefen der Generalin von Riedeſel

zu gleicher Zeit in meinem Verlage heraus-gekommen ſind, und die ich jedem, der ſich von dem neueſten Zuſtande der Freiſtaaten von Nordamerika, imgleichen von Canada einen getreuen, anſchaulichen Begriff zu machen wünſcht *), als eine ſehr intereſſante Lektüre empfehlen zu können glaube.

Berlin den 8. Mai 1800. Carl Spener.

*) Weld hielt ſich nemlich vom Ende des Jahres 1795 bis zu Anfang des Jahres 1797 in Nord-amerika auf.

Nachſchrift.

Nachſchrift zur zweyten Auflage.

Wenn von einem Buche wie das gegenwärtige, bereits nach Ablauf Eines Jahres eine neue Auflage erfordert wird, ſo muß der Geſchmack des großen leſenden Publikums doch wohl nicht ſo verſtimmt ſeyn, als man aus der Menge von Ritter-Romanen und von abentheuerlichen Geiſtergeſchichten vielfältig hat beweiſen wollen. Der ſchnelle Abſatz, den die Reiſe der Frau Generalin von Riedeſel erfahren hat, zeigt vielmehr ziemlich ſicher an: daß der Sinn für das Gute noch immer genugſam herrſchend und der Geſchmack ſo ausgeartet noch nicht ſey, daß nicht jedes Buch in welchem, ſo wie in den Briefen der Frau von Riedeſel, Unterricht mit Unterhaltung gepaart iſt, der günſtigſten Aufnahme verſichert ſeyn könnte.

Berlin den 25. April 1801.

Carl Spener.

Erſter Brief.

Vom General Riedeſel an ſeine Frau.

Leifert, den 22. Februar 1776.

Liebſte Frau. Nie habe ich mehr gelitten als heute früh bei meiner Abreiſe. Mein Herz brach mir, und hätte ich zurück gekonnt, wer weiß, was ich gethan hätte! Aber, meine Liebe, Gott hat mir dieſen Beruf gegeben, ich muß ihm folgen; Pflicht und Ehre verbinden mich dazu: man muß ſich alſo tröſten und nicht murren. Auch beunruhigt mich nichts als Deine Geſundheit und das Kind, welches Du unter Deinem Herzen trägſt, und alles was die Pflege Deiner Perſon und unſerer lieben Töchter Geſundheit betrift. Nimm ihrer auf's ſorgfältigſte wahr; ich liebe ſie auf's zärtlichſte.

Ich bin glücklich bis hieher gekommen, und befinde mich wohl, obgleich äuſſerſt ermüdet, weil die Seele dieſe Tage her ſo viel gelitten hat. Ich

hoffe inzwiſchen auf einen erquickenden Schlaf, und wünſche ihn Dir auch.

Ich bin heute Abend zum Generalmajor ernannt worden; alſo, meine Frau Generalinn, erhalte Deine Geſundheit, daß Du mir gleich nach Deinen glücklichen Wochen folgen könneſt. —

Zweiter Brief.

Von Ebendemſelben.

Gifhorn, den 23. Februar 1776.

Da bin ich glücklich ohne Unfall bis nach Gifhorn gekommen, und gottlob ohne Deſertion. Ich würde die Nacht gut geſchlafen haben, wenn meine Seele nicht zu ſehr mit Dir und meinen lieben Kindern beſchäftigt geweſen wäre. Ja, Du haſt, liebe Frau, nicht gemerkt, und auch nicht merken ſollen, was ich dieſe letzten vier Wochen gelitten habe, und wie viel es mich gekoſtet, Dir meinen Kummer zu verbergen. Mein Geiſt hat von der Arbeit nicht gelitten, denn die bin ich gewohnt; aber von Traurigkeit und Kummer. Nun wohlan, es iſt überſtanden! Gott hat es ſo gewollt: Sein Wille geſchehe!

Ich zweifle nicht, es wird möglich ſein, daß Du mir folgeſt. Komm nur glücklich nieder,

pflege Deiner Geſundheit, und wage nicht zu viel mit den zu jungen Kindern. Ich denke, daß die Aelteſte die Reiſe gut aushalten werde, wie auch Fritz; aber die Jüngſte oder den Jüngſten mußt Du nicht zu ſehr der Gefahr ausſetzen, und nicht aus zu großer Zärtlichkeit zu viel wagen. Beſſer iſt's, ſich von einem geliebten Kinde trennen, als ſich ſeinen frühzeitigen Tod vorzuwerfen haben. —

Zweitens, mußt Du nicht eher abreiſen, als bis Du meine erſten Briefe aus Amerika erhalten haben wirſt, damit Du wiſſeſt, wo ich ſei. Drittens endlich, mußt Du Dir gute Empfehlungsſchreiben nach England geben laſſen, damit Du mit Bequemlichkeit daſelbſt ſein könneſt, und kleine Tagereiſen machen, und die Kinder nicht zu ſehr der Luft ausſetzen. —

Dritter Brief.

Von Ebendemſelben.

Haukenbüttel, den 25. Februar 1776.

Heute früh, liebe Frau, habe ich Deinen erſten Brief erhalten; gottlob daß ich daraus erſehen, daß Du wohl biſt, und angefangen haſt Dich

darin zu ergeben, was meine Pflicht und der göttliche Wille von mir gefordert hat. Fahre ſo fort, und bete zu Gott, ſo wird er Dir die nöthige Kraft geben alles zu ertragen. Ich befinde mich gottlob ſehr wohl, aber den Schlaf muß ich noch entbehren, und mein Herz iſt mir noch ſchwer. Du fehlſt mir, und meine lieben Kinder. — Was ſagt Guſtchen? und was macht Fritzchen? — Grüße vielmahls Madame Paaſch und ihre Tochter von mir, und ſage letzterer, ſie ſollte mir einen Brief ſchreiben, den Du nicht leſen ſollſt, über Deine Geſundheit und die Lage Deines Gemüths.

Küſſe auf's zärtlichſte Guſtchen und Fritzchen von mir, und ſei verſichert, daß ich ſtets bin. —

Vierter Brief.

Von Ebendemſelben.

Amelinghauſen den 29. Febr. 1776.

Ich will Dir in wenig Worten mein Tagebuch machen. Du weißt, daß ich den 22ſten in Leifert traurig, nachdenkend und ermüdet war, und doch nicht ſchlafen konnte.

Den 23ſten war ich bei kaltem und ſchlechtem

Wetter in Giſhorn, wo ich beim General Bremer gegeſſen habe.

Den 24ſten zu Haukenbüttel, wo wir Raſttag hatten.

Den 25ſten und 26ſten in Brieſtädt. Ich ging mein Regiment Dragoner zu beſehn, welches auf dem Gute eines Herrn von Grote lag.

Den 27ſten kam ich nach Ebsdorf, und den 28ſten nach Amelingshauſen. Ich beſah mein Infanterie-Regiment, und kam erſt Abends um 11 Uhr hieher.

Seit geſtern habe ich mein Regiment Dragoner bei mir, und werde es auch bei mir behalten bis nach Stade, wo wir den 5ten März ankommen werden. Heute werde ich wieder einen großen Tiſch haben. Unſer gewöhnlicher Tiſch iſt von 12 Perſonen. Die Tage da wir auf dem Marſch ſind, haben wir 5, und die Raſttage 6 Schüſſeln. Die Küchenausgabe iſt, einen Tag in den andern gerechnet, ein halber Louisd'or.

Hier haſt Du einen Brief an Guſtchen und Fritzchen, welche ich zärtlich umarme, und bin mit Herz nnd Seele auf immer ganz der Deinige. —

Fünfter Brief.

Von Ebendemſelben.

Stade, den 3. März 1776.

Ich ſchreibe Dir dieſes, zwar in großer Müdigkeit, aber mit ſehr fröhlichem Herzen über die glückliche Einſchiffung des Regiments Dragoner und der Grenadiere. Um 7 Uhr fing man an die Mannſchaft einzuſchiffen, und in weniger als drey Stunden war kein Mann mehr in der Stadt, alles war auf der Elbe anderthalb Stunden von hier. Die Ausfahrt in Kähnen hier aus der Stadt war das ſchönſte Schauſpiel das man nur ſehn konnte. Alles war zufrieden und fröhlich, und man kann hier in der Stadt nicht genug die Ruhe, mit welcher die Einſchiffung geſchahe, und die gute Aufführung der Truppen während ihres hieſigen Aufenthaltes rühmen. Morgen kommt das Regiment Prinz Friedrich und das meinige hieher, aber ich weiß noch nicht wann ſie eingeſchift werden, weil noch die Hälfte unſerer Schiffe fehlt, und man nicht weiß, wann ſie kommen, da ihre Equipage noch nicht bereit war, als die, welche hier ſind, von England abſeegelten. —

Ich glaube alſo, daß ich wenigſtens noch acht

Tage in der Stadt bleiben werde. Ich bekomme einen guten Officier mit auf mein Schiff, den Kapitän Foy, den Du Dich erinnern wirſt in Minden geſehn zu haben. Er war Officier von der engliſchen Artillerie, und ein ſehr großer Mann. Dieſer Foy hat eine Amerikanerinn zur Frau, welche jetzt in England iſt. Er hat Luſt ſeine Frau nach Amerika kommen zu laſſen, ſobald es etwas ruhiger wird, und es würde ihm ſehr lieb ſein, wenn ſie Dich dahin begleiten könnte, aber nicht eher als bis ihm und mir bewußt ſein wird, wo wir ſein werden. —

Dieſer Foy wird bei mir bleiben bis wir glücklich in Amerika angelangt ſind, und er beſchreibt mir unſere Ueberfahrt wie eine Kleinigkeit. — Das Schiff auf welches ich hier kommen werde, iſt die Pallas, ein ſehr gutes Schiff, aber mit einer etwas kleinen Kajüte für 7 Officiere, die ich genöthiget ſein werde bei mir zu behalten. Dafür verſpricht mir aber Foy, daß ich von Portsmouth aus auf ein Kriegsſchiff, und noch dazu auf ein großes, kommen werde. Ich habe heute alle hier befindlichen Schiffe beſehen. —

Doch genug von mir, liebſte Frau; nun von Dir, die mich mehr intereſſirt als ich ſelbſt. Ich

hoffe, daß Du Dich nun von Deiner Niederkunft völlig erholt haben, und gegen April marſchfertig ſein wirſt.

Sechſter Brief.

Von Ebendemſelben.

Stade, den 18. März 1776.

Liebe Frau! Hier bin ich auf dem Punkt mich einzuſchiffen, mit völliger Ergebung in die göttliche Gnade, die mich allenthalben ſo liebreich als bisher leiten wird. Erſchrick nicht über dieſe Nachricht, und glaube, daß man es auf einem Schiffe recht gut hat. Ich habe ſehr gute Geſellſchaft, und wenn ich auf die engliſche Küſte komme, und daſelbſt auf ein Kriegsſchif verſetzt ſein werde, ſo werde ich es noch beſſer haben. —

Es bleibt denn alſo beſchloſſen, daß Du nach Plymouth gehſt, ſo bald es Deine und unſers neugebohrnen Töchterchens Karoline Geſundheit erlaubt, und daß Du daſelbſt meine weitere Narichten aus Amerika erwarten wirſt. Sei nicht ungeduldig. Gott liebt uns zu ſehr, um uns nicht ſobald als möglich wieder zu vereinigen.

Mein Bruder wird noch morgen mit mir

eſſen, und dann iſt alles vorbei: das iſt noch ein trauriger Zeitpunkt für mich. — Umarme unſere Kinder! ja, unſere lieben Kinder! von meinetwegen. — Das Schif erwartet mich — ich muß fort. — Lebe wohl! — Liebe mich ſtets; erhalte mir Deine mir ſo theure Geſundheit, und bleibe verſichert, daß ich auf immer ganz der Deinige bin.

Siebenter Brief.

Von Ebendemſelben.

Am Bord der Pallas, den 21. März 1776.

Hier liegen wir noch ruhig vor Stade wegen widrigen Windes, alſo muß man Geduld haben. Doch werden wir heute Mittag nach Fryburg ohnweit Glückſtadt fahren, wo wir beſſern Wind abwarten wollen, um in See zu gehn und nach England überzuſchiffen. Inzwiſchen leben wir vergnügt, und um mein Glück vollkommen zu machen, fehleſt Du nur; denn ich bekenne, daß ich ein großes Verlangen habe, Dich wieder zu ſehen. — Zu Deiner Unterhaltung ſchicke ich Dir hier ein Tagebuch, wie wir unſere Zeit zubringen.

Erſtlich haben wir eine Kajüte ohngefähr ſo

groß wie Deine Stube; auf beiden Seiten ſind zwei kleine Kabinette, in deren einem mein, und in dem andern des Kapitän Foy Bette iſt. In der Kajüte ſelbſt ſind noch zu beiden Seiten vier Betten angebracht, worinnen die Kapitäne Henſch, Gerlach, Cleve und der Rittmeiſter Fricke ſchlafen. Der Kaſſirer und Ober-Feldkaſſirer, wie auch der Sekretär, ſind in dem Raum, wo die Soldaten wohnen, und wo für ſie eine beſondere Kajüte abgeſchlagen iſt.

Des Morgens ſtehe ich ohngefähr um 7 Uhr auf, nachdem ich mein Gebet noch im Bette verrichtet habe. Wir ziehn uns gleich an, und frühſtücken dann auf engliſche Art, mit Thee und Butterbrodt. Dann gehe ich auf's Verdeck um meine Pfeife zu rauchen; hernach ſchreibe oder leſe ich, trinke meinen Kaffe, gehe auf und ab mit den beiden Engländern, und bringe ſo mit ein oder zwei Da-capo von Tabackspfeifen meine Zeit zu bis zum Mittagseſſen, welches wir um 2 Uhr halten. Wir ſind 9 Perſonen bei Tiſche, haben drei Schüſſeln und eſſen ohngefähr eine Stunde. Dann wird das Tiſchtuch abgenommen und eine halbe oder dreiviertel Stunden Geſundheiten getrunken, als nämlich: 1) Der König. 2) Der Herzog. 3) Deine und der Kinder. 4)

Kapitän Foy's Frau. 5) Gute Seefahrt, und 6) gute Expedition in Amerika. Um 4 Uhr iſt alles vorbei. Die Conſumtion beträgt täglich 4 Bouteillen Wein und eine halbe Bouteille Rack zum Punſch. Hernach trinke ich mit den Engländern Kaffe. Die übrigen Herren beſorgen ſich ſelbſt. Nach dem Kaffe beſuche ich andere Schiffe, und des Abends ſpielen wir eine Partie Whiſt. Um halb neun Uhr wird kaltes Fleiſch gegeben; Wein, wenn ihn Jemand trinken will, und Bier, und um 10 Uhr geht alles zu Bette, und ſo wird wohl ein Tag wie der andere hingehen.

Kapitän Foy geht von Dover nach London, um ſeinen Bericht an den König zu machen, und kommt in Portsmouth wieder zu mir. Nach ſeiner Ankunft werde ich dort auf ein Kriegsſchif verſetzt, wo alles ſo eingerichtet werden wird, daß ich mehr Bequemlichkeit habe.

Der General Gage iſt mit dieſem Schiffe aus Amerika gekommen, und zu der Zeit ſind acht kleine Kajüten, des Generals Stube und ein Speiſezimmer darin geweſen, und ſo ſoll es wieder werden. Von allem dieſen ſollſt Du von Portsmouth aus Nachricht bekommen, ſo wie auch wie die Sachen in Amerika ſtehen, und wie wir uns am baldigſten und ſicherſtern wiederſehen können.

Achter Brief.

Von Ebendemſelben.

Am Bord der Pallas, den 22. März 1776.
Auf der offenen See, an der rothen Tonne,
wo die Lootſen die Schiffe verlaſſen.

Hier ſind wir auf der offenen See. Die Lootſen gehn ab, und durch ſie ſchreibe ich Dir dieſen letzten Brief von Deutſchlands Grenzen. Fürchte nichts, wir befinden uns alle miteinander noch ſehr wohl, und ich hoffe daß wir die ganze Ueberfahrt bis nach Spithead bei gutem Wohlſein machen, und auch, an das weite Meer einmahl gewöhnt, bis nach Amerika vollkommen geſund kommen werden.

Foy verſpricht mir, Mittwoch aufs ſpäteſte auf der Höhe von Spithead zu ſein; und das erſte, woran ich denken werde, wird ſein, Dir unſere Ankunft und mein Befinden zu melden.

Neunter Brief.

Von Ebendemſelben.

Am Bord der Pallas, Dover gegenüber, den 26. März 1776.

Ich ſchreibe Dir in dem Augenblick da wir die engliſche Küſte ſehn. Kapitän Foy, welcher nach

London geht, will dieſen Brief dort auf die Poſt geben. Ich kann Dir mit Vergnügen melden, daß ich nicht einen Augenblick krank, noch weniger ſeekrank geweſen bin, ſondern ſtets guten Appetit und Schlaf behalten habe. Die Soldaten ſind aber meiſtens alle krank geweſen, und ſind es größtentheils noch, wie auch meine Leute. Der arme Koch iſt es ſo ſehr, daß er gar nicht arbeiten, ja nicht einmahl den Kopf aufheben kann. Dieſes iſt eine große Unbequemlichkeit für uns, denn Kapitän Foy und ich müſſen unſere Küche ſelbſt beſorgen, welches Dich beluſtigen würde, wenn Du es ſäheſt.

Hier werde ich Dir nun eine kleine Relation von unſerer Seereiſe machen. Donnerſtag ſeegelten wir von Stade nach Fryburg; es war ein herrliches Schauſpiel, alle die ſchönen Dörfer an beiden Küſten zu ſehn. Glückſtadt, eine ſchöne däniſche Veſtung, ließen wir zu unſerer Rechten. Wir waren vergnügt, aßen und tranken gut und ſpielten unſer Whiſt den Abend.

Freitag ſeegelten wir nach Ritzebüttel oder Cuxhaven, wo wir den Abend ankamen, an's Land ſtiegen, die Stadt beſahen und den Abend Whiſt ſpielten.

Sonnabend gingen wir in See, mit einem ſehr ruhigen Winde; wir ſpürten faſt gar nicht, daß wir in See waren; alles war geſund, wir aßen mit großem Appetit. — Von der rothen Tonne, wo uns der hannöveriſche Lootſe verließ, ſchrieb ich Dir den letzten Brief. Den Nachmittag kamen die Fiſcher von Helgoland und ich kaufte für 2 Rthlr. einen großen Kabeljau, 20 Schellfiſche und 4 Fluntern, welche ich in Braunſchweig nicht für 10 Rthlr. erhalten hätte. Es fing an regnigtes Wetter zu werden.

Sonntag Morgen hatten wir einen ſtarken Nebel, die See wurde ſtürmiſch. Es wurden von unſerm Schif 2 Kanonen gelöſet, um den andern Schiffen die Route anzuzeigen, welche ſie nehmen ſollten. Der Nebel ging in die Höhe, der Wind und die Wellen hoben ſich ſtark, es gab aber doch keinen Sturm. Nun ward alles krank. Der Koch konnte nicht kochen; Müller mich nicht anziehn; Valentin konnte nichts finden — Summa, ein großes Lamentiren und große Schweinerei an allen Orten. Mich hungerte, ich hatte nichts zu eſſen; kurz, Kapitän Foy und ich kochten in der Matroſen-Küche eine Erbsſuppe, und aßen kalten Roſt-Beef; das was das ganze Diner. Die Soldaten aßen gar nicht. —

Montag war das Wetter etwas gelinder; einige Leute wurden beſſer, die meiſten aber blieben krank. Kapitän Foy und ich kochten abermahls eine Portativ Bouillon Suppe, Schellfiſch mit Sardellen-Sauce, Ragout von Roſt-Beef, und einen Kalbsbraten mit Kartoffeln.

Dienſtag war das ſchönſte Wetter von der Welt, einige Leute wurden wieder geſund. Die Soldaten kochten für ſich, der Koch konnte aber noch nicht auf, ich kochte alſo wieder mit Foy. Wir hatten Reis-Suppe, gelbe Rüben mit Rindfleiſch, Kabeljau mit Sardellen-Sauce und Ragout von Kalbfleiſch. — Von weitem ſah man Land.

Heute Mittwoch ſind wir Dover gegenüber. Kapitän Foy geht ab, und nimmt dieſen Brief mit. Liebſter Engel, ſtelle Dir vor, daß alles auf dem Waſſer krank wird, mithin Du von allen Deinen Leuten nicht die geringſte Hülfe haſt. Du mußt alſo die kürzeſte Ueberfahrt nach England wählen, und ich halte die beſte über Calais.

Kapitän Foy ſagt, ſobald Quebec noch unſer und keine amerikaniſche Armee diesſeits Montreal iſt, ſo wird nicht allein er, ſondern auch General Carleton ſeine Frau kommen laſſen; vor dieſen dürfteſt Du abſolut nicht abreiſen, alsdann

aber könnteſt Du mitgehn, und gingſt ſicher, hätteſt Geſellſchaft und Wartung unterwegs, und es fehlte Dir an nichts.

Zehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

Am Bord der Pallas im Hafen von Portsmouth, den 28. März 1776.

Du ſiehſt, liebe Frau, daß ich keine Gelegenheit verſäumme, Dir Nachricht von mir zu geben. Hier ſind wir glücklich auf der Rhede von Portsmouth angekommen, und ich bin im Begriff, einen Beſuch in der Stadt zu machen, bei dem Admiral Douglas und den andern Generalen, die gleich wie wir, hier ſind, um ſich nach Amerika einzuſchiffen. Unſere Leute ſind wieder geſund, und der Koch hat mich in ſeinem Dienſt wiederum abgelöſet, welches meinem Magen ſehr wohl gethan hat. Du kannſt Dir das ſchöne Schauſpiel nicht vorſtellen, welches wir geſtern frühmorgens um 6 Uhr gehabt, da wir ſo nahe von Calais waren, daß wir jedes Haus in der Stadt unterſcheiden konnten, und zu gleicher Zeit und auf gleiche Art die Stadt Dover auf der engliſchen Küſte ſahen. — Um 9 Uhr verließ uns

Foy

Foy um nach London zu gehen, und den ganzen Tag ſind wir längs der engliſchen Küſte gefahren, und haben alle Augenblick eine neue Stadt geſehn: Leute, die ackerten, und Reiſende, die unſre kleine Flotte neugierig anblickten. Das ging ſo fort bis an den Abend. Darauf ſchlief ich ruhig, und dieſen Morgen um 5 Uhr ſahen wir Portsmouth, und haben um 9 Uhr Morgens hier geankert, und ſind im Begriff an's Land zu gehn.

Eilfter Brief.

Von Ebendemſelben.

Am Bord der Pallas, zwiſchen Portsmouth und Plymouth, den 6. April 1776.

Unſere Abfahrt von Portsmouth iſt eher erfolgt als ich glaubte. Da der Wind uns günſtig wurde, ſo haben wir, um ihn nicht zu verſäumen, die Anker gelichtet, und ſind vorgeſtern um 11 Uhr Vormittags, 30 Seegel ſtark, mit dem ſchönſten Wetter von der Welt, unter Begrüßung aller unſrer Kanonen und der der Flotte, die noch immer auf der Rhede von Spithead liegt, abgeſeegelt. — Den 5ten ward der Wind ungünſtig, und blieb ſo bis heute früh. Nun gehn wir mit gutem Winde gerade nach Plymouth; wo wir uns zwar

gar nicht aufhalten werden; ich aber doch hoffe, dieſen Brief an Dich in die Stadt gelangen zu laſſen. Gott ſei gelobt, daß Er Deinen Mann ſo geſund erhält. Verſchiedene Officiere ſind ſchon krank, unter andern mein engliſcher Adjudant, ich aber befinde mich wohl, habe guten Appetit, und ſchlafe gut; hoffe demnach bis nach Amerika wohl zu bleiben.

Ich glaube, daß dieſes der letzte Brief ſein wird, den Du bis zu unſerer Ankunft in Amerika von mir erhalten wirſt; wenn wir nicht etwan Schiffen unterweges begegnen, denen ich Briefe mitgeben könnte, die ich zu dieſem Behuf immer bereit halten werde. —

Noch verſchiedene Sachen muß ich Dir zur Nachricht ſagen. In Braunſchweig mußt Du Dir Recommendation geben laſſen, daß Du in London in einem Privathauſe, und nicht in einem Gaſthofe für Geld logireſt; da kannſt Du gleich für die Tage, die du da zu bleiben gedenkſt, Eſſen und Trinken zu Mittag und Abend im Ganzen accordiren, wie auch Quartier und Frühſtück. Haben die Leute Equipage, ſo accordire ſolche mit, alsdann kommſt Du viel beſſer weg als im Wirthshauſe, wo alles dreimahl ſo theuer iſt. Zum Exempel für 7 Tage Nachtquartier

für mich, meine 2 Adjudanten und unſere Domeſtiken, ein Diner und 7 Soupers, das Diner zu 12 Perſonen, die Soupers jedesmal 4 Perſonen, habe ich müſſen 22 Pf. Sterling, oder nach unſerm Gelde 132 Rthlr. bezahlen. —

Dieſe Regel mußt Du an allen Orten beobachten, wo Du einen Aufenthalt von einigen Tagen machen willſt. Gehſt Du nach Exeter, nach Plymouth oder nach Briſtol, an welchem letzteren Ort Madame Foy iſt, ſo mußt Du Dir in London Anweiſung geben laſſen, wo Du dort in einem Privathauſe logiren kannſt; dergleichen Privathäuſer, wo für Geld Partikuliers logirt und geſpeiſet werden, giebt es genug in England. Ferner rathe ich Dir, daß Du in London, oder wo es iſt, Dir die Art von Schiffen beſeheſt, auf welchen man gemeiniglich zu transportiren pflegt, um Deinen Plan darnach zu machen, wie Du gedenkſt Deine Schlafſtellen einzurichten; denn mehr als ein Kind kannſt Du nicht zu Dir nehmen, eins muß das Kindermädchen nehmen, und das kleine Kind muß in der Hangematte liegen.

Bouillon-Tafeln mußt Du in London kaufen, damit, wenn es an friſchem Fleiſch fehlt, Du und die Kinder doch gute Suppen zu eſſen haben.

Zwölfter Brief.

Von Ebendemſelben.

Am Bord der Pallas, den 24. April 1776.

Seit dem 4ten, als dem Tage unſerer Abfahrt von Portsmouth, ſeegeln wir auf dem großen Ocean, bald mit gutem, bald mit ſchlechtem Winde, und dreimal haben wir ſchon ſo ſtarke Winde gehabt, daß ſie einem Sturme nahe kamen. Alle ſind krank geweſen, ich aber habe gottlob alles gut und mit der beſten Geſundheit ausgehalten. —

Wir haben anjetzt 507 volle deutſche Meilen von Stade aus zurückgelegt, und haben nun noch an 300 Meilen bis Quebec zu machen. In 5 bis 6 Tagen werden wir, hoffe ich, die Küſte von New-Foundland ſehn, und kurz darauf in den Fluß St. Laurent einlaufen, wo dann die Fahrt angenehmer ſein wird, und die häufigen Seekrankheiten aufhören werden. —

Liebſte, beſte Frau, ohnerachtet meiner Liebe für Dich, und meines brennenden Verlangens Dich ſobald als möglich wieder zu ſehen, würde ich, wenn ich Dir nicht mein Wort gegeben Dich nachkommen zu laſſen, und wenn ich alle Schwierigkeiten einer ſo langen Seefahrt gekannt hätte,

mich ſehr gehütet haben, Dir eine ſo weite Reiſe anzurathen, beſonders mit Deinen Kindern. Ich muß bekennen, ich zittere, wenn ich an dieſes große Unternehmen denke; aber mein Wort iſt gegeben; alſo bequem' ich mich, und hoffe, daß Gott ſeinen Segen dazu geben wird. —

Aber um Gotteswillen reiſe nicht allein, und warte, daß Madame Foy oder eine andere Dame von Stande mit Dir reiſet, und in demſelbigen Schiff. Es muß aber eine Dame ſein, die ſchon die Reiſe nach Amerika gemacht hat, damit ſie wiſſe, wie man ſich dabei benehmen muß, und Dir rathen und helfen könne, im Fall Du oder die Kinder krank wäret; denn Du mußt Dir vorſtellen, liebſte Frau, daß Du und Deine Kinder und alle Deine Domeſtiken leicht unterweges krank ſein könntet, und wenn auch nicht immer, doch bei dem erſten ſtarken Winde; denn auf meinem ganzen Schiffe ſind nicht 5 Menſchen, die ſich immer wohl befunden haben, und jedermann bekennt, daß es ein ordentliches Wunder iſt, daß Ich eine Ausnahme davon gemacht. — In dieſem Fall nun biſt Du mit Deinen Kindern im Bette ohne die mindeſte Hülfe, und haſt nichts zu eſſen noch zu trinken, und nicht einmal eine Seele, die Dir bei den nothwendigſten Bedürfniſſen Hülfe

leiſtet. Alle die zur Equipage des Schiffes gehören, ſind meiſtens Schweine, Gauner und Erzgrobiane; und kochen nichts als geſalzenes Fleiſch, halbgar, daß es gar nicht zu eſſen iſt. Noch eins; das Waſſer wird zuletzt ſo ſchlecht und ſtinkend, daß man es nicht trinken kann, und Du mußt ſuchen einen Filtrirſtein zu bekommen, wodurch Du das Waſſer filtriren könneſt, und die Kinder gewöhnen Bier zu trinken, oder des Morgens das Waſſer abkochen laſſen, welches Ihr den Tag über trinken wollet.

Mein armer Koch iſt faſt immer krank, welches mir viel Unbequemlichkeit verurſacht; und es giebt manchen Tag, wo wir nicht wiſſen, was und wie wir eſſen ſollen. Dabei iſt das friſche Fleiſch nun aufgezehrt, und es geht anjetzt an das geſalzene und an die Hühner. Wir werden nun bald anfangen unſere Hämmel zu ſchlachten. Das Schlimmſte iſt noch, daß die Krankheit des Kochs ſchuld iſt, daß man nicht ſo ſorgfältig die Lebensmittel aufheben kann, und ſie daher eines Theils verderben, und andern Theils geſtohlen werden.

Genug, ich müßte lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß dieſes hier ein angenehmes Leben wäre.

Das beſte iſt, daß ich mich gottlob wohl befinde, und hierdurch alſo im Stande bin, alle dieſe Unbequemlichkeiten mit Geduld zu ertragen.

Dreizehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

Am Bord der Pallas, 2 Lieues dieſſeits Quebec, den 1. Junius 1776.

Ich kann Dir keine große Beſchreibung unſerer Seereiſe machen; denn was ſoll ich von 9 Wochen ſagen, die zwiſchen Himmel und Meer zugebracht worden, wo ein Tag wie der andere vorbeiging. Hier ſind wir nun nach vielen Mühſeligkeiten noch 2 Meilen von Quebec, wo wir dieſen Abend ankommen werden; aber ohne uns dort aufzuhalten, da der General Carleton vor unſrer Ankunft die Rebellen aus der Gegend von Quebec vertrieben hat und in ihrer Verfolgung begriffen iſt; daher wir unſern Weg auf dem Fluß fortſetzen werden, um uns mit dieſem General zu vereinigen. Es iſt alſo noch zu früh, Dir wegen Deiner Abreiſe einen Rath zu geben; der Kapitän Foy meint, man müſſe abwarten, wohin uns die Expedition führen wird. Ich ſage Dir weiter nichts, als: reiſe nicht allein, ohne eine an-

dere Dame von Stande, es ſei die Generalin Carleton oder Madame Foy oder eine andere. Ich muß ſchließen, weil dieſer Brief auf das Kriegsſchiff geſchickt werden muß, welches ihn beſorgen will. Sobald ich bei dem General Carleton angekommen bin, werde ich Dir umſtändlicher über alles, was vorgegangen iſt, ſchreiben; auch wie ich mich befinde, und wegen Deiner Reiſe.

Vierzehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

Zwiſchen Quebec und Montreal den 8. Junius 1776.

Hier iſt kürzlich, was ſich ſeit unſerer Ankunft in Quebec den erſten Juni ereignet hat. — Wir kamen Abends um 6 Uhr vor Quebec an. Ich ſtieg gleich ans Land, den General Carleton zu beſuchen, der mich ſehr höflich und freundſchaftlich empfing, und mich auf den andern Tag zum Mittagseſſen einlud. Um Dir einen Begriff von ſeiner Perſon zu machen, ſo ſtelle Dir den Abt Jeruſalem vor; Figur, Geſicht, Gang und Ton der Stimme ſind ganz dieſelben, und gäbe man ihm das ſchwarze Kleid und die Perücke,

ſo würde man nicht den geringſten Unterſchied finden.

Den 2ten Junius habe ich, nachdem ich bei Carleton gegeſſen, die gefangenen Rebellen geſehen. Den Abend habe ich einen Beſuch bei dem Commodore Douglas abgeſtattet, der die Flotte kommandirt, und mich bei meinem Weggehn mit 13 Kanonenſchüſſen begrüßte.

Den 3ten, meinen Geburtstag, brachte ich auf meinem Schiffe zu. Es war mir nicht ganz recht, vom General Carleton den Befehl zu erhalten, die Dragoner und das Regiment Prinz Friedrich zu Quebec in Garniſon zu laſſen. Der Capitän Foy ward zum Generaladjutanten und Sekretär des Generals Carleton ernannt.

Den 4ten, als am Geburtstage des Königs von England, machte ich mit meinem ganzen Corps Officiere meine Aufwartung bei dem General, um unſern Glückwunſch abzuſtatten. Man löſete die Kanonen von der Feſtung und von allen Schiffen, und nachher war großer Ball.

Den 5ten ertheilte mir der General Carleton das Commando eines beſondern Corps, welches ich nicht erwartete, und großes Aufſehn machte.

Den 6ten wurde ich, da der Wind günſtig war, vom General Carleton abgefertigt, und ich

ſeegelte mit dem mir beſtimmten Corps ab. Hier bin ich alſo nun auf dem See Champlain; aber ſei ruhig wegen des Feindes. Er iſt ganz fort, und wir haben diesſeits des Sees Champlain keine Seele von ihm geſehn.

Liebe Seele, kein Ort iſt bequemer für Dich als Quebec; Du kannſt ſogar füglich bis nach Montreal gehen, und dort Nachricht von mir erwarten, wohin Du uns folgen könnteſt. In Montreal iſt eine ſehr wohl eingerichtete Poſt, ſo daß Du ſehr bequem zu Lande von einem Ort zum andern kommen kannſt; und ich werde die Einrichtung treffen, daß Du in Montreal alle Bequemlichkeiten finden ſollſt. Das hieſige Land wird Dir ſehr gefallen; es iſt alles was man Schönes ſehen kann.

Funfzehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

La Prairie, den 28. Junius 1776.

Ich habe Dir letzthin einen ausführlichen Bericht von unſerer Ankunft in Quebec gemacht. Von da ſind wir nach Trois Rivieres gegangen, wo ich aber nebſt allen Generalen zu der

Affaire, die daſelbſt geweſen, zu ſpät gekommen bin. — Von da ſind wir zu Schiffe weiter gegangen und zu Bergere ans Land geſtiegen. Unſer Marſch iſt bis hieher ermüdend geweſen, nunmehro aber haben wir Ruhe. Meine ganze Equipage iſt angelangt, und wir leben gut, aber theuer. Mein Tiſch iſt gewöhnlich von 10 bis 12 Perſonen und 6 Schüſſeln; ich kann denſelben aber nicht unter zwei Guineen des Tags beſtreiten. Eine Bouteille Wein koſtet einen Thaler nach unſerm Gelde. Ich bin hier allein mit allen teutſchen Truppen. Es ſcheint, daß mir General Carleton wohl will; er zeichnet mich außerordentlich aus, und wenn das ſo fort geht, ſo habe ich Urſach ſehr zufrieden zu ſein. Ich hoffe, die Sache ſoll nicht lange dauern. Wir haben ſchon ganz Canada erobert, und werden, ſobald die Kähne dazu fertig ſind, über den See Champlain in Neuengland eindringen, wo alle Rebellen ſind, und wo der General Howe ſich auch befindet, der, wie man ſagt, ſchon einige Vortheile über ſie erhalten haben ſoll. — Wenn Du einmal hier biſt, ſo werde ich ſuchen Dich bequem in meinem Schiffe zurückzubringen, wo Du beſſer ſein wirſt; denn nun bin ich mit dem Seefahren etwas bekannter, und weiß daher manchem

Uebel abzuhelfen, welchem man zu Schiffe ausgeſetzt iſt. —

Wenn Du die Reiſe unternimmſt, wirſt Du in Quebec den Obriſtlieutenant Baum mit den Dragonern finden, der ſchon dafür geſorgt hat, Dir ein gutes Quartier zu verſchaffen. Du wirſt mir dann gleich ſchreiben, und Dich einige Tage in Quebec ausruhen. Dann nach Trois-Rivieres, einer ganz hübſchen Stadt, gehn, wo Du ein gutes Quartier findeſt, in welchem der General Carleton gewohnt hat. Dieſe Stadt iſt 30 Lieues von Quebec, und von da haſt Du noch 30 Lieues nach Montreal, wo Du entweder mich ſelbſt, oder meine weiteren Inſtruktionen finden ſollſt. Du wirſt die Gegenden hier herrlich finden, nur ſchade, daß die Kolonien noch in ihrer Kindheit ſind, und man alſo Gemüſe, Obſt und andere dergleichen zu einem guten Tiſch gehörige Sachen ſehr ſelten findet; Fleiſch, Geflügel und Milch aber hat man im Ueberfluß. — Die Häuſer ſind alle nur von einem Stockwerk, haben aber inwendig viel Zimmer, und ſind ſehr reinlich. Ein mittelmäßiges Bauerhaus gewährt unſerer ganzen Familie hinlängliche Bequemlichkeit. Die Einwohner ſind überaus höflich und dienſtfertig, und ich glaube nicht, daß unſere Bauern bei ei-

ner ähnlichen Gelegenheit ſich ſo artig bezeigen würden. Neues weiß ich Dir nichts zu ſchreiben. Wir ſind hier ſehr ruhig. Der General Carleton iſt mit einem Theil der Armee zu Chambly, General Fraſer zu St. Jean, und ich bin hier und durchreiſe das Land, um Kenntniß davon zu bekommen. Ich eſſe alle Mittag um drey Uhr, gehe gemeiniglich ein wenig ermüdet zu Bette, und um 3 oder 4 Uhr des Morgens bin ich ſchon wieder auf der Landſtraße. Vier Wochen werden wohl noch vorbei gehn, ehe wir den See Champlain paſſiren.

Sechszehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

La Savanne, den 12. Sept. 1776.

Die Armee kampirt, um näher beiſammen zu ſein. Ich habe einen ſehr guten Poſten an einem Ort der Savanna heißt, und da ich ein beſonderes Korps kommandire, ſo habe ich viel zu thun, und es fehlt mir nicht an Bewegung, welche meiner Geſundheit ſehr zuträglich iſt. Die Nächte ſind ſchon ein wenig kalt; man denkt an die Winterquartiere und ſpricht auch ſchon davon:

ich glaube daß wir ſie im Monat Oktober be-ziehen werden. Welch Vergnügen würd' es für mich ſein, wenn ich dann in Ruhe Deiner und meiner Kinder Geſellſchaft genießen könnte! Für-wahr das würde mir über alles gelten. Aber wo magſt Du jetzt ſein? vielleicht mitten auf der See, vielleicht gar in Gefahr? Wie manche Nacht bringe ich mit ſolchen Sorgen für Dich zu! Gott wird mich hoffentlich bald aus dieſer Angſt reißen, und mir die Freude ſchenken, Dich in meinen Armen zu ſehen. Den 4ten dieſes Monats habe ich nach dem Exerciren unſrer Truppen dem Ge-neral Carleton und den vornehmſten Officieren der Armee ein großes Mittagsmahl gegeben, von 36 Couverts und 26 Schüſſeln, zweimahl ſervirt. — Alle ſchienen zufrieden. Ich habe es für die Ehre meines Herrn nnd für das Beſte ſeiner Truppen gethan, nnd es iſt mir recht gelungen, denn ich habe alle zu Freunden, und ſtehe mit al-len Menſchen gut.

Siebzehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

Im Lager von La Savanne,
den 23. Sept. 1776.

Endlich habe ich, liebe Frau, Deine Briefe vom 9ten, 13ten, 20ſten und 30ſten April und 12ten Mai erhalten. Alle dieſe Briefe haben mir ein großes Vergnügen gemacht, und ich habe herzlich Gott gedankt, daß Du Dich mit den Kindern ſo wohl befindeſt. Ich umarme Dich und die Kinder eben ſo herzlich. Ein gleiches Vergnügen haben mir auch die anderweitigen Nachrichten verurſacht, ſo ich noch von andern aus England über Dich erhalten habe, und ich danke der Vorſehung, daß ſie Deine Reiſe ſo geſegnet hat. Ich weiß, liebe Frau, daß Du ohngefähr den 12ten in London angekommen, und gegen den 18ten von da nach Briſtol abgegangen biſt; daß Du Dich wohl befindeſt, und Deine Kinder gleichfalls. O'konnel, den der Obriſt Specht nach London geſchickt hatte, hat mit dem Wirth des Gaſthofs, wo Du logirt haſt, ſelbſt geſprochen, und Du warſt nur 3 Stunden vor ſeiner Ankunft nach Briſtol abgereiſt. Ich adreſſire dieſen Brief nicht nach England. ſondern gebe ihn dem erſten Schiffe

mit, das dahin abgeht, damit der Kapitän deſſelben, wenn er Dir begegnet, ihn Dir geben, und Dich mit der guten Nachricht von meiner vollkommenen Geſundheit beruhigen und erfreuen könne. — Du wirſt in Quebec bei Madame Murray alle fernere Dir nöthige Anweiſungen finden. Ich werde meine Winterquartiere zu Trois Rivieres haben, wo Du meine Zurückkunft ruhig abwarten kannſt.

Achtzehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

Crown-Point, am Bord des Waſhington, einer Priſe von den Rebellen, den 26. Okt. 1776.

Wir haben die Flotte der Rebellen zerſtöhrt und Crown-Point in Beſitz genommen. Wir werden nun in die Winterquartiere gehen. Unſere Kampagne iſt beendigt, und ich gehe nach Trois Rivieres zurück, wo ich mein Winterquartier haben werde, und Dich mit der größten Ungeduld erwarte. Gott, wie wäre ich glücklich, wenn Du noch dieſen Winter kämeſt, und ich in demſelben Deine angenehme Geſellſchaft genießen könnte! Die Winterquartiere werden ſehr ruhig ſein, und

ich

ich werde ganz für Dich leben können. Der General Carleton hat ſich wie ein Held auf der Flotte geſchlagen, indem er die ganze Armee hinter ſich zurückgelaſſen hat; er hat die verheuratheten Leute ſehr geſchont, und wenn dieſer Krieg auf dieſe Art auch das künftige Jahr fortgeht, ſo werde ich hier mitten im Kriege meines Lebens ſicherer ſein, als auf den Exercierplätzen in Wolfenbüttel und Braunſchweig. — Wenn Du in See biſt, ſo wird der General Bourgoyne, der der Ueberbringer dieſes Briefes iſt, ſein möglichſtes thun, ihn Dir noch auf der See zukommen zu laſſen; biſt Du aber noch in England, ſo wird er ſich alle Mühe geben, Dir zu künftigem Frühjahr ein gutes Schiff zu verſchaffen, und in dieſem Fall darfſt Du Dich nur ſchriftlich an ihn wenden. Ich bin auf ſechs Tage hier als Volontair geweſen. Wir haben das Lager der Rebellen beim Fort Carillon ſehr in der Nähe geſehen, auch einige Gefangene gemacht.

Neunzehnter Brief.

Von Ebendemſelben.

Trois Rivieres den 10. Nov. 1776.

Ich habe nunmehro wenig Hofnung mehr, Dich dieſen Winter noch hier zu ſehen; alſo ſchicke ich Dir dieſen Brief, damit, wenn Du in England geblieben biſt, es Dir doch an Nachrichten von mir nicht fehlen möge.

Ich befinde mich, Gott ſei Dank, wohl; aber in großer Bekümmerniß Deinetwegen, da ich nicht weiß wo Du biſt. — Inzwiſchen werde ich doch, ſo viel Vergnügen ich auch gehabt hätte Dich hier zu ſehen, nicht murren, wenn Du nicht kommſt; Gott, der alles nach ſeinem weiſen Willen regiert, hat Dir dadurch vielleicht ein Unglück erſparet. Die Ungewißheit, wo Du jetzt lebſt, beſonders in dieſer ſpäten Jahreszeit, beunruhigt mich am meiſten. — Ich muß ſchließen, da eben die Poſt nach Quebec abgehen will, und empfehle Dich der Hülfe und dem Schutze Gottes. Ich umarme Dich und unſere lieben Kinder, und ſchmeichle mir, daß Du nun wenigſtens künftiges Frühjahr kommen wirſt.

Zwanzigſter Brief.

Von der Generalin Riedeſel an ihre Mutter.

Wolfenbüttel, den 8. März 1776.

Liebſte beſte Mutter! Ihr letztes Schreiben hat mich beinahe auſſer mich geſetzt. Es ſchien in einigen Stellen, daß Sie ungnädig auf mich wären; und in anderen zeigen Sie mir wieder ſo viel Beſorgniß und Liebe, daß es mich recht kränkt, Ihnen zum erſtenmal mit meinem Willen ungehorſam ſein zu müſſen. Glauben Sie nur, daß wenn etwas vermögend geweſen wäre, mich wankend zu machen, ſo wäre es die Glückſeligkeit geweſen, Sie bei mir zu ſehen. Ich kannte mich hierin, und wußte, wie ſauer es mir geworden wäre, von Ihnen zu gehn, und Ihnen etwas abzuſchlagen, und deshalb ließ ich im letzten Brief vor meinem vorigen nach, Sie zu bitten, zu mir zu kommen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, mich von Ihnen zu trennen, und noch dazu auf eine ſo lange Zeit, und doch der Gedanke, daß Sie mich bitten, mit befehlen könnten, hier zu bleiben, machte mich ſchaudern. Zu bleiben, da mir der beſte, der zärtlichſte Mann er-

laubt ihm zu folgen, wäre mir unmöglich geweſen. Pflicht, Liebe und Gewiſſen geſtatteten mir es nicht. Es iſt ja die Pflicht der Frau, alles zu verlaſſen, und dem Manne zu folgen. Meine Liebe für ihn iſt Ihnen bekannt, ſo wie auch die ſeinige für mich und die Kinder. —

Ein und zwanzigſter Brief.

Von Ebenderſelben.

Wolfenbüttel, den 3. Mai 1776.

Wenn Sie wüßten, wie ſehr ich dadurch erfreut worden bin, daß ich aus Ihrem Schreiben erſehen, daß Sie anfangen, mit meiner Reiſe zufriedener zu ſein! — Ich habe jetzt dieſes Vergnügen von allen Seiten, und man findet überall, daß ich meiner Pflicht nachlebe. Ja, ich reiſe mit der gewiſſen Zuverſicht, daß mir Gott, welcher mein Innerſtes kennt, und welchem alſo meine Abſicht bekannt iſt, beiſtehen und mir die Kinder erhalten wird. — Das einzige was mich kränkt, iſt, Sie, liebe gnädige Mutter, zurückzulaſſen; aber ich hoffe es iſt nicht auf lange, denn vielleicht giebt Gott bald Frieden, und dann können wir unſere Tage ruhiger zubringen. — Gott gebe ſei-

nen Segen zu allem. Inzwiſchen beten Sie für uns und für unſere Kinder, ſo wird es uns immer wohl gehen. Meinerſeits werden meine heißen Wünſche und das inbrünſtigſte Gebet täglich zu Gott gerichtet ſein, daß er Sie, würdigſte Mutter, erhalte, und Sie Ihre Tage glücklich zubringen laſſe. — Behalten Sie uns allezeit lieb, ſo wie wir Sie ſtets verehren und lieben werden. Haben Sie die Gnade und ſchreiben Sie mir noch einmal, und verſichern mich Ihrer Liebe. — Wenn Sie gleich ſchreiben, ſo kann ich den Brief noch hier erhalten, ehe ich abreiſe, welches, wenn wir alle geſund bleiben, gegen den 13ten dieſes ſein wird. Ihre künftigen Briefe bitte ich nach Briſtol zu addreſſiren, woſelbſt ich meines Mannes mündliche Inſtruktionen abwarten werde.

Bericht der Generalin Riedeſel über ihre Reiſe von Wolfenbüttel bis Briſtol.

Ich reiſete den 14ten Mai 1776 frühmorgens um 5 Uhr von Wolfenbüttel ab, und ungeachtet des ſehnlichen Verlangens, das ich hatte, meines Mann wieder zu ſehn, fühlte ich doch die Größe

meines Unternehmens zu ſehr, um nicht ein ſchweres Herz zu haben; beſonders, da man gar nicht aufgehöret mir zu wiederholen, welchen Gefahren ich mich ausſetzte. Guſtchen, meine älteſte Tochter, war vier Jahr und neun Monate alt; Fritzchen, meine zweite, zwei Jahr, und Caroline, mein jüngſtes Kind, nur erſt zehn Wochen alt. Ich hatte alſo allen meinen Muth und alle meine Zärtlichkeit nöthig, um nicht öfter meinem einzigen Wunſch zu entſagen, ihm zu folgen. Man ſtellte mir nicht allein die Gefahren zur See vor, ſondern ſagte mir auch, daß wir beſorgen müßten von den Wilden gefreſſen zu werden; daß man ſich in Amerika mit Pferdefleiſch und Katzen ernährte; und doch ſchreckte mich alles dieſes noch weniger als der Gedanke, in ein Land zu kommen, wo ich die Sprache nicht verſtand. Inzwiſchen war ich auf alles gefaßt, und der Gedanke, meinem Manne zu folgen und meine Pflichten zu erfüllen, hat mich im ganzen Lauf meiner Reiſe aufrecht erhalten.

Auf meiner erſten Station ſagte mir mein guter alter Rockel, als er die Kinder aus dem Wagen hob, mit einer zuverſichtlichen Miene: „Ach ſehn Sie doch, wie Gott die Reiſe ſegnet, unſere Kinder ſehen viel geſunder aus!“ Dieſer

Rockel war 8 Jahre lang bei uns geweſen, als ihn mein Vater zum Förſter machte. Da er meines Mannes Abreiſe vernahm, und daß ich ihm folgen wollte: ſo ließ er alles im Stich, um als Jäger mit uns zu gehen, und hat die ganze Reiſe über für uns alle, und beſonders für meine Kinder, die er ſich zur Pflicht machte, zu tragen und zu warten, die größte Anhänglichkeit und Aufmerkſamkeit bewieſen. Gleich den erſten Mittag kam ich in einem Gaſthof an einen ſehr groben Wirth, wo ich mir, unterdeſſen daß die Pferde gefüttert wurden, eine Bierſuppe machen ließ, wofür ich ihm zehn Groſchen bezahlen mußte. Als ich mich beklagte, daß es zu viel wäre, antwortete er mir ſehr patzig: ich müßte ihm das geben, und hätte ja wegbleiben können, wenn ich gewollt hätte. Er wäre grob, aber ich würde noch gröbere Wirthe antreffen, die mich noch ſechsmal ſo viel bezahlen laſſen würden. Ein ſchöner Troſt für mich, da ich mir vorgenommen hatte, ſehr ſparſam zu leben. — In Maſtricht warnte man mich, auf meiner Hut zu ſein, weil die Wege durch Straßenräuber ſehr unſicher gemacht würden, deren in vierzehn Tagen 130 theils gehängt, theils auf andere Art hingerichtet worden, welches aber noch nicht der vierte Theil von denen

wäre, die ſich noch da befänden; und daß man ſie gleich ohne weiteren Prozeß auf die Landſtraßen und an die Oerter aufhinge, wo ſie ihr Weſen trieben. — Dieſe Nachrichten ſetzten mich ſehr in Furcht, und ich nahm mir vor, nicht bei Nachtzeit zu reiſen; da ich aber ſehr ſchlechte Pferde bekam, ſo mußte ich doch in der Dämmerung durch einen Wald, wo etwas hängendes mir durch das offene Fenſter in den Wagen hineinſchlug. Ich faßte darnach, und als ich etwas rauhes fühlte, fragte ich was es ſei? — Es war ein Gehängter mit wollenen Strümpfen. Noch ganz erſchrocken darüber wurde mir noch weit mehr angſt, als man vor einem ganz einſam ſtehenden Hauſe in dieſem nämlichen Wald ſtille hielt, wo die Poſtillons nicht weiter fahren wollten. Der Ort hieß Hurne, ich werde ihn nie vergeſſen! Ein Mann von ziemlich verdächtigem Anſehn empfing uns, und führte uns in eine ſehr abgelegene Stube, wo ſich nur ein Bett fand. Es war kalt, ich ließ alſo Feuer in einem großen Kamin machen; unſer ganzes Abendbrodt beſtand in Thee und in ſehr grobem Brodte. Mein treuer Rockel kam zu mir mit einem ſehr ängſtlichen Geſicht, und ſagte mir: „Hier iſt's nicht richtig! es iſt da eine Kammer voller Gewehre, ich glaube die andern

Leute ſind aus; gewiß ſind es Spitzbuben! ich werde aber die Nacht vor Ihrer Kammer mit meinem Gewehr ſitzen, und werde mein Leben theuer verkaufen. Der andere Bediente ſoll in der Kutſche ſitzen, auch mit ſeinem Gewehr.“ Alles dieſes machte natürlich meinen Schlaf nicht ruhig, ich hatte mich auf einen Stuhl geſetzt, und den Kopf auf das Bette gelegt. Doch ſchlief ich endlich ein, und wie groß war mein Entzücken beim Erwachen, als man mir um vier Uhr des Morgens zu ſagen kam, daß alles zur Abreiſe fertig ſei, und ich darauf den Kopf zum Fenſter herausſteckte, und in dem Walde, worin wir uns befanden, eine Menge Nachtigallen um uns her bemerkte, welche durch ihren angenehmen Geſang mir alle meine überſtandene Angſt vergeſſen machten. Meine ganze Reiſe war ſehr glücklich. Ich reiſete über Brüxelles, Tournai und St. Omer, wo ich den 31ſten Mai um ein Uhr Mittags ankam. Zwiſchen Tournai und St. Omer paſſirte ich eine Stadt die Caſſel heißt, woſelbſt ein Berg iſt, auf welchem ich geweſen bin. Man ſieht auf ſelbigem 32 Städte ohne die Dörfer. Es iſt das eine der ſchönſten Ausſichten, die man haben kann. In Calais ließ ich gleich nach meiner Ankunft einen Schiffs-

kapitän kommen, mit dem ich alles wegen meiner Ueberfahrt nach England verabredete. Ich nahm, wie man mir dort rieth, ein Paquetboot für uns allein, um beſſer zu ſein, ließ aber meinen Wagen zurück, weil man mir ſagte, daß man in Dover 30 auch wohl 60 Guineen Strafe bezahlen müßte, wenn man eine fremde Kutſche nach England hereinbrächte. Ich mußte zwei Tage widrigen Windes halber in Calais bleiben. Endlich ward ich auf das Schiff gerufen. Ich geſtehe es, mir ſchlug das Herz ein wenig. Meine beiden älteſten Kinder freuten ſich ſehr; denn um ihnen Muth zu machen, hatte ich ihnen geſagt, daß wenn wir die See paſſirt hätten, ſie ihren Vater ſehn würden. Ich ſtellte mich recht muthig, um ihnen keine Furcht zu machen. Wir fuhren nach dem Ufer hin; die Bootsleute nahmen die beiden älteſten Kinder, und trugen ſie ins Schiff. Ich hatte die Jüngſte auf dem Arm. Die Leute waren zu Fuße gefolgt. Ich ſahe mich nach den Kindern um, und bemerkte zu meiner großen Verwunderung, daß ſie ſchon im Schiffe und mitten unter den Matroſen ſtanden, und herumſprangen. Ich ließ die Kleine auch hereinheben, und nun hatte ich Magnete genug, die mir Herz gaben hinein zu ſteigen, und fand es

nicht ſo ſchlimm, als ich es mir vorgeſtellt hatte. Es führte ein Brett vom Ufer auf das Schiff, da ging ich gerades Fußes hinüber. Das Schiff war ſo hübſch und reinlich, daß es mir gleich alle Furcht benahm. Die Matroſen ſahen vergnügt aus. Ich hatte eine allerliebſte Kajüte, in welcher acht Betten waren; es war alles von Mahagoniholz und Meſſing, und ſo reinlich, daß man ſich darinnen ſpiegeln konnte. Man ſagte mir, ich und die Kinder ſollten uns zu Bette legen; wir hatten aber keine Luſt dazu, und gingen ſtatt deſſen oben auf das Verdeck, und aßen und tranken, denn uns hungerte brav. Meine Tochter Fritzchen wurde ſo bekannt mit den Matroſen, daß wenn ſie herauf oder herunter gehn wollte, ſie immer ſagte: „Mann! Arm nehmen!“ — Dieſe Leute haben die Kinder ſehr lieb, und warten ſie ſehr gut. Der eine nahm immer die kleine Caroline, und trug und wartete ſie. Es war ſehr luſtig anzuſehn; ein großer brauner Kerl mit einem kleinen Kinde, welches ihn immer anlachte. Wir blieben alle wohl. Der Kapitän verſicherte, er habe in langer Zeit keinen ſo günſtigen Wind gehabt. Denn er war ziemlich ſtark, aber gut. In 5 Stunden waren wir herüber. Weil wir nun wegen der Ebbe nicht

vor 8 oder 9 Uhr hätten können an's Land kommen, ſo ſetzten wir uns in ein kleines Schiff, und waren in 6 Minuten am Lande. Mein Herz war innigſt gerührt von Dankbarkeit gegen Gott, der uns ſo glücklich herüber geholfen, und voll des Gedankens: „Du bringſt deine Kinder geſund zu deinem Manne hin!“ Dieſe wollten nun ihren Vater haben; das betrübte mich ſehr. Ich vertröſtete ſie damit, daß wir noch einmahl auf das Schiff müßten. Nun aber quälten ſie mich beſtändig, und ſprangen, wann ſie ein Schiff ſahen. —

Als wir in Dover ans Land geſtiegen waren, wurden wir mit einer Menge von Glückwünſchen empfangen, daß wir die große Reiſe überſtanden hätten. Dies koſtete uns Geld. Es kamen auch über 30 Gaſtwirthe, welche baten, daß man bei ihnen abſteigen möchte. Ich wählte ein franzöſiſches Wirthshaus, und fand es ſehr gut daſelbſt. Es war ein prächtiger Gaſthof, und alles darin von der ausgezeichnetſten Reinlichkeit. Man kam mein Gepäcke zu viſitiren, welches ſehr läſtig iſt; ich hatte über Briefe an den, der die Direktion darüber hatte, und da dieſer hörte, daß ich meinem Manne nach Amerika folgen wollte, ſo ſagte er ſehr höflich, daß es hart ſein würde,

die Frau eines Generals zu quälen, der es hätte übernehmen wollen, für den Dienſt des Königs nach jenem Lande zu gehen. Und ſo kam ich gut weg.

Da ich meinen Wagen hatte zurücklaſſen müſſen, ſo war ich genöthigt, hier eine Poſtkutſche zu nehmen, welches mir bis London ſehr hoch kam, weil man die Equipage pfundweiſe bezahlt.

Den 1. Junius Abends kam ich in London an, und fand daſelbſt viele Bekannte, unter andern den General Schlieffen, den Herrn von Kurzleben, Graf Taube und noch mehrere. An den letztern hatte mein Mann geſchrieben, und ihn gebeten, mir ein Privatquartier zu miethen; er aber, aus Furcht ich möchte nicht kommen, hatte es unterlaſſen, ſonſt wäre ich viel wohlfeiler und beſſer geweſen. Jedoch freute es mich, daraus zu erſehen, wie ſehr meinem Mann meine Reiſe am Herzen gelegen, und wie wenig er daran gezweifelt hatte, daß ich meinen Plan ausführen würde. Es war mir alſo deſto lieber, daß ich mich nicht hätte abſchrecken laſſen.

Noch eines Umſtandes muß ich hier erwähnen, welcher auf mein Quartier in London anfänglich einen widrigen Einfluß hatte.

Ich verließ mich in Calais ganz auf den

Wirth, dem ich empfohlen war, ich glaube aber, daß er mein Zutrauen mißbrauchte, und es dazu benutzte, vieles auf meine Koſten nach England hinüber zu ſchaffen. So ſagte er mir auch, daß er mir riethe, einen zuverläßigen Mann zu meinem Schutz mitzunehmen, ohne welchen ich große Gefahr laufen würde. Er that auch, als wenn er ſich ſehr viel Mühe gäbe, einen ſolchen aufzufinden, und brachte mir endlich einen ſehr wohlgekleideten Mann, den er mir als einen Edelmann vorſtellte, der ſein guter Freund ſei, und ſo gefällig ſein wollte, mich bis nach London zu bringen. Ich machte ihm viel Complimente, und wußte nicht, wie ich ſo viel Güte genugſam erkennen ſollte; ich ſetzte meine Kinder gegen mir über, um ihm einen guten Platz zu laſſen, und wandte alles an, daß ſie ihm nicht beſchwerlich fallen ſollten. Er gab ſich auch das Anſehen eines Mannes von Wichtigkeit, und ſpeiſete mit mir den ganzen Weg. Ich bemerkte zwar, daß die Bedienten in den Wirthshäuſern ſehr vertraut mit ihm thaten, ich achtete aber nicht darauf, weil mir die Erkenntlichkeit, die ich ihm ſchuldig zu ſein glaubte, die Augen ſchloß. — Wie wir nun in London ankamen, und ich gute Zimmer forderte, ſo wunderte es mich, als man mich in's

vierte Stockwerk in eine ſehr ſchlechte Stube brachte. Ich glaubte aber, daß alle Zimmer ſchon beſetzt wären, da mich Herr von Feronce in Braunſchweig verſichert hatte, daß ich prächtig logirt ſein würde. General Schlieffen und viele andere, die mich zu beſuchen kamen, beſonders Damen, an welche die Herzoginn, damahls Erbprinzeſſin von Braunſchweig, mir Empfehlungsſchreiben mitgegeben hatte, waren befremdet mich ſo ſchlecht logirt zu ſehen. —

Den Tag darauf kam mein Hauswirth mit einer ganz beſchämten Miene zu mir und fragte mich ſehr ehrerbietig, ob ich den Menſchen kenne, mit welchem ich gekommen wäre, und den ich ihm empfohlen ſo gut zu bewirthen (denn ich hatte es für unſchicklich gehalten, ihn in London mit mir eſſen zu laſſen). Ich ſagte ihm, daß es ein Edelmann wäre, der auf die Bitte des Herrn Guilhaudin, meines Wirths in Calais, mir die Gefälligkeit erzeigt hätte, mich auf der Reiſe zu begleiten. Ha! erwiederte er, dies iſt einer von ſeinen Streichen! Es iſt ein Lohnbedienter, ein Erzgauner, den er dazu gebraucht ſeine Geſchäfte zu machen; und wie ich Sie mit dieſem Menſchen im Wagen ſitzen ſah, als Sie ankamen, ſo muß ich Ihnen bekennen, daß ich nicht

glaubte, daß Sie das wären, wofür Sie ſich aus⸗gaben, und alſo dafür hielt, daß dieſe Stuben gut genug für Sie ſein würden; da ich jetzt, nach den Leuten die zu Ihnen kommen, urtheilen kann, daß ich mich geirrt habe: ſo bitte ich Sie ſehr um Verzeihung, und erſuche Sie andere an⸗zunehmen, für welche Sie mir nicht mehr bezah⸗len ſollen, als für dieſe hier; ſo ſehr wünſche ich mein Verſehen wieder gut zu machen. — Ich dankte ihm, und bat, daß er mich doch ſobald als möglich von dem Menſchen befreien ſollte, der mir aber doch noch 4 oder 6 Guineen, (ich erinne⸗re mich nicht mehr genau wie viel es war,) für ſeine Begleitung abforderte. — Dieſen Streich habe ich dem Herrn Guilhaudin nie vergeſſen können, von welchem ich noch eine Speculation mit meinem Wagen erfuhr. Er hatte mir ge⸗ſagt, daß ich ihn zurücklaſſen müßte, weil ich ihn nicht nach England herein bringen dürfe. Nach⸗her hörte ich, daß er ihn vermuthlich, wie er es ſchon mit mehreren gemacht, an Reiſende vermie⸗then wollte, die eine Reiſe nach Deutſchland mach⸗ten. Durch dieſe Rechnung machte ich ihm aber einen Strich; denn als ich in London war, ſchrieb ich an den Miniſter Lord North, der mir gleich die Erlaubniß gab, den Wagen frei nach London

kommen

kommen zu laſſen; welches mich zwar lange auf-
hielt, mir aber ſehr vortheilhaft und auch viel
bequemer war.

Als ich in London ankam, ſo hatten meine
Augen von der Erhitzung der Reiſe ſo ſehr ge-
litten, daß das eine ganz inflammirt war, und
ſich ſogar wildes Fleiſch darangeſetzt hatte. Ge-
neral Schlieffen verlangte durchaus, daß ich ei-
nen Augenarzt darüber zu Rathe ziehn ſollte, und
brachte mir den der Königin. Dieſer erſchrak über
den Zuſtand, worinnen er mein Auge fand, gab
jedoch gleich Hoffnung, es wieder zu kuriren.
Er that ein Pulver in eine Feder, ließ mich das
Auge weit öffnen, welches ich ganz treuherzig
that, da ich den Schmerz, der meiner wartete,
gar nicht vermuthete; er blies mir darauf das
ganze Pulver ins Auge hinein, um das wilde
Fleiſch wegzubeitzen. Der Schmerz war unbe-
ſchreiblich, und ich habe mich ſeitdem niemahls
wieder zu dieſem Experiment entſchließen können;
ſelbſt, wenn ich es verſuchen wollte, ſchloß ſich
das Auge jedesmal unwillkührlich. Inzwiſchen
that es mir ſehr gut. Er gab mir darauf noch
ein anderes Recept, und ich mußte ihm drei
Guineen bezahlen, welches mir nicht ganz recht
war; General Schlieffen ſagte mir aber, ich könne

ihm nicht weniger geben, da es der Augenarzt der Königin wäre. —

Ich wohnte in London in Suffolk-Street, und fand alles ſehr theuer. Weil ich nur 2 Tage daſelbſt zu bleiben dachte, ſo machte ich keinen Akkord; als aber 8 Tage daraus wurden, ſo ließ ich mir die Rechnung geben.

Ich fuhr zwar etwas in der Stadt herum, da es aber wegen Karolinchen, die ich ſelbſt ſtillete, nicht anging, daß ich alles beſehen konnte; ſo ſparte ich dieſes bis zu meiner dereinſtigen Zurückkunft. — Doch war ich zweimahl in St. James-Park, und ſahe daſelbſt den König und die Königin ganz nahe in Sänften. Der Park iſt ein allerliebſter Spatziergang, wo mehr als 5 bis 6 tauſend Menſchen täglich herumgingen.

Eines Tages hätte ich eine unangenehme Geſchichte in London. Man hatte mir gerathen, daß ich mir ein kleines Mäntelchen und Hut kaufen ſollte, ohne welche ich nicht ausgehn könnte. Ich war zum Eſſen bei'm Herrn von Hinüber, dem hannöveriſchen Miniſter. Seine Frau ſchlug mir einen Spatziergang nach St. James vor, verſäumte aber mir vorher zu ſagen, was in unſrer Kleidung wider das engliſche Cos-

tüm war. Guſtchen war nach franzöſiſcher Art gekleidet, trug einen kleinen Panier, (Reifrock) und einen hübſchen kleinen runden Hut. Ich bemerkte, daß man faſt mit Fingern auf uns wies, und fragte nach der Urſach. Sie ſagte mir, ich hätte einen Fächer, welchen man mit einem Hut nicht tragen dürfe, und meine Kleine wäre zu geputzt, daher man uns für Franzoſen hielte, die hier ſchlecht angeſchrieben wären. — Den Tag darauf ging ich wieder dahin, und wir waren alle ganz auf engliſche Art gekleidet, alſo glaubte ich daß man uns nicht bemerken würde; ich irrte mich aber, denn ich hörte wieder rufen: — French Women! pretty Girl! (Franzöſinnen! hübſche Mädchen!) Ich fragte den Lohnbedienten, warum man uns für Franzöſinnen hielt, und erfuhr, daß es deshalb wäre, weil ich meinen Kindern Bänder angeſteckt hatte. Ich riß ſie ab und ſteckte ſie in die Taſche, aber man begaffte mich immer noch, und ich hörte, daß es wegen der Hüte war, welche die Kinder in England von einer andern Form trugen. Ich ſah daraus, wie nöthig es war, ſich nach der Sitte des Landes zu richten, um mit Annehmlichkeit dort zu ſeyn, denn der Mob (Pöbel) läuft gleich zuſammen, und wenn man ſich mit ihm in Wortwechſel

einlaſſen wollte, ſo ſetzte man ſich Beſchimpfungen aus.

Mein Plan war nach **Briſtol** zu gehn, und dort Gelegenheit abzuwarten, nach Amerika zu kommen. Zwar wurde mir dieſes von allen in London, denen ich empfohlen war, widerrathen, weil ich dort nicht ſo Gelegenheit haben würde, Nachrichten zu bekommen, und zu erfahren wenn Schiffe abgingen; aber mein Mann hatte es mir ſehr empfohlen dort hinzugehn, alſo wollte ich nicht davon ablaſſen. Ich reiſte alſo den 10. Junius von London ab, und kam den 11. in Briſtol an. Als ich vor dem Wirthshauſe ſtill hielt, lief der Pöbel zuſammen, und begaffte meinen Wagen, an welchem deutſche Fußtritte waren, welches ihm poſſirlich deuchtete, ſo wie auch die beiden Flinten, die meine Leute am Reiſebock feſtgebunden hatten. Sie betaſteten ſie, und hoben auch den wachsleinewandenen Ueberzug meines Wagens auf, um zu ſehen wie er gemahlt wäre. Mein Bedienter, der ein paar Worte engliſch konnte, anſtatt ſtille ſitzen zu bleiben, fing an ſie auf engliſch zu ſchimpfen, welches ihm erwiedert wurde. Hierauf ließ er ſich's einkommen, einem unter dem Haufen eine Ohrfeige zu geben; nun ſtürzte alles hinzu, und es hätte

übel ablaufen können, wenn der Maire, (die erſte Gerichtsperſon des Orts) Oncle von Miſtriß Foy, an die ich geſchrieben, und ſie gebeten, mir ein Quartier zu verſchaffen, und den ich hatte holen laſſen, um mir daſſelbe anzuweiſen, nicht noch zu rechter Zeit dazu gekommen wäre. Dieſer ehrwürdige Greis lief gleich hin, und holte mir ſeine Nichte, mit welcher ich etwas franzöſiſch ſprechen konnte, und mit welcher ich nach meinem Logis fuhr, welches ſehr groß und ſchön, aber auch ſehr theuer war.

Aufenthalt der Generalin von Riedeſel zu Briſtol, Portsmouth und London. — Einſchiffung zu Portsmouth.

Ich empfand bald nach meiner Ankunft in Briſtol, wie unangenehm es iſt, in einer Stadt zu ſeyn, wo man die Sprache nicht verſteht. Meine Leute hatten allen Muth verloren, und ich mußte ihnen daher verbergen, was ich ſelbſt fühlte. Stundenlang brachte ich oft mit Weinen in meiner Kammer zu: endlich faßte ich guten Muth,

alles zu überwinden; ich gab mir recht viel Mühe, die engliſche Sprache zu erlernen, und brachte es doch in 6 Wochen damit ſo weit, daß ich zum wenigſtens ſo viel wußte, um alles Nothwendige fordern zu können, und die Zeitungen zu verſtehen, welche mich damahls ſehr intereſſirten; vorzüglich die Artikel von Quebec, wo mein Mann war.

Ich wurde bald genöthigt, mein erſtes Logis in Briſtol zu verändern. Meine Wirthin wollte mir nicht erlauben, das geringſte für die Kinder waſchen zu laſſen. Ich ſahe mich alſo nach einer andern Wohnung um. In der neuen hatte ich eine ſehr ſchöne Ausſicht. Ich überſahe den ganzen College-green, einen ſchönen Spatziergang, wo unter den Bäumen lauter Raſen und Gänge ſind, und viel Leute, auch Kinder ſpatzieren gehen. Meine Kinder liefen viel darauf herum. Briſtol würde ein ganz angenehmer Aufenthalt ſeyn, wenn die Geſellſchaft daſelbſt nur beſſer wäre; aber die Menge Matroſen die dort ſind, machen dieſe Stadt unangenehm. Gleich den Tag nach meiner Ankunft rief mich meine Wirthin zu einem (wie ſie es nannte) allerliebſten Schauſpiel. Wie ich an's Fenſter trat, erblickte ich zwei nackte

Menſchen, die ſich mit der gröſsten Erbitterung borten. Ich ſah wie ihr Blut floß, und wie die Wuth in ihren Augen gemahlt war. Zu wenig an einen ſolchen häßlichen Anblick gewöhnt, zog ich mich geſchwind in den innerſten Winkel des Hauſes zurück, um nicht das Freudengeſchrei zu hören, das die Zuſchauer dabei machen, wenn einer einen Stoß bekömmt. Während meines Aufenthaltes in Briſtol hatte ich einen unangenehmen Auftritt. Ich trug ein zitzenes Kleid mit einem Beſatz von grünem Taft. Dieſes mochte den Briſtollern als etwas zu fremdes aufgefallen ſeyn, denn wie ich eines Tages mit Madame Foy ſpatzieren ging, verſammelten ſich über hundert Matroſen um uns, wieſen auf mich mit Fingern, und riefen: French whore! (franzöſiſche H**.) Ich floh ſo geſchwind als möglich in das Haus eines Kaufmanns, und nahm den Vorwand dort etwas zu kaufen; mittlerweile verlief ſich das Volk wieder. Das verleidete mir aber mein Kleid, und wie ich wieder nach Haus kam, ſo ſchenkte ich es meiner Köchin, ob es gleich noch ganz neu war.

Ohngefähr drei engliſche Meilen von Briſtol iſt ein Bad: Hot Wells genannt, welches viel ähnliches von Wendefurth bei Blanken-

burg im Harz hat, nur daß in Hotwells ſchöne Häuſer ſind, und ein Verſammlungsſaal. Man findet dort viel Badegäſte, aber meiſtens Kranke beſonders Bruſtkranke. Die Damen reiten daſelbſt faſt alle, wegen der Berge und ſteinigten Thäler; und die, ſo nicht allein reiten können, ſitzen hinter einem Führer auf einer Art Sättel, die wie kleine Lehnſtühle gemacht ſind. Dorthin geht man im Sommer; und nach Bath, welches 8 Meilen davon liegt, gegen den Winter. Dort hat man viel Vergnügungen, und der Ort iſt allerliebſt, und voller prächtigen Gebäude. Da ich ihn aber im Sommer geſehn habe, ſo habe ich gar keine Geſellſchaft daſelbſt, und den Ort ſehr einſam gefunden.

In dem Hauſe wo ich in Briſtol wohnte, war ein Kapitän Fenton, deſſen Frau in Boſton geblieben war, mit einer Tochter von 14 Jahren. Er liebte ſie beide ſehr, und bat mich, Briefe an ſie zu beſorgen, wenn ich nach Amerika gehen würde. Bei meiner Ankunft daſelbſt erfuhr ich, daß da der Mann nicht wiedergekommen, ſie verhaftet, und hernach ſehr gemißhandelt worden, welches ich an ſeinem Orte erzählen werde. Ich machte noch eine andere Bekanntſchaft in Briſtol, die mir immer werth blei-

ben wird. Es hatte mir nämlich, als ich von Wolfenbüttel abreiſete, ein junger Lee, Neffe des amerikaniſchen Generals dieſes Nahmens, der auf dem Carolino zu Braunſchweig war, einen Brief an einen Banquier, Nahmens Ireland, nach England mitgegeben, und mir ihn ſehr empfohlen, mich verſichernd, daß ich Urſache haben würde mit ihm ſehr zufrieden zu ſeyn. Ob ich nun gleich wenig Vertrauen auf die Empfehlung dieſes jungen Menſchen ſetzte, ſo ſchickte ich doch den Brief an beſagten Banquier, der 6 engliſche Meilen von der Stadt wohnte. Darauf ſah ich eines Tages einen ſchon ältlichen Mann mit einer ſehr hübſchen Frau ankommen, deren Freundſchaft ich das Glück hatte ſo bald zu gewinnen, daß ſie mich ſehr baten ſie zu beſuchen. Ich fuhr alſo zu ihnen zum Eſſen. Sie bewohnten ein prächtiges Landgut, welches eine allerliebſte Lage und Garten hatte. Ich fand daſelbſt zwei allerliebſte kleine Mädchen, ihre Töchter, die ganz ihr Glück machten, ob ſie ſich gleich noch ſehr einen Sohn wünſchten. Sie waren reich, und alles war bei ihnen ſehr prächtig. — Dieſe guten Leute haben mir viel Freundſchaft erwieſen, und als ich nach Portsmouth in der Ab-

ſicht reiſete, mich dort einzuſchiffen, mußte ich ihnen mein Wort geben, daß, wenn das Schiff, wie oft geſchieht, aufgehalten würde, ich nach der Mitte des Octobers nicht mehr abreiſen wolle. Da ich nachmahls den Augenblick der Abfahrt verfehlt hatte, und zu Ende Septembers nach London ging, und ihnen im Frühjahr darauf von dort ſchrieb, daß ich nun abreiſen würde; ſo kamen dieſe guten Leute noch nach London, welches, glaube ich, 86 engliſche Meilen von ihrem Gute entfernt iſt, um mir ihre Dienſte anzubieten; und wie ich deren nicht benöthigt war, ſo gaben ſie mir Briefe mit für alle Häfen, wo ich widriger Winde halber einzulaufen vielleicht würde genöthigt ſeyn, damit es mir an nichts fehlen möchte. Als ich glücklich nach Quebec gekommen war, und die Briefe nicht mehr brauchte, eröffnete ich ſie, und wurde innigſt gerührt, wie ich darinnen fand, daß ſie allen ihren Freunden aufgetragen, mir ſo viel Geld zu geben, als ich nur verlangen würde, ohne einmahl eine Summe zu beſtimmen. Wie die Frau mit einem Sohne nieder kam, baten ſie mich zu Gevatter, welches bei den Engländern ein großer Beweis von Freundſchaft iſt. Ich habe oft gewünſcht, daß dieſer Sohn ein=

mahl nach Braunſchweig kommen möchte, um ihm die von ſeinen Eltern mir erwieſene viele Freundſchaft, die ich nie vergeſſen werde, zu vergelten. Ich brachte 3 oder 4 Monat in Briſtol zu, und wünſchte nichts ſehnlicher, als meinem Manne bald zu folgen, beſonders da ich wußte, daß Quebec in engliſchen Händen war. Ich konnte aber niemahls Madame Foy dazu bewegen. Sie ſagte mir, daß ſie erſt Briefe von ihrem Mann aus Amerika erwartete. Inzwiſchen ward es immer ſpäter in der Jahreszeit. Ich ſchrieb alſo an den Miniſter Lord George Germaine und bat um ſeinen Rath. Er antwortete mir ſehr höflich, es wäre freilich wahr, daß die ſpäte Jahreszeit heranrückte und mich meine Abreiſe deſto mehr wünſchen laſſen müßte, da mein Mann mir ſchriebe zu kommen; weil er mir aber zugleich die Bedingung dabei machte, daß ich mit Madame Foy reiſen ſollte, und er mich entſchloſſen ſähe, in allem pünktlich ſeinen Wünſchen nachzukommen, ſo wüßte er nicht recht was er mir rathen ſollte. Auf jeden Fall böte er mir die Ueberfährt auf einem Paquetboot an. Ich ſollte nur ſuchen, Madam Foy dazu zu bewegen. Bei dieſer waren aber alle Vorſtellungen fruchtlos. Endlich kam der ſo lange erwartete

Brief ihres Mannes aus Amerika an, und mit demſelben ſtellte ſich meine Ungeduld, aber auch wieder die Entſchloſſenheit der Madame Foy ein. — Es gelang mir endlich ſie zu bewegen, daß ſie in unſere Abreiſe willigte. Ich ſchrieb alſo wiederum an Lord Germaine, der mir gleich ſehr verbindlich antwortete, er hätte ein Paquetboot, welches unverzüglich abgehen würde, und von welchem er mir alle Kajüten für mich und mein Gefolge anböte, ſo daß ich auch Madame Foy daran Theil nehmen laſſen könnte. Ich würde alles darinnen eingerichtet finden, und er mache ſich ein unendliches Vergnügen daraus, mir dienen zu können. Ich erfuhr auch wirklich nachmahls, daß er Befehl gegeben, alle nöthige Lebensmittel für uns an Bord zu bringen, ſogar eine Kuh, damit die Kinder Milch hätten. — Dieſe hat der Kapitän des Paquetbootes ſich bei ſeiner Ankunft in Quebec noch von meinem Mann bezahlen laſſen.

Je mehr der Augenblick unſerer Abreiſe herannahete, je unentſchloſſener ſahe ich Madame Foy, die ihre Bequemlichkeiten liebte, und der es daher leid that, ein ſehr hübſches und gut meublirtes Haus zu verlaſſen. Endlich reiſten wir nach Portsmouth ab, wo wir uns einſchiffen

ſollten. Madame Foy und ihre Schweſter fanden daſelbſt viele Officiere, alte Bekanntſchaften, mit welchen ſie einen ſehr luſtigen Abend zubrachten; während ich beſchäftigt war meine Kinder zu Bette zu bringen. Dieſe ſagten ihnen, daß die Jahreszeit ſchon zu ſpät wäre, daß ſie eine unangenehme Reiſe haben würden; daß es jammer Schade wäre, daß ſo hübſche Damen ſich ſolcher Gefahr ausſetzten, und noch vieles mehr, was ich nicht verſtand, weil ich der Sprache nicht mächtig genug war. Genug, der Erfolg war, daß ſie mir noch denſelben Abend verſicherte, ſie würde nach Briſtol zurückkehren. Ich bat ſie dringend, ſich nicht ſo zu übereilen, und ging zu Bette, während daß ſie noch bei ihrer Geſellſchaft blieb. Am andern Morgen um 8 Uhr kam man mich zu benachrichtigen, daß wir fort müßten. Ich bat, ich weinte, aber alles umſonſt, weil ſie zu gut wußte, daß mir mein Mann empfohlen, nicht ohne ſie zu reiſen. Sie hatte ſchon unſern Fuhrmann mit unſern Sachen nach Briſtol zurückgeſchickt; ich wußte mir alſo nicht zu helfen, unſer Wagen war vor der Thüre, ich mußte fort. Wie wir zur Stadt hinausfuhren, ſahe ich einen großen Wagen, der von einer Wache zu Pferde eſcortirt wurde. Ich

fragte was das zu bedeuten habe? Mein engliſches Mädchen, (ich hatte hier eine Engländerin zu meiner Reiſe angenommen) ſagte mir, es wäre das Geld welches auf die Schiffe gebracht würde. Dieſes fiel mir aufs Herz, und ich bemerkte der Madame Foy, daß wenn man noch ſo viel Geld mit dieſem Schiffe zu ſchicken wagte, ſo könnte es wohl noch nicht zu ſpät in der Jahreszeit ſeyn. Gut, antwortete ſie mir, wenn Sie das meinen, warum reiſen Sie nicht? Weil Sie mich daran verhindert haben, erwiederte ich, indem Sie unſer Reiſegepäck, ohne mich zu fragen, nach Briſtol zurückgeſchickt haben. Sie gab mir mit einer ſpöttiſchen Miene die Antwort: Da ich ſo viel Herzhaftigkeit hätte, ſo könnte ich wohl die Reiſe mit den wenigen Kleidungsſtücken, die ich bei mir hätte, unternehmen, und ſie wollte mir mein Gepäck durch ein andres Schiff nachſenden. Die Frau war ſonſt ſehr ſanft, ließ ſich aber von ihrer Schweſter, die böſe war, und ſich dabei vor der Reiſe fürchtete, zu dieſem Benehmen verleiten. Der Ton mit dem ſie mir dieſes ſagte, gab mir indeſſen Muth, und den Entſchluß ein, ſie gehn zu laſſen und nach Portsmouth zurück zu kehren, um dort das Schiff zu erwarten; denn dieſes

war noch nicht angekommen. Man erwartete es jeden Augenblick, und ich zweifelte deſto weniger an der baldigen Ankunft deſſelben, da ich von der Langſamkeit der Schiffer, und wie ſie öfters aufgehalten werden, keinen Begriff hatte. Ich ſchickte alſo meinen treuen Jäger Rockel dem Fuhrmann eiligſt auf dem Fuß nach, der glücklicherweiſe etwas deutſch verſtand, und ſich daher leichter von Rockel bewegen ließ, meine Sachen abzupacken; ſodann trennte ich mich von Madame Foy, und reiſete da wieder hin, wo ich hergekommen war, und wo ich nun beſchloß die Schiffe abzuwarten, ſo lange es, wie ich es meinen Freunden, Irelands, verſprochen hatte, die Jahreszeit verſtatten würde: beſonders da mir die Familie des Admirals Douglas, deren Bekanntſchaft ich daſelbſt machte, und einige andere gute Leute verſicherten, daß ich wohl noch auf 14 Tage gute Jahreszeit rechnen könnte. Auch konnten dieſes die Officiere, die ich bei Madame Foy geſehen hatte, nicht einmahl läugnen, und entſchuldigten ſich nur damit, als ich ihnen vorwarf, warum ſie denn dieſer das Gegentheil geſagt hätten, daß ſie jene Damen ſo ſehr furchtſam gefunden, daß ſie geglaubt, ſich ihnen durch das Abrathen der Reiſe am gefälligſten zu machen. — Ich aß oft im Douglas-

ſchen Häuſe; da ich noch nicht genug die Gebräuche des Landes kannte, ſo war mir immer bange, wie Ninette à la cour in der Comedie zu erſcheinen. So konnte ich zum Beiſpiel die auf engliſche Art mit bloßem Waſſer gekochten Gemüſe gar nicht hinunter bringen; bis ich bemerkte, daß andere eine excellente Sauce von Butter dazu thaten. Nun that ich desgleichen, und fand ſie beſſer als auf die Art wie wir ſie eſſen. Doch ſind die Gemüſe an ſich ſchon ſo ſehr gut in England, daß man ſie auch bloß in Waſſer gekocht mit Salz eſſen könnte. In eine andere Verlegenheit kam ich auch noch mit dem Trinken. Man that mir die Ehre an, mir anzubieten, ein Glas Wein in der Reihe herum zu trinken. Ich hatte ſchon von dieſer Gewohnheit etwas gehört, und daß man durch eine abſchlägige Antwort diejenigen beleidige, die einem den Antrag machten; weil ich nun meine jüngſte Tochter Caroline ſtillte und daher gar keinen Wein trank, ſo machte mich dieſes ſehr verlegen; den erſten Tag hatte ich nicht das Herz es abzulehnen; da ich aber fürchtete, daß es in der Länge meiner Kleinen Schaden thun würde, ſo fragte ich endlich ganz treuherzig, ob ſie ſich beleidigt finden würden, wenn ich

es

es nicht thäte, und mit Waſſer Beſcheid gäbe. Sie lachten und verſicherten mich, daß ſchwierige Menſchen oder Leute von geringerm Stande es vielleicht übel nehmen möchten; rechtliche Leute würden mich aber deſſen überheben, und ſo war auch dieſe Bedenklichkeit gehoben.

Man ſpricht und betet in den engliſchen Kirchen Gebete, das Vaterunſer und die Gebote jedesmahl laut nach. Es frappirte mich im Anfang ſehr, jedermann laut beten zu hören, welches ein ſo groß Geräuſch machte, daß ich darüber auf dem Punkt war aus der Kirche heraus zu laufen; endlich aber machte ich es eben ſo mit.

Die Frauen in England müſſen immer einen Hut in der Kirche aufhaben, und es würde mit Fingern auf ſie gewieſen werden, wenn ſie ohne denſelben hinein kämen. Als ich nach Deutſchland zurückkam, und ich und meine Töchter mit Hüten in der Kirche erſchienen, ſo ſahe man mich mit großen Augen an. Jetzt trägt man ſie vielfältig. So iſts mit jedem ungewöhnlichen Gebrauch. — Ich blieb 3 Wochen in Portsmouth, immer in der Erwartung der Ankunft der Schiffe; endlich verſicherte mich jedermann daß ich, beſonders wegen der Kinder, zu viel wa-

gen würde, in dieſer ſpäten Jahreszeit noch in See zu gehen; und daß auch hundert gegen eins zu verwetten wäre, daß die Schiffe dieſes Jahr nicht mehr nach Quebec hingelangen würden, wegen des Eiſes mit welchem der St. Laurentfluß gegen die Zeit belegt ſeyn würde. Dieſer Umſtand, ſo lange alsdann auf dem Schiffe liegen zu bleiben, wäre noch ſchrecklicher geweſen, und entſchied mich vollends, die Reiſe aufzugeben, hauptſächlich wegender Kinder, für die mir bange war; denn wäre ich allein geweſen, ſo hätte ichs gewagt.

Portsmouth iſt ein anmuthiger Seehafen, und was es noch intereſſanter macht dort zu wohnen, iſt, daß man alle Tage daſelbſt Schiffe ankommen ſieht, die ſich durch Kanonenſchüſſe anmelden. Dann läuft man ans Ufer, und ſieht mit Ungeduld ihrer Ankunft entgegen. Es werden daſelbſt Schiffe gebauet, und der Dock-yard (Schiffs-Werft) iſt prächtig; ſo wie auch das Haus, in welchem die jungen Leute, die zum Seedienſt beſtimmt ſind, erzogen werden. Nie habe ich ſonſtwo ſo viel Ordnung und ſo große Reinlichkeit in einer öffentlichen Schule geſehen. Seitdem iſt alles dieſes abgebrannt. Das Haus des Admirals iſt ſchön, und hat eine prächtige

Ausſicht. Um die Stadt geht ein Wall mit hübſchen Spatziergängen. Auch ſind mehrere ſchöne Häuſer in Portsmouth, und das Volk iſt höflicher als zu Briſtol, ob es gleich meiſtens Matroſen ſind. Der Admiral ſorgte dafür, und beſtrafte alle Unordnung ſtrenge, war ſonſt aber ein guter und gefälliger Mann. — Mein Geld ging auf die Neige; ich hatte nur ſo viel kommen laſſen als ich brauchte, um mich zu equipiren und zu meiner Einſchiffung. Die Reiſe und mein Aufenthalt in Portsmouth, der mir viel koſtete, hatten meine Kaſſe ſehr erſchöpft; ich war alſo nicht wenig erfreut, in dem nämlichen Wirthshauſe, wo ich wohnte, Freunde zu finden, an welche ich mich in etwaniger Verlegenheit wenden könnte. Dieſes war ein Kapitän Young mit ſeiner Frau, die von Tabago kamen. Der Kapitän hatte im ſiebenjährigen Kriege unter unſerm Herzog, damaligem Erbprinzen, als Adjudant gedient, dem er ſehr ergeben war, und da er auch meinen Mann gut gekannt, bot er mir an, mit ihnen nach London zu gehen, und dort bei ihnen zu wohnen, wozu ich meinen Antheil zu den Koſten beitragen ſollte. Er war ein Mann im Mittelalter, und die Frau ohngefähr 30 Jahr alt, ſehr gelb und nicht hübſch, aber

von einem freundlichen Geſicht. Ich dankte dem Himmel für dieſen Fund, und da ich ſahe, daß mir alle Hoffnung verſagt war, in dieſem Jahre noch nach Quebec zu kommen: ſo verſprach ich ihnen zu folgen, welches ich auch gleich einige Tage darauf that. — Unterweges blieb ich in einer kleinen aber hübſchen Stadt, deren Nahme mir entfallen iſt. Da mir bange war, daß ich dort eben ſo viel als in Portsmouth würde bezahlen müſſen, forderte ich nur eine kleine Stube und eine Hammelkeule mit Kartoffeln. Der Gaſthof war prächtig, und alles darin von der größten Eleganz. Die Korridors, Gallerie, mit einem Worte, das ganze Haus war von außen mit Blumentöpfen und Bäumen, die ſich in Gewinden in einander ſchlungen, ausgeziert; und zwiſchen dieſen hingen noch gläſerne Kugeln, in welchen man Goldfiſche und Vögel ſah. Ich war erſchrocken über dieſe Eleganz, und fürchtete für meine Guineen, beſonders da ich mich in die ſchönſten Zimmer einführen und meinen Tiſch in großem Ueberfluß mit 5 oder 6 der niedlichſten Speiſen verſehen ſah. Als der Wirth mir vollends bei Tiſche aufwartete, ſo ſagte ich mir: Das koſtet wieder eine Guinee mehr! Den andern Morgen fand ich meine Leute Chokolade und

Kaffee trinken, und Torten und andere Leckerbiſſen eſſen, und konnte mich nicht enthalten, ihnen einen kleinen Verweis zu geben, daß ſie ſich ſo bewirthen ließen, da ſie doch wüßten, daß ich nicht ſehr bei Gelde wäre. Sie verſicherten mir, ſie hätten nichts mehr als Thee gefordert, der Wirth hätte ihnen aber geſagt, daß ſolche brave Leute, die ihrer Herrſchaft nach Amerika folgen wollten, gut bewirthet werden müßten. Kurz, es war keine Aufmerkſamkeit noch Gefälligkeit, mit der ich mich nicht überhäuft ſah. Endlich forderte ich mit Furcht und Zittern meine Rechnung, und ſiehe da! ich hatte nur 10 Schillinge zu bezahlen. — Ich ſagte dem Wirth, daß er ſich gewiß verſehen hätte; nein antwortete er mir, ich habe mehr als meine Auslage, und finde mich glücklich, daß ich Ihnen habe zeigen können, daß es in England ehrliche Leute giebt. Ich bewundere Ihren Muth, und wünſche es Ihnen bezeigen zu können. —

Als ich in meinen Wagen ſtieg, fand ich denſelben mit Blumengewinden und Sträußen ausgeziert, und wie ich von ohngefähr in eine Wagentaſche griff, ſo fand ich, daß der Wirth die Artigkeit gehabt hatte, ſie mit Kuchen und Apfelſinen für die Kinder anzufüllen.

Ich kam zu Ende Septembers in London an, und erfuhr bald zu meinem großen Verdruß, daß das Schiff, welches ich ſo ſehnlich erwartet hatte, in Portsmouth angekommen und auch gleich nach Amerika abgegangen war. Inzwiſchen verſicherte man mich, daß ich viel gewagt haben würde, ſo ſpät im Jahre noch abzureiſen. Doch erfuhr ich nachher, daß das Schiff glücklich hingekommen, ein anderes aber, das nur einige Tage ſpäter angelangt, vom Eiſe zerſchmettert, jedoch die Mannſchaft noch gerettet worden ſey.

So war ich denn nun in London aufs allerbeſte bei Youngs logirt und geſpeiſet, und ſo oft ich von Bezahlung ſprach, ſo erhielt ich zur Antwort, daß ſie ſich zu glücklich fänden mich zu beſitzen. Dieſes ſetzte mich freilich in große Verlegenheit, weil ich ſie aber für unermeßlich reich hielt, und daß ſie deswegen kein Geld von mir nehmen wollten, ſo dachte ich mir aus, mich mahlen zu laſſen, und der Frau vor meiner Abreiſe mein Portrait im Armband, mit Diamanten, ſo ich noch beſaß, eingefaßt, zum Geſchenk zu geben; da ich auf ſolche Art mich meiner Schuld entledigen konnte, ohne meinem Mann eine Ausgabe zu verurſachen. Ich brachte meine Zeit bei Madame Young, die ſehr kränklich und

hypochondriſch war, und mit unſerer Hauswirthin Miſtreß Bohlen, einer würdigen und lieben Frau, zu, und fand mich ziemlich glücklich. Mittlerweile erneuerte Madame Young alte Bekanntſchaften, machte vielen Aufwand, kaufte Kleider und Kopfzeuge zu Dutzenden, und das Haus war beſtändig voller Schneiderinnen und Modehändlerinnen; und da ſie mit allen dieſen fertig war, ſo that ſie mir den Vorſchlag öffentliche Oerter und Geſellſchaften mit ihr zu beſuchen. Ich entſchuldigte mich damit, daß ich Amme ſey, und demnach mein Kind nicht verlaſſen könnte; überdem wäre ich zu traurig und zu unruhig wegen meines abweſenden Mannes, um mich dazu entſchließen zu können. Endlich fürchtete ich auch die größern Geldausgaben; ſie wiſſe wohl, daß ich Geld aus Deutſchland erwartete, und ich wollte das Zutrauen meines Mannes, der mir völlig freie Hand zu meinen Ausgaben gelaſſen, nicht mißbrauchen. Sie nahm meine abſchlägige Antwort ſehr übel auf; denn ihre Abſicht war auszugehen, und ſie hielt dafür, daß es ſchicklicher ſeyn würde, wenn ſie noch jemand zur Begleitung hätte. Anſtatt alſo daß ſie bisher freundlich geweſen, ward ſie faſt grob gegen mich, und was die Sache noch verſchlimmerte,

war, daß mich der Mann lobte, daß ich ſo viel Liebe gegen meine Kinder hätte und deshalb nicht ausginge. Sie kam alſo eines Tages und fragte mich, ob ich ſchon ein Quartier gefunden hätte? Wegen der ſo oftmaligen Einladungen noch ferner bei ihnen zu bleiben, hatte ich zwar noch nicht daran gedacht; doch antwortete ich nun, daß ich bereits dazu Auftrag gegeben habe. Sie erwiederte mir, daß ſie eins für mich wüßte, und mit mir hingehen wollte es zu beſehen; und führte mich darauf nach einem wahren Neſte, welches noch dazu in einer ſchlechten und ſehr abgelegenen Straße lag. Ich ſagte ihr, daß ich dieſes zu ſchlecht fände und lieber auf andere Artikel ſparen wollte, als auf die Wohnung, die ich gut haben müßte, da ich an verſchiedene vornehme Damen Empfehlungsſchreiben hätte, und im Stande ſeyn wollte, dieſe ordentlich zu empfangen. Sie antwortete mir ſpitzig: daß da ich ſolche gute Wirthin wäre, und ſo eingezogen lebte, ſie geglaubt hätte, daß mir dieſes genügen würde.

Wie wir von da wegfuhren, entdeckte ich einen Anzeiger an einem Eckhauſe in einer guten Gegend. Ich ging hinein, und fand eine zwar kleine, aber reinliche und anſtändige Wohnung,

wofür man 4 Pfund wöchentlich forderte. Ich ſagte, daß dieſes mehr wäre als ich zu geben im Stande ſey, daß ich aber verſichern könnte, wenn man es mir wohlfeiler laſſen wollte, ſo würde ich Abends allezeit bei guter Zeit zu Hauſe ſeyn, und meine Thüre um 10 Uhr zuſchließen. Die Wirthin ſah meine Kinder, und als ſie noch dazu meine Geſchichte und Fatalitäten hörte; ſo ſagte ſie zu ihrem Mann: Höre! wir haben keine Kinder, dieſe werden Kinderſtelle bei uns vertreten, das iſt beſſer als einige Guineen mehr! — und darauf ließen ſie mir das Quartier für 3 Pfund wöchentlich mit Meubles, Küchengeräthe und Waſchzeug. — Ich nahm ſogleich Abſchied von meinem bisherigen Wirthe, und begab mich in meine neue Wohnung, wo ich mich ſehr glücklich fand; denn nicht allein war ich gut logirt, ſondern auch mein Wirth und meine Wirthin wurden meine eifrigſten Freunde. Ich ſagte ihnen ganz offenherzig, daß meine Abſicht wäre, nicht zu viel auszugeben; daß mir zwar mein Mann freie Hand gelaſſen, ich eben deswegen aber mich in allem einſchränken wollte. Ich ſagte ihnen noch, daß mein ganzes Kapital dermahlen in 10 Guineen beſtände, und ich vielleicht noch unter 6 Wochen nichts bekommen

würde. Nun, erwiederte mir Miſtriß Ruffels, meine neue Wirthin, ich werde Ihre Wirthſchafterin ſeyn, und Brod und Fleiſch für Sie bezahlen, das Uebrige können Sie bei uns bekommen, und ſo wie Ihre Miethe nach Ihrer Bequemlichkeit bezahlen.

Beide lehrten ſelbſt meinen Kindern das Engliſche, und wenn ich ausgehn mußte, ſo vertraute ich ſie ihnen an. — Als ich im folgenden Frühjahr im Begriff war abzureiſen, ſo ſahe ich den Mann ſehr traurig und kummervoll. Ich erkundigte mich nach der Urſach. — Ach! ſagte ſie, es iſt Ihre Abreiſe, die ihn ſo betrübt, und beſonders die Ihrer kleinen Karoline, und er hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, ſie uns zu laſſen. Was wollten Sie mit ihr machen, wenn ich nun etwa ſtürbe? antwortete ich. O, erwiederte ſie, den Augenblick wo Sie ſie uns lieſſen, würden wir ſie an Kindes Statt annehmen, und ihr unſer ganzes Vermögen geben. Wenn ich Luſt bezeigte, Kleinigkeiten für meine Kinder zu kaufen, ſo fragte mich die gute Frau jedesmahl, ob auch die Ausgabe die Summe nicht überſchritte, die ich mir für mich ſelbſt ausgeſetzt hätte. Ich fand mich ſehr glücklich bei ſo rechtſchaffenen Leuten zu ſeyn, und ich hätte noch

mehr Urſache der Vorſehung zu danken, daß ſie mich von der Young weggebracht, als in der Folge dieſe ſo viele Schulden machte, daß man ſie feſtſetzen wollte, und nachdem der Mann flüchtig geworden war, ihre Sachen verſiegelte. Die Frau lebte zuletzt auf Unkoſten ihrer Freunde; ich hätte alſo tauſenderlei Verdruß gehabt, wenn ich in Verbindung mit dieſen Leuten geblieben wäre. Ich kann das gute Betragen der engliſchen Nation gegen mich nicht genug rühmen. Sogar Perſonen, die ich nicht kannte, kamen mir Geld anzubieten, ſo viel ich nur brauchen würde, und als ich meine Verwunderung darüber bezeigte und gegen ſie äußerte, daß ſie ja nicht wiſſen könnten, ob ich nicht etwa eine Andere wäre, als die, wofür ich mich ausgäbe; ſo antworteten ſie mir, daß, wenn dieſes wäre, ich nicht ſo eingezogen leben, und nicht ſo meine ganze Sorgfalt auf meine Kinder wenden würde, als ich thäte. —

Man rieth mir, an Hof zu gehn, da die Königin geäußert hätte, daß ſie mich gern ſehen wollte. Ich ließ mir alſo eine Hof-Robe machen, und Lady George Germaine präſentirte mich. — Es war am Neujahrstage 1777.

Ich fand das Schloß ſehr häßlich und altfränkiſch meublirt. Die Damen und Herren ſtellten ſich alle in das Audienzzimmer; hierauf kam der König, welcher 3 Kavaliere vor ſich gehn hatte, in das Zimmer. Ihm folgte die Königin mit einer Dame, die ihr die Schleppe trug, und einem Kammerherrn. Der König ging rechts und die Königin links herum. Beide gehn keinen vorbei ohne ihm was zu ſagen. Am Ende des Saals begegnen ſie ſich, machen ſich einen großen Reverenz, und gehn dann ein jeder von ihnen dahin, wo der andere hergekommen iſt. — Ich frug Lady Germaine was ich zu thun hätte, und ob der König, wie ich gehört hätte, alle Damen küßte? Nein, antwortete ſie mir, bloß die Engländerinnen und die Marquiſinnen, und man hat nichts weiter zu thun, als ſtille auf ſeinem Platz ſtehen zu bleiben. Wie nun der König an mich heran kam, war ich ſehr verwundert, daß er mich küßte, und wurde darüber feuerroth, weil es mir ganz unerwartet kam. Er fragte mich ſogleich, ob ich Briefe von meinem Mann hätte? ich ſagte: Ja, vom 22ſten November. Er iſt wohl, erwiederte er, ich habe mich expreß nach ihm erkundigt, jedermann iſt mit ihm zufrieden, und ich hoffe, daß ihm

die Kälte nichts ſchaden wird. Ich antwortete, ich glaubte und hoffte, daß da er in einem kalten Klima gebohren wäre, ihm die Kälte nicht ſo beſchwerlich fallen würde. Ich hoffe es auch, ſagte er, allein dieſes verſichere ich Ihnen, daß die Luft daſelbſt ſehr geſund und klar iſt. — Hierauf machte er mir noch einen ſehr freundlichen Gruß, und ging weiter. Als er weg war, ſagte ich der Lady Germaine, daß ich durch den Kuß des Königs nun naturaliſirt wäre. Hernach kam die Königin, die auch ſehr freundlich gegen mich war und mich fragte, ob ich ſchon lange in London wäre? Ich ſagte 2 Monat. — Ich glaubte ſchon länger, erwiederte ſie. Ich antwortete, in London nur ſo lange, aber in England bereits 7 Monat. Sie fragte, ob es mir hier gefiele? Ich ſagte, ja; daß ich aber doch ſehr wünſchte, erſt in Canada zu ſeyn. — Fürchten Sie Sich denn nicht, frug ſie weiter, vor der See? Ich liebe ſie gar nicht. — Ich auch nicht, erwiederte ich, allein es iſt kein ander Mittel meinen Mann wiederzuſehn, und ich werde alſo mit Freuden reiſen. Ich bewundere Ihren Muth, ſagte ſie, denn es iſt eine ſtarke Unternehmung und ſehr beſchwerlich, zumahl mit 3 Kindern.

Aus dieſer Unterredung ſahe ich, daß ſie ſchon mehr von mir gehört hatte, und es war mir daher lieb, daß ich an den Hof gegangen war. Nach der Cour ſahe ich alle königliche Kinder, bis auf eines, das krank war. Es waren ihrer 10, die ich alle bildſchön fand. Ich ging nachher, da ich ſo gut aufgenommen worden, noch mehrmalen hin. Als ich vor meiner Abreiſe nach Portsmouth, im Frühjahr, zu meiner Einſchiffung, von der Königin Abſchied nahm, fragte ſie mich nochmahls, ob ich mich nicht vor einer ſolchen erſchrecklichen Reiſe fürchtete; und als ich ihr antwortete, daß da mein Mann wünſchte, daß ich ihm folgte, ich es mit Muth und Vergnügen thäte, weil ich glaubte meine Pflicht zu erfüllen, und verſichert wäre, daß ſie an meinem Platz das nämliche thun würde; ſo ſagte ſie mir: Ja, wie man mir aber ſchreibt, ſo thun Sie die Reiſe ohne Vorwiſſen Ihres Mannes. — Ich erwiederte: da ſie eine deutſche Prinzeſſin wäre, ſo würde ſie wohl wiſſen, daß ich ohne den Willen meines Mannes dieſes nicht hätte unternehmen können, weil mir das Geld dazu gefehlt haben würde. Sie haben Recht, ſagte ſie, ich billige Ihren Entſchluß, und wünſche Ihnen alles nur erſinnliche

Glück. Wie iſt der Nahme Ihres Schiffes? — Ich werde mich oft nach Ihnen erkundigen, und bei Ihrer Zurückkunft, hoffe ich, werden Sie mich beſuchen. — Sie hat Wort gehalten, und ſich oft nach mir erkundigt, und mich oft grüßen laſſen. —

General Bourgoyne hatte meinem Mann verſprochen, daß ich mit ihm zugleich reiſen ſollte; ich fragte deshalb den Lord George Germaine um Rath; der ſagte mir, daß ein Kriegsſchiff zwar ſicher wäre, da man aber auf ſelbigem ganz abhängig vom Schiffskapitän wäre, der für die Koſt und Ueberfahrt keine Bezahlung nähme, ſo würde mir dieſes unangenehm ſeyn, beſonders weil ich Kinder hätte; er riethe mir alſo mehr zu einem Kauffartheyſchiff. Herr Watſon, ein reicher londner Banquier, ein würdiger Mann, der ſchon dreimahl Lord-Major von London geweſen, (eben der, dem ein Haifiſch in Weſtindien einſtmahls beim Baden einen Fuß abgebiſſen,) hatte meinen Mann in Kanada geſehn und ihm ſein Schiff für mich verſprochen. General Howe, ein alter Freund meines ſeligen Vaters, und auch der meinige, rieth mir ſehr es anzunehmen, und verſprach mir, um dem Schiffe mehr Anſehn und mir mehr Sicherheit zu geben, einen Marque-Brief für

daſſelbe, und 60 Mann und 2 Officiere. Herrn Watſon war dieſes recht lieb, denn es iſt ſehr einträglich für den Eigenthümer des Schiffes; dagegen aber iſt das Schiff auch der Gefahr eines Gefechts ausgeſetzt, wenn es dem Feinde begegnet. Herr Watſon zeigte mir das Schiff, und ſtellte mich dem Kapitän und der ganzen Schiffsequipage vor, und declarirte ihnen, daß derjenige, der ſich gegen mich vergehn würde, dieſelbe Strafe zu gewärtigen haben ſollte, als wenn er ſich gegen ihn ſelbſt vergangen; und daß der, über welchen ich klagen würde, augenblicklich verabſchiedet werden ſollte.

Das Schiff war groß und geräumig, und wurde gleich ganz ſo eingerichtet, wie ich es wünſchte.

Da ich wußte, daß es meinem Mann lieb ſeyn würde, ſo ſchrieb ich an Madame Foy und bot ihr an, mit mir zu reiſen. Sie nahm es an, und alles Vergangene ward vergeben und vergeſſen. Wir fanden uns zuſammen in Portsmouth, und den 15ten April 1777 Nachmittags um 5 Uhr gingen wir auf unſer Schiff, wo wir den ganzen Abend ſehr beſchäftigt waren, unſere Sachen in Ordnung zu bringen, und uns dann um 9 Uhr zu Bette legten.

Fort:

Fortſetzung der Auszüge aus Briefen.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Vom General Riedeſel an ſeine Frau.

Trois-Rivieres, den 16. April 1777.

Welch trauriger Wechſel von Glück und Unglück! In Isle aux Noix brachte man mir zu Ende der letzten Campagne die gute Nachricht, daß Du glücklich mit allen unſeren Kindern in Quebec angekommen wäreſt. Ich war außer mir vor Freude über die Ausſicht, den angenehmſten ruhigſten Winter in Deiner Geſellſchaft, und im Schooße meiner lieben Familie zuzubringen; wie ward ich aber ſo ſchrecklich in meiner Erwartung betrogen, als ich hier ankam, und, anſtatt Dich zu finden, Deinen letzten Brief erhielt, der mit dem Schiff the London angekommen iſt, und daraus ſahe, daß Deine Reiſe bis zum Frühjahr aufgeſchoben wäre. Dieſes war ein Donnerſchlag für mich, und der einzige Troſt, der mir blieb, war, daß ich doch dem Himmel danken konnte, daß Du und meine lieben Kinder zum wenigſten alle wohl waret.

Das Schiff the London, welches zu Deiner Ueberfahrt beſtimmt war, iſt den 8ten December zu Quebec ohne den mindeſten Unfall angelangt. Deine Stuben waren für Dich und unſere kleine Familie bequem genug meublirt und eingerichtet; wir hätten alſo vielleicht einen der glücklichſten Winter, die wir jemahls in unſerm Eheſtande gehabt, zuſammen zugebracht! — Das iſt nun alles zu Waſſer geworden! Aber, Gott hat es ſo gewollt! man muß nicht murren, ſondern ſich ſeinem heiligen Rathſchluß unterwerfen. — Ich habe verſucht meinen Kummer zu zerſtreuen, aber umſonſt. Ich bin vom 30ſten December bis zum 16ten Januar in Quebec geweſen, um dem General Carleton meine Aufwartung zu machen, und bin mit Höflichkeit und Diſtinktion überhäuft worden. Nach meiner Zurückkunft habe ich den Geburtstag der Königin durch ein großes Diner, Ball und Souper gefeiert; und habe dann nach dem Beiſpiele der andern Generale fortgefahren, alle Woche ein Souper und einen Ball zu geben; theils um mir die Zuneigung der hieſigen Einwohner zu erwerben, und theils auch um den Officieren Gelegenheit zu unſchuldigen Vergnügungen zu geben, und ſie dadurch vom Beſuchen der Wirthshäuſer und von ſchlechten

Geſellſchaften abzuhalten. Der General Phillips hat mich im Monat Februar beſucht. Ich habe zu verſchiedenen Mahlen unſere Regimenter in ihren Winterquartieren beſehn, und Anfangs März hat mich der General Carleton hier beſucht, und hat Revüe über alle unſere Truppen gehalten. Er iſt mit allem ſehr zufrieden geweſen. Ich habe ihn bis Montreal begleitet, wo ich acht Tage mit ihm beim General Phillips geweſen bin. Auf dem Rückwege hat er ſich noch 2 Tage bei mir aufgehalten. Seit der Zeit bin ich wieder herumgereiſt, um unſere Regimenter zu beſichtigen. Die Woche nach Oſtern habe ich allein auf dem Lande zugebracht, um in Ruhe meine Andacht zu haben; und nun, da die Jahreszeit anfängt ſchön zu werden, und wir uns ſchmeicheln, Schiffe aus Europa ankommen zu ſehn, und dahin abſenden zu können, ergreife ich ſogleich die Feder, um mich mit Dir zu unterhalten, da ich noch ungewiß bin, ob und wann Du kömmſt, und ich es Dir doch auf allen Fall nicht an Nachrichten von mir fehlen laſſen will. Doch wünſchte ich lieber dieſen Brief umſonſt geſchrieben zu haben, und die Freude zu genießen, Dich mit dem erſten Schiffe ankommen zu ſehn.

Du haſt in dieſem Briefe einen kurzen Bericht von allem, was ich in dieſem Winter gethan habe, und nun will ich Dir noch ſagen, (um Dir einen Begriff zu geben mit welcher Geſchwindigkeit man hier mit Schlitten reiſet) daß ich vom 20ſten Februar bis zum 10ten April 580 Lieues, das iſt 435 gute deutſche Meilen gemacht habe; zum Theil auf dem Schnee, größtentheils aber auf dem zugefrornen Fluß St. Laurent. Noch weiß ich nicht wann die Armee aufbrechen wird, um nach Neu-England zu gehn. Wenn Du noch kömmſt, wie ich mich deſſen immer ſchmeichle, ſo ruhe Dich einige Tage in Quebec aus, wo Du bei meinem guten Freunde Herrn Murray wohnen wirſt, deſſen Frau, die eine Perſon von Verdienſt iſt, Dir ſehr gefallen wird; und wenn wir ſchon von hier aufgebrochen ſeyn ſollten, ſo nimm Deinen Aufenthalt zu Trois-Rivieres, wo Du mein Quartier leer, und zur Wohnung für Dich zubereitet finden ſollſt; zu welchem Behuf ich meine übrige Equipage auch in demſelben Hauſe laſſen werde. Der Groß-Vikar Mr. Saintonge wird Dir bei Deiner Ankunft die Schlüſſel überreichen, und er, und die Tonnaucourtſche Familie werden Dir alles

leihen, was Du noch an Meubeln nöthig haben könnteſt.

Du wirſt den Garten ziemlich, ſowohl zum Spatzierengehn, als auch zur Lieferung der Bedürfniſſe für Deine Küche, eingerichtet finden; und kannſt dann ſo lange hier bleiben, bis wir eine fixe Station auf der andern Seite des Sees in Neu-England haben; da ich dann ſuchen will Dir ein groſſes Schiff zu Deiner Ueberfahrt über den See zu verſchaffen, und Dir einen ſichern Officier ſenden werde, der Dich zu mir bringen ſoll. Ich glaube, daß wenn Du nach Quebec kommſt, Dir der Ort nicht gefallen wird. Auch die Frau des General Carleton wird keine Frau für Dich ſeyn; ſie iſt zu ſtolz. Madame Murray iſt eine würdige Frau; alle unſere Officiere finden, daß ſie Dir ähnlich ſieht, und darum habe ich ſie allen andern Damen vorgezogen. Hier zu Trois-Rivieres wirſt Du drei Häuſer finden, welche Dich mit Höflichkeiten überhäuſen, und alles thun werden, was Du nur wünſchen kannſt. Erſtlich das des Großvikar, der eine Couſine Nahmens Cabenac hat, die ein Mädchen von vielem Verſtande iſt, von der ich ſicher bin, daß ſie Dir gefallen wird; alsdann das Haus von Herrn Tonnaucourt,

Oberſten der Miliz, der Wittwer iſt, aber drei Töchter hat, die eine gute Erziehung gehabt haben, und gute Geſellſchaft für Dich ſeyn werden; und endlich das Nonnenkloſter, worin auch eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen iſt, und wo unſere beiden älteſten Töchter angenehme Unterhaltung finden können. Ich glaube, daß Du Trois-Rivieres wegen der Wohlfeilheit vor Quebec vorziehen wirſt, denn man kann hier um die Hälfte wohlfeiler als in Quebec oder Montreal leben.

Ich ſchreibe dieſen Brief in duplo, einmahl nach England, im Fall Du die Reiſe nicht unternommen haben ſollteſt, und zweitens nach Quebec, wo Du ihn, wenn Du kömmſt, bei Madame Murray in Abſchrift finden wirſt.

Drei und zwanzigſter Brief.

Von Ebendemſelben.

Trois-Rivieres, den 5. Junius 1777.

Liebſte Frau. Den 6. iſt der General Bourgoyne aus England hier angekommen, und hat mir die gute Nachricht mitgebracht, daß Du damahls auf dem Schiffe des Herrn Watſon ab-

zureiſen im Begriff geweſen ſeiſt. Ich habe Dich alſo ſchon ſeit vier Wochen mit der größten Ungeduld erwartet, und muß nun, da Deine Flotte ſo lange ausbleibt, abreiſen, ohne die Freude gehabt zu haben Dich zu ſehn, welches mich unausſprechlich grämet. Da es aber doch nun einmahl nicht zu ändern iſt, ſo will ich nicht murren; denn es iſt Gottes Wille, der alles am weiſeſten und mehr für unſer eigenes Beſte zu lenken weiß, als wir oft glauben.

In dieſem Augenblick, meine Liebe, gehe ich nach St. John, um von da den See Champlain zu paſſiren, und nach Neu-England zu kommen. Ich ſtelle Dir ganz frei, ob Du lieber in Quebec, Trois-Rivieres oder Montreal bleiben willſt. Ich glaube Trois-Rivieres wird Dir am beſten behagen, weil es wohlfeiler iſt, Du daſelbſt ein ganz eingerichtetes Haus und Garten findeſt, auch unter Landsleuten biſt; denn der Obriſtlieutenant Ehrenkron commandirt hieſelbſt. Auch biſt Du da bei unſerer Caſſe, und wird es Dir folglich an Geld nicht fehlen. Du findeſt überdies einen Vorrath Wein und allerhand andere Dinge, die da bleiben. Ich laſſe auch den Capitaine d'Armes Buhring, von meiner Compagnie,

hier, um Dich in allem zu unterſtützen, und Dir zu zeigen, wo Du Lebensmittel bekommen kannſt. Deine Leute können ihre Vorräthe aus dem Magazin erhalten. Da ich mir ſchmeicheln kann, daß mir die hieſigen Einwohner wohl gewollt, ſo bin ich gewiß, daß ſie Dir Höflichkeiten erzeigen werden.

Wenn Du mit den Kindern ſpazieren fahren willſt, ſo darfſt Du nur die Poſt nehmen. Das koſtet nur einen Schilling für jede Lieue. Uebrigens ſei ruhig, meine Liebe, ich werde Dich nicht lange hier warten laſſen, und ſobald unſre Lage nur ruhiger ſein wird, laſſe ich Dich gleich zu mir abholen.

Lebe wohl, liebe Frau. Das Herz iſt mir ſehr ſchwer, daß ich fortgehn ſoll ohne Dich zu ſehn, aber ich hoffe, daß es nicht auf lange ſein wird.

Vier und zwanzigſter Brief.

Von Ebendemſelben.

Chambly den 10. Junius 1777.

Obgleich von Dir entfernt, liebes Weib, ſo bin ich doch ſtets im Geiſte bei Dir, und ſuche jetzt die Einſamkeit um mich mit Dir unterhalten zu können, und die angenehmen Stunden in

mein Gedächtniß zurück zu rufen, die wir mit einander verlebt haben.

Einige Tage vor meiner Abreiſe von Trois-Rivieres habe ich den Fehler begangen, das Fenſter in meiner Schlafkammer offen zu laſſen, und mir dadurch ein Flußfieber zugezogen, das zwar den 6ten, als den Tag meiner Abreiſe, vorüber war, mir doch aber den erſten Tag unſers Marſches etwas Mattigkeit hinterließ. Jetzt bin ich gottlob wieder vollkommen hergeſtellt. Morgen gehe ich nach St. John, um die Kähne ausbeſſern zu laſſen. Nunmehro, hoffe ich, biſt Du glücklich in Quebec angekommen, und ich erwarte Deinen erſten Brief mit der größten Ungeduld. Kaum werde ich das Herz haben, denſelben zu öffnen, aus Beſorgniß, zu ſehn, daß Dir oder einem der Kinder auf der Reiſe etwas zugeſtoßen ſei. Wenn ich aber darin gefunden haben werde, daß Du mit den Kindern wohl biſt, dann will ich Gott danken, und eine unausſprechliche Freude haben. Und dann ſoll auch unſere Trennung nicht mehr lange dauern, ich laſſe Dich gleich abholen, ſobald es nur etwas ruhiger bei uns wird.

Die Zeit fehlt mir, dieſen Brief länger zu machen. Lebe wohl, und ſei ohne Unruhe. Gott

wird mein und Dein Beſchützer ſein, in allem was uns begegnen kann.

Tagebuch der Generalinn Riedeſel über ihre Seereiſe von Portsmouth nach Quebec, bis zu ihrer Ankunft daſelbſt.

Den 16ten April 1777, als das Kriegsſchiff la Blonde das Signal gegeben hatte, ſind wir, und zwar 31 Schiffe an der Zahl, von Spithead nach St. Helen's geſeegelt, um daſelbſt das andere uns konvoyirende Kriegsſchiff, the Porpoiſe genannt, abzuwarten. Wir ſind den Tag faſt alle ſeekrank geweſen, beſonders da wir die Anker ausgeworfen hatten; denn alsdann, finde ich, iſt die Bewegung des Schiffes viel unangenehmer.

Den 17. erhob ſich der Wind, und

den 18ten um 6 Uhr Morgens wurde ein zweites Signal gegeben, da wir denn zu unſerer allerſeitigen Zufriedenheit abſeegelten.

Den 19ten paſſirten wir mit gutem Winde Plymouth. Meiſt alle waren wohl, und ich und meine drei Kinder befanden uns wie zu Hau-

ſe. Das Wetter war ſo ſchön, daß wir auf dem Verdeck tanzten. Unſere Muſik war ein trefflicher Pfeiffer und 2 Trommelſchläger.

Den 20. 21. 22. und 23ſten hatten wir widrigen Wind, Sturm, ſehr hoch gehende Wellen und ſchlechtes Wetter. Auch waren alle Menſchen krank, nur ich hatte keine Zeit dazu, weil meine Leute faſt am kränkſten von allen waren, und ich alſo genöthigt war, meine drei Kinder allein zu warten. Ich glaube, daß nichts beſſers gegen das Krankſein iſt, als recht ſehr beſchäftigt zu ſein; denn den erſten Tag war ich ſo krank wie die andern; da ich aber meine Kinder krank und ohne Pflege ſah, ſo dachte ich nur an ſie, und befand mich wirklich beſſer, hatte auch guten Appetit. — Ueberhaupt thut man auf dem Schiffe nichts als eſſen und trinken, wir hatten alle Tage 4, auch manchmal 5 bis 6 Schüſſeln, die recht gut zugerichtet waren. — Des Morgens, wenn ich aufgeſtanden war, frühſtückte ich in unſerm Kabinet, wuſch und kleidete die Kinder, dann mich ſelbſt, und ſtieg dann auf's Verdeck. Wenn ich konnte, ſo arbeitete ich, und um 2 Uhr aßen wir zu Mittag, tranken um 6 Uhr Thee, und um 8 Uhr Abends ging ich hinunter und zog die Kinder aus. Dann hielt ich meine Abendmahlzeit, und um 10

Uhr legte ich mich zu Bette. Meine älteſte Tochter Auguſte war 2 Tage recht krank, hernach aber befand ſie ſich beſſer als je; die andern beiden waren nur wenig krank. Alle drei hatten guten Appetit.

Den 24. hatten wir ſchönes aber ſehr kühles Wetter, und der Wind war zu ſchwach.

Den 25. fiel eine Windſtille ein, und wir blieben faſt auf dem nämlichen Platz. Das Steuerruder brach, der Kapitän aber, der ſich gut auf ſolche Dinge verſtand, ſetzte es gleich wieder in Stand. Wir hatten ſeit unſerer Abreiſe erſt 250 Seemeilen gemacht.

Ich weiß nicht, ob es die Hoffnung war, meinen Mann bald wieder zu ſehn, die mir Muth gab, aber ich fand die See nicht ſo ſchrecklich, wie ſie mir manche vorgemahlt hatten, und hatte nicht die mindeſte Reue, die Reiſe unternommen zu haben. Ich war mir bewußt meine Pflicht zu erfüllen, und war ruhig, weil ich Gott zutrauete, daß er mich glücklich zu meinem lieben Mann bringen würde. Meine Leute hätte ich gern zurückgeſchickt, die, viel ängſtlicher und furchtſamer wie ich, mir faſt ganz unbrauchbar waren. Ich beklagte ſie, denn ſie hatten freilich nicht daſſelbe Intereſſe als ich, einen ge-

liebten und geſchätzten Mann wieder zu erlangen. Die Kinder waren ganz anders, denn wenn ſie auch recht ſeekrank waren, und ich fragte ſie, ob ſie lieber aushalten oder zurückkehren wollten, ſo antworteten ſie mir: „O, wir wollen gern krank ſeyn, wenn wir nur bei Papa kommen!“ —

Den 26. hatten wir wiederum guten Wind, und rückten gut weiter. —

Den 27. war Gottesdienſt auf dem Schiffe. Es war recht erbaulich anzuſehn, wie die ganze Schiffsmannſchaft auf den Knieen lag, und mit Inbrunſt betete. — Den Abend veränderte ſich der Wind, und das Schiff ſchwankte ſo erſchrecklich, daß viele wieder von neuem ſeekrank wurden, doch nicht ſo ſtark wie das erſte Mahl. Ich kam öfters zum Fallen, und einer meiner Töchter wurde von einer umgeworfenen Thüre ein Finger gequetſcht, und die andere wurde am Kinn verwundet.

Den 2ten Mai hatten wir 650 Seemeilen gemacht.

Den 3. bis 6ſten hatten wir widrigen Wind und Stürme, und es wurde auch den 4. wegen allzu üblen Wetters kein Gottesdienſt auf dem Schiffe gehalten. Das Schiff wurde bei einem

Sturme, den wir in der Nacht vom 5. zum 6. hatten, ſo geworfen, daß wir kein Auge zuthun konnten, und mir immer bange war, eines meiner Kinder, die alle dreie bei mir ſchliefen, zu erdrücken. — Fritzchen ging nie zu Bette, ohne für ihren Vater zu beten, und ſagte hernach einmahl: „Ich wünſchte bald meinen lieben Papa zu ſehn". — Ich fragte ſie was ſie dann beten würde, wenn ſie bei ihrem Vater ſeyn würde. „Dann" ſagte ſie, „werde ich Gott alle Tage bitten, daß er uns nicht mehr von ihm trenne". — dies rührte mich bis zu Thränen. —

Endlich änderte ſich der Wind am 6ſten gegen Mittag, und wir hatten den 7. ſehr guten Wind, und machten 130 Seemeilen in 24 Stunden. Alles war vergnügt und die Schiffe machten ſich Beſuche. — Das Schiff Henri, welches 134 Mann von unſern Truppen am Bord hatte, war ſo höflich, ſeine Flagge aufzuſtecken und zu rufen: — „Es lebe unſere liebe Frau Generalin und guter General!" Ich rief ihnen wieder zu: „Es lebe das ganze Schiff!" und wies ihnen meine 3 Kinder, als das beſte was ich hatte. — Darauf riefen ſie wieder: — „Hurra! hurra!" Einen Augenblick nachher fin-

gen ſie eine Betſtunde an, und ſangen Lieder. Mein ganzes Herz war bewegt. — Das Kriegsſchiff Porpoiſe kam faſt alle Tage an unſers heran, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen, und ob ſie uns mit etwas aushelfen könnten. Der Schiffskapitän war derſelbige, der meinen Mann nach Canada gebracht hatte, und mein Mann hatte ſich ihn verbindlich gemacht, denn er war nur Lieutenant, wie er mit ihm hinkam, und auf ſeine Verwendung ward er Schiffskapitän. Es war noch ein Obriſter Skin, Gouverneur der Provinz Georgien, mit ſeinem Sohn, am Bord dieſes Schiffes, deren Bekanntſchaft ich in Portsmouth gemacht hatte, wo ſie ſo höflich waren, mir einen Vorſchuß von 200 Guineen anzubieten, im Fall ich Geld brauchen ſollte, welches ich zwar nicht nöthig hatte, dennoch aber in dankbarem Andenken behielt.

Den 8. begegneten wir einem Schiffe, das man anfänglich für ein amerikaniſches hielt. Ob wir gleich davon nichts zu befürchten hatten, ſo war mir doch ein wenig bange, denn ich ſehnte mich nicht, einem Seegefechte beizuwohnen. Auf dem Kriegsſchiff la Blonde riß ein Tau, und

4 Matroſen fielen ins Meer. Einer davon wurde noch gerettet, aber drei ertranken.

Den 9. hatten wir 1000 Seemeilen, alſo ohngefähr den dritten Theil unſerer Fahrt zurückgelegt.

Den 10. und 11. hatten wir guten Wind, nnd legten dieſen letzteren Tag, jede Stunde ein Knot (d. i. Seemeile, nach den Knoten in der Leine, nach welcher die Seemeilen berechnet werden, alſo benannt) zurück. An dieſem Tage war Gottesdienſt, und alle Soldaten in Parade.

Den 12. hatten wir gutes Wetter, der Wind war uns aber nicht günſtig.

Den 13. war er beſſer, und den 14. veränderlich und ſolche dicke Luft, daß man in der Nacht genöthigt war, die Trompete zu blaſen, um die andern Schiffe zu warnen, daß ſie unſerm Schiffe nicht zu nahe kommen ſollten.

Den 15. regnete es den ganzen Tag, und war ſehr kalt, doch war der Wind gut bis am Mittag, da veränderte er ſich aber, und wir hatten

Den 16. bis zum 21ſten widrigen Wind und meiſtens ſchlechtes und ſehr kaltes Wetter. Noch ein ſchlimmer Umſtand war, daß der Kapitän des einen uns convoyirenden Kriegsſchiffes la Blonde,

der

der niemals in dieſen Gegenden geweſen war, ſich zu weit nordwärts geſchlagen hatte, welches uns an 500 Seemeilen zurückbrachte, ſo daß wir nun einen Nordwind abwarten mußten, um auf die Bänke von Neu-Foundland zu kommen.

Den 22. hatten wir Vollmond, und mit demſelben bekamen wir guten Wind, welches alle Geſichter erheiterte.

Den 23. war der Wind veränderlich. Wir ſahen die Bänke, und konnten ſie doch nicht erreichen. Ich kam mir vor, wie der Fuchs in der Fabel mit den Weintrauben, und hätte darüber weinen mögen. Wir waren ſchon fünf Wochen auf der See, und hatten erſt 1660 Seemeilen gemacht. Dabei war es ſo neblig, daß die Kriegsſchiffe alle Stunden eine Kanone abfeuerten, um zu verhüten, daß die andern Schiffe ſich nicht verlören.

Eines der Schiffe the Silver Eel genannt, verlor ſeinen großen Maſt, und in der Nacht kam es mit dem Porpoiſe ganz von uns ab, welches mir etwas Unruhe machte, weil mein ganzes Gepäcke, meines Mannes Wein und die Montirungen am Bord dieſes Schiffes waren. Beide Schiffe kamen auch erſt den 30ſten wieder zu uns. —

Den 24. hatten wir zwar gutes Wetter, aber noch widrigen Wind; wie auch den 25.

Den 26. bekamen wir guten Wind, und langten glücklich auf den Bänken von Neu-Foundland an. Der Schiffskoch fing einen ſtarken Kabeljau und brachte ihn mir. Unſer Schiffskapitän, der ein alter vertrauter Bekannter von Madame Foy war, und es übel nahm, daß er ihn dieſer nicht gegeben hatte, riß ihm denſelben aus den Händen, und warf ihn wieder ins Meer. Ich ſchenkte dem guten Menſchen inzwiſchen eine Guinee für ſeine Dienſtfertigkeit. Wir fingen den ganzen Tag nichts mehr, ich hatte aber den Triumph, daß der Kapitän des Porpoiſe mir vier Kabeljaus ſchickte, auf ein Bret gebunden, woran man einen Strick befeſtigte und es dann wieder ins Meer warf. Ich traktirte die ganze Schiffsgeſellſchaft damit, als wenn nichts vorgefallen wäre, warauf doch der Schiffskapitän über ſeine gegen mich begangene Grobheit beſchämt ſchien.

Dieſer ebenerwähnte Vorfall war nicht die einzige Unannehmlichkeit, die mir Madame Foy verurſachte; ich habe vielmehr oft Urſach gehabt, es zu bereuen, daß ich ſie mitgenommen, denn ihre Schweſter, die ſie auch wieder mit hatte, war nicht von der beſten Aufführung, und dabei

ſehr eigenſinnig, und die alte Bekanntſchaft der Madame Foy mit dem Schiffskapitän, von der ich vorhin geſagt, machte, daß ſie ſich nicht getrauete ihm Freiheiten zu verſagen, an die er vormahls gewöhnt geweſen war. Auch ihr Kammermädchen, eine bildſchöne Kreatur, machte bloß die Reiſe mit, um aus einem Lande zu kommen, wo ſie ſchon allzu bekannt war, und um unter den Matroſen ſolche lockere Freunde zu finden, wie ſie ſie gern hatte. Eines Tages wurde der Weinvorrath des Schiffskapitäns beſtohlen, und mein armer Jäger Rockel deſſen beſchuldigt. Dieſes grämte mich für den ehrlichen Menſchen mit. Glücklicherweiſe aber traf es ſich, daß eine Nacht da Mademoiſelle Nancy (ſo hieß das gedachte Kammermädchen) eben wieder im Begriff war Wein zu mauſen, das Schiff eine plötzliche ſtarke Bewegung machte, welche ſie mit zwei Bouteillen in der Hand zum Fallen brachte; darüber that ſie einen großen Schrei, man lief hinzu, und ihre Dieberei ward entdeckt. Sie entſchuldigte ſich damit, daß ihr der Befehlshaber der Soldaten geheiſſen habe ihm Wein zu verſchaffen. Dieſes war ein alter Trunkenbold, der oft die Nächte mit ihr in meiner Vorkammer zubrachte; beſonders des Sonnabends, wo es Schiffsgebrauch

war, den Abend mit Trinken auf die Geſundheit der Frauen und Liebchen zuzubringen. Glückli⸗cherweiſe hatte ich mir den Lieutenant, die alten Unterofficiere und den Steuermann dadurch zu Freunden gemacht, daß ich oft mein Eſſen mit ih⸗ren Frauen und Kindern getheilt hatte. Dieſe al⸗ſo kamen zu mir, wie jene es eben eine Nacht recht arg gemacht hätten, und verſicherten mich, daß ich ihnen gejammert hätte; ſie hätten aber aufgepaßt, und wenn die wüſten Menſchen mir zu nahe gekommen wären, ſo würden ſie mir al⸗ſobald zur Hülfe geeilt ſein; und ſie verſprächen mir auch, daß ſie mich alle Sonnabend auf dieſe Art bewachen wollten. Dieſe Gefälligkeit rührte mich ſehr, und diente mir nachmals ſehr zur Be⸗ruhigung.

Den 27. 28. und 29. hatten wir guten Wind und ſchönes Wetter. Das Schiff the Blonde fing an 100 Fiſche. Es waren große Stockfiſche, deren einige 50 Pfund wogen, und die ſehr gut waren. Man hing ſie um die Schiffe herum an den Mäulern auf, füllte die Augenlöcher mit Salz aus, und nahm ihnen die Eingeweide aus, da ſie ſich denn lange gut erhielten.

Den 30. hatten wir das ſchönſte Wetter von der Welt, aber eine Windſtille. Es war ein

prächtiger Anblick, einige dreißig Schiffe auf der offenen See zu ſehn, die ſo klar war wie ein Spiegel. Wir hatten nunmehro die große Bank paſſirt, und in allem 2112 Seemeilen, alſo über zwei Drittel unſerer Reiſe gemacht. Wir ſahen eine Menge Wallfiſche ganz nahe bei unſerm Schiff, worunter junge von 35 bis 40 Fuß Länge waren.

Den 31 hatten wir das Vergnügen das erſte Land zu ſehn, welcher Chapeau rouge genannt wird. Mein Herz ſchlug mir vor Freude. Nachmittags paſſirten wir die Inſel St. Pierre.

Den 1ſten Junius war das Wetter etwas regnigt, aber guter Wind.

Den 2. hatten wir erſt eine Windſtille, dann aber guten Wind, und paſſirten die Inſel St. Paul und Cap Breton.

Den 3. kamen wir in den Meerbuſen St. Laurent und ſahen Port-Eylands, welches große Felſen ſind. Es war der Geburtstag meines Mannes, und mein Herz mit einer Miſchung von Freude und Traurigkeit erfüllt, und mit der Sehnſucht, ihn nun endlich bald wieder zu ſehn, ihn in meinen Armen zu halten, und ihm unſere lieben Kinder darzuſtellen.

Den 4. kamen wir in den Fluß St. Laurent, und ſahen zur linken Hand Berge. Es begeg-

neten uns eine Menge Schiffe, die nach Europa zurückfuhren; aber der Wind war zu heftig, als daß wir mit ihnen hätten ſprechen können. Viele von den unſrigen ſagten, ſie ſähen Soldaten darauf. Dies verurſachte mir unbeſchreibliches Leiden bis zu unſerer Ankunft; denn der Gedanke, in ein fremdes Land zu kommen, wo mein Mann eben wieder abgereiſt und nach Europa zurück gekehrt wäre, war mir erſchrecklich.

Den 5. in der Nacht paſſirten wir die Inſel Anticoſti.

Den 6. ſahen wir ſchon Land und Berge von beiden Seiten, und hatten nunmehr 2760 Seemeilen zurückgelegt. Meine Ungeduld wuchs mit jedem Tage, und ich ſuchte ſie mir durch Arbeiten zu vertreiben. Ich hatte die Zeit über ſchon eine doppelte Nachtmütze für meinen Mann geſtrickt, zwei Geldbeutel und ſieben Mützen für mich und die Kinder, und noch viele andere kleine Sachen gemacht.

Den 7. hatten wir widrigen Wind,

Den 8. ward er aber gut, und wir hatten nur noch 160 Seemeilen bis nach Quebec.

Den 9. bekamen wir eine Windſtille, und ankerten bei der Inſel Pot de Brandi.

Den 10. um vier Uhr des Morgens wurden die Anker wieder gelichtet, und wir waren nun über alle gefährliche Stellen glücklich hinüber. Es iſt ein entzückender Anblick, hier das Ufer von beiden Seiten zu ſehn; die Häuſer, den großen Waſſerfall von Montmorenci, und dann Quebec, welches wir

Den 11. des Morgens um 10 Uhr zu Geſicht bekamen. Die herzerſchütternde Freude, die mir die erſte Anſicht dieſes ſo ſehnlich gewünſchten Ziels unſerer Reiſe gab, machte mich an allen Gliedern zittern. Quebec präſentirt ſich ſehr hübſch, und ich dachte beim Ueberblick dieſer ganzen Anſicht an die Briefe von Emilie Montagu, die eine ſo ſchöne Beſchreibung davon macht, welche ich auch ganz richtig fand. Nur die Stadt Quebec iſt ſo häßlich als möglich, und ſehr unbequem, denn man muß einen großen Berg hinan ſteigen, wenn man durch die Straßen geht. Auch ſind wenig hübſche Häuſer daſelbſt; aber die Einwohner ſind höfliche Leute. Als wir ankerten, hatte ich eine große Satisfaktion. Unſer Schiffskapitän, der ſonſt ein guter Mann war, ſich aber durch ſeine Verhältniſſe mit Madame Foy verleiten laſſen, ſich unartig gegen mich zu betragen, kam zu mir, und bat mich

deshalb um Verzeihung, und zugleich um meine Verwendung, daß man keine Matroſen von ſeinem Schiffe preſſen möchte. Es wurde nämlich auf allen Schiffen bei ihrer Ankunft nachgeſehen, wie viel Matroſen ſie hätten, und wenn man dafür hielt, daß ihrer zu viel wären, ein Theil davon für die königlichen Schiffe weggenommen. Ich that das Geſuch für ihn, und war ſo glücklich, daß es mir bewilligt wurde.

Als man in Quebec erfuhr, daß ich ankäme, wurde ich von den Schiffen im Hafen mit Kanonenſchüſſen begrüßt, und Mittags um 12 Uhr ſahen wir ein Boot mit 12 Matroſen ankommen, die weiß angezogen waren und ſilberne Helme und grüne Schärpen hatten. Dieſe waren geſchickt worden, um mich abzuholen, und brachten mir Briefe von meinem Mann, in welchen er mir ſchrieb, daß er zur Armee hätte abgehen müſſen. Dieſe Nachricht erſchreckte und betrübte mich ſehr; ich faßte aber ſogleich den Entſchluß, ihm zu folgen, und wenn es auch nur auf etliche Tage ſeyn ſollte. Ich ſetzte mich mit den meinigen ins Boot, wo ich auch Madame Foy und ihre Schweſter mit hinein nehmen zu dürfen mir ausbat, und dadurch das Vergnügen hatte, ſie für die mir verurſachten Verdrießlichkeiten

zu beſchämen; wir landeten endlich nach ſo ſehnlichem Verlangen und achtwöchentlicher Schiffahrt gegen ein Uhr Mittags glücklich an. Als wir ans Land ſtiegen, fand ich ein kleines Kariol mit einem Pferde. Dieſes war die Equipage der Generalin Carleton, welche mich bitten ließ, zu ihr zum Eſſen zu kommen, und auch bei ihr zu logiren. Ich nahm nur erſteres an, weil ich gleich wieder fort und meinem Mann nach wollte. Ich wurde von allen daſelbſt mit Freundſchaft empfangen, und man wußte nicht, wie man mir die Freude über meine Ankunft hinlänglich bezeigen ſollte, und verſicherte mich, daß ſie meinen Mann ſehr glücklich machen würde. Die Generalin Carleton war ſchon ſo gütig geweſen, wie ſie erfahren, daß die Flotte ankäme, und ich mit darauf, ihrem Gemahl ſogleich einen Courier zu ſchicken, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, damit er meinen Mann mit dieſer Nachricht erfreuen könnte. Man war verwundert, mich wie die Engländerinnen gekleidet zu ſehen, da man unſre Soldatenfrauen in Kamiſol, kleinen Mäntelchen, und runden Mützen mit einer Flebbe hatte ankommen ſehen, und geglaubt hatte, daß dieſes das deutſche Koſtüm ſey. Die kanadiſche Frauenkleider-Tracht iſt ein

ſehr langer Mantel von Scharlachtuch; die Reichen tragen ihn von Seidenzeug; ohne dieſen gehn ſie niemals aus. Dabei tragen ſie eine Art Dormeuſen mit großen farbigten Bandſchleifen, welche den Adel von den andern unterſcheiden, und worauf ſich die Adlichen ſo viel einbilden, daß ſie im Stande wären, einer nichtadelichen Einwohnerin, die ſich unterſtände, ſich damit auszuputzen, den Kopfputz abzureißen. Die großen Mäntel verſtecken oft ſehr ſchlechte und ſchmutzige Kleider. Alsdann tragen ſie noch Unterröcke und Jacken mit langen Aermeln, und auf ihrem Kopf, wenn ſie ausgehen, große Kaputzen, die ihnen den ganzen Kopf und das Geſicht bedecken, und die im Winter mit Federn wattirt ſind.

Um 2 Uhr Nachmittags ſetzten wir uns bei der Generalin Carleton zu Tiſche.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Auszug aus einem Briefe des Generals Riedeſel an ſeine Frau, aus St. John vom 13. Junius 1777, den ſie aber nicht mehr erhalten, da ſie gleich von Quebec wieder weggereiſt war, um ſobald als möglich zu ihm zu kommen.

Sey mir willkommen, mein lieber Engel, auf dem feſten Lande von Canada. Ich war eben mit allen den andern Generalen bei Tiſche beim General Phillips, als der Courier ankam, der mir die erfreuliche Nachricht mitbrachte, daß die Flotte von Portsmouth ſchon bei der Inſel Bie im Geſicht von Quebec wäre, und daß man ſchon Nachricht hätte, daß Du mit darauf und mit den drei Kindern geſund und wohl ſeyſt. Du wirſt alſo ohne Zweifel denſelben Abend noch, als der Brief geſchrieben war, angekommen ſeyn.

Die ganze Geſellſchaft bezeigte eine allgemeine Freude, und man trank einen guten Zug auf Deine glückliche Ankunft. Der Antheil, den Alle an meiner Zufriedenheit nehmen, macht mir viel

Vergnügen. Nur hätte ich gewünſcht, daß Du acht Tage eher gekommen wäreſt, da ich denn das Glück gehabt hätte, Dich zu ſehn; denn ich hatte mir vorgenommen, wenn ich Deine Ankunft erfahren hätte, ehe ich den St. Laurent-Fluß paſſirt wäre, wieder umzukehren, um Dich zu ſehn und zu umarmen. Nun war es aber zu ſpät, und ging nicht mehr an; laß uns indeſſen nur Geduld haben, liebe Frau, unſere Trennung ſoll nicht mehr lange währen, und nur ſo lange, bis Du hier nur einigermaaßen mit Sicherheit, Ruhe und Bequemlichkeit wirſt ſeyn können. — Da unſre Correſpondenz nun regelmäßiger ſeyn kann, ſo bitte ich Dich, mir eine Art von Tagebuch aufzuſetzen, was ihr, Du und die Kinder täglich macht; und damit wir alles einer von dem andern wiſſen, ſo fange ich hier mit dem meinigen an.

Den 5. Junius um 8 Uhr des Morgens verließ ich Trois-Rivieres, und aß zu Riviere de Loup beim Pfarrer und ſchlief zu Maſcinonge, wo ich ſehr ermüdet ankam. Den 6. ging ich nach Berthieur, wo ich Mittags aß. Nachmittags fuhr ich in einem Canot d'écorce (einem Boot nach Landesart von Baumrinde ge-

macht) über den Fluß St. Laurent, und nahm mein Nachtquartier in Sorel bei dem Pfarrer.

Den 7. reiſte ich Morgens um 6 Uhr ab, aß Mittags zu St. Denis beim Obriſtlieutenant Specht von unſern Truppen, und kam den Abend in Chambly an.

Den 8. marſchirten die beiden Bataillons Berner und Breymann nach St. John, und zwei andere kamen an ihren Platz. Meine Equipage hatte mir nicht ſo geſchwinde nachkommen können, alſo ſahe es übel bei mir aus, indem ich nichts zu eſſen noch zu trinken hatte. Doch kam ſie endlich noch den Abend an. Ich habe mich bei der Ueberſetzung der Truppen über den Fluß St. Laurent ſehr ſtrapaziert, es ging aber alles ſehr gut.

Den 10. ſpeiſete der General Phillips bei mir, und den 11. nahm der General Bourgoyne das Frühſtück bei mir ein. Denſelben Mittag reiſte ich von Chambly nach St. John ab, und aß unterweges zu St. Thereſe beim Obriſten Mackenzee zu Mittag.

Den 12. ſpeiſte ich in Geſellſchaft der Generale Carleton und Bourgoyne beim Generale Phillips zu Mittage, und da war es, wo ich ſo glücklich war, Deine Ankunft zu erfahren; wo-

bei ich mir ſchmeichele nun bald durch einen Brief von Dir die Nachricht zu bekommen, wie Ihr Euch alle auf der Reiſe befunden habt. Heute oder morgen früh gehe ich nach Crown-Point ab. Du ſollſt, ſo oft mir nur eine Minute zum Schreiben bleibt, Nachricht von mir haben. —

Lebe wohl, und umarme unſere drei lieben Kinder recht herzlich von mir. Ich hoffe, daß es Dir nicht an Gelde fehlt; Du wirſt zu Quebec ſo viel Geld auf meinen Credit bekommen können, als Du nur wirſt haben wollen, und in Trois-Rivieres wirſt Du unſern Kriegszahlmeiſter Gödecke finden, der Dir ſo viel Geld geben wird, als Du brauchen kannſt. Noch einmahl, lebe wohl, Liebe! Gott geleite uns, wie er es bisher gethan hat. Schreib' mir bald, und ſey verſichert, daß ich allezeit ganz der Deinige ſeyn werde.

Fortſetzung des Tagebuchs und der Berichte der Generalin Riedeſel, von ihrer Reiſe von Quebec zu ihrem Mann, ihrer nochmahligen Trennung von einander, und ihrer abermahligen Wiedervereinigung zu Fort-Eduard.

Derſelbige Schiffskapitän Pawnel, von dem ich ſchon erzählt, daß er meinen Mann nach Canada gebracht, hatte ſich angeboten, mich bis nach Point de Tremble zu Waſſer zu bringen, und eine Madame Johnſon, mich zu begleiten. Wir ſchifften uns den 11. Junius, an demſelben Tage als ich in Quebec angekommen war, Abends um 6 Uhr auf einem Boot eines Kriegsſchiffes ein, und kamen um Mitternacht 7 engliſche Meilen von Quebec beim ſchönſten Mondenſchein und mit einer herrlichen Muſik an. Ich brachte meine Kinder zu Bette, und wir Andern blieben auf, und tranken zuſammen Thee.

Den 12. früh Morgens um halb drei Uhr fuhren wir in drei Kaleſchen (einer Art leichter Chaiſen oder Kariolen, die ſehr klein und unbequem ſind, mit welchen man aber ſehr ge-

ſchwind fährt) wieder ab. Ich konnte es nicht über mein Herz bringen, auch nur ein einziges meiner Kinder meinen Frauensleuten anzuvertrauen; da nun aber die Kaleſchen offen und ſehr klein ſind, ſo band ich meine zweite Tochter Fritzchen in einer Ecke feſt an, nahm die jüngſte, Carolinchen, auf meinen Schooß, und meine älteſte, Guſtchen, als die vernünftigſte, ſaß zwiſchen meinen Füßen auf meiner Chatulle. — Ich wußte, daß, wenn ich meinen Mann ſehn wollte, ich wegen ſeines immer weiter gehenden Marſches keine Zeit zu verlieren hätte; ich verſprach alſo den Leuten eine Belohnung, wenn ſie mich geſchwind fahren würden: daher ging es immer was das Zeug halten wollte. Die Canadier ſprechen immer mit ihren Pferden, und geben ihnen allerhand Nahmen. So ſagten ſie peitſchend oder ſingend: „Allons, mon prince!“ Pour mon général!“ Oefters ſagten ſie auch: „Fi donc, madame! ich glaubte es gälte mir, und fragte: „Plaît-il?“ — „Oh,“ antworteten ſie „ce n'est que mon cheval, la petite coquine!“ Allenthalben wo ich durchkam, grüßten mich die Bauern, und riefen: „Voilà la femme de notre cher général!“ und trugen mich faſt auf den Händen. Es war mir eine beſondere Freude,

meinen

Mann allenthalben ſo geliebt zu ſehn, und daß ſie mir alle ſagten: „Oh qu'il sera content! — Combien il a parlé de Vous! — Oh qu'il Vous aime!“ Den Nachmittag kam ich nach Berthier, wo man mich verſicherte, daß keine Kaleſche zu bekommen wäre, und ich mich eines Bootes, oder vielmehr ſehr leichten Canots aus Baumrinde verfertigt, würde bedienen müſſen. Ich bat flehentlich und bot Geld über Geld, denn es war ein erſchreckliches Wetter, und ich hatte die drei Flüſſe zu paſſiren, welche ſich kreuzen und nach dem Ort Trois-Rivieres führen. Aber es half alles nichts, weil dieſe Ueberfahrt wie eine Poſt bezahlt wurde, und man mich als eine unkundige Fremde gut benutzen wollte. Es blieb mir alſo nichts weiter zu thun, als mich einzuſchiffen. In einem Winkel des Canots auf dem Boden ſitzend, hatte ich meine drei Kinder auf dem Schooße, und meine drei Leute ſaßen auf der andern Seite. Man mußte das genaueſte Gleichgewicht zu erhalten ſich bemühen, welches ich indeſſen nicht eher von unſerm Schiffer erfuhr, als bis uns ein ſtarker Sturm mit Hagel überfiel, worüber meine Tochter Fritzchen in Angſt gerieth, ſchrie und aufſpringen wollte. Da ſagte er mir, daß die allerz

mindeſte Bewegung das Canot könnte umſchlagen machen. Ich mußte ſie alſo recht feſt halten, und mich an ihr Weinen nicht kehren; und ſo kamen wir endlich noch denſelben Abend glücklich zu Trois-Rivieres an, wo unſere Officiere die Hände über den Kopf zuſammen ſchlugen, und ich bei dieſer Gelegenheit erſt erfuhr, welche Gefahr ich gelaufen hatte. Zwei Herren waren fiſchen gegangen, es hatte ſich ein Sturm erhoben, welcher ihr Canot umgeworfen hatte, und ſie waren beide ertrunken. Ich dankte Gott, daß ich ſo gut davon gekommen; doch war es mir nicht lieb, nun die Gefahr zu kennen, weil mich dieſes in der Folge furchtſam machte, ſogar bei dem ſchönſten Wetter, wenn ich auch nur kleine Flüßchen zu paſſiren hatte.

Der Groß-Vikar machte mir gleich ſeinen Beſuch. Er hatte meinen Mann, der den ganzen Winter dort zugebracht hatte, ſehr lieb gewonnen, und vermehrte noch meine Begierde ihm bald zu folgen, durch alles das, was er mir von ſeiner zärtlichen Liebe und Beſorgniß für uns und ſeiner Sorge wegen unſerer Reiſe erzählte; er ſagte, daß mein Mann krank geweſen, und daß er verſichert wäre, der Kummer abreiſen zu müſſen, ohne uns geſehen zu haben,

ſey Schuld daran geweſen, beſonders da er immer durch allerhand, glücklicherweiſe falſche Nachrichten in Angſt geſetzt worden, zum Beiſpiel unter andern, daß eine Dame mit drei Kindern ſich eingeſchifft und mit dem Schiffe untergegangen wäre; ferner, daß ich mich zwar eingeſchifft, aber dann angſt geworden, meinen Vorſatz bereuet, und mich wieder ans Land hätte ſetzen laſſen. Ich war alſo feſt entſchloſſen meine Reiſe auf alle Weiſe zu beſchleunigen, und hatte auch ſchon an meinen Mann einen Expreſſen voraus geſchickt, um ihn zu benachrichtigen, daß wir kämen. Das abſcheuliche Wetter dauerte noch fort, der Groß-Vikar hatte daher die Freundſchaft, mir eine bedeckte Kaleſche anzubieten, die ich auch annahm, und den andern Morgen um ſechs Uhr damit abreiſte. Dieſes Fuhrwerk ging ſo geſchwind, daß ich kaum zu Athem kommen konnte, aber auch ſo durchgeſtoßen wurde, daß, da ich immer meine Kinder halten mußte, ich ganz zerſchlagen war, und auf jeder Poſtſtation nur immer meine Arme ausſtrecken und mich durch Gehen ein wenig wieder gelenk machen mußte. Ich hatte nach Chambly, wo mein Mann noch ſeyn ſollte, unter zwei Wegen einen zu wählen. Ich nahm

den über Montreal, wo ich den 13. Abends ankam, die Nacht blieb und den andern Morgen in aller Frühe abreiſte, um bald bei meinem Mann zu ſeyn. Ich kam den 14. nach Chambly, und erblickte gleich daſelbſt einen Trupp Officiere und unſern Kutſcher, den mein Mann da gelaſſen hatte; ich lief gleich auf ihn zu, und fragte ihn, wo mein Mann wäre? „Er iſt Ihnen entgegen gefahren,“ antwortete er mir, „nach Berthieux zu„ (15 engliſche Meilen). Da ſahe ich, daß ich den unrechten Weg gewählt und ihn daher verfehlt hatte. General Carléton, der ſich unter dem vorerwähnten Trupp Officiere befand, kam auf mich zu, und verſicherte mich, daß mein Mann ſpätſtens den andern Tag zurück ſeyn würde. Hierauf nahm er Abſchied, und ging nach Quebec zurück; nachdem er das Kommando der Truppen dem General Bourgoyne übergeben hatte. Ein Adjutant meines Mannes blieb bei mir, und ich erwartete mit Ungeduld den folgenden Tag, den 15. Junius. Meine Kinder und mein treuer Rockel lauerten immer auf der Landſtraße, um mir Nachricht von meines Mannes Ankunft zu bringen; endlich kam eine Kaleſche mit einem Kanadenſer. Ich ſehe von weitem die Kaleſche ſtille

halten, und den Kanadenſer ausſteigen, näher kommen und die Kinder in ſeine Arme ſchließen. Es war mein Mann! Er hatte ſich, da er noch das Fieber hatte, ob es gleich im Sommer war, in eine Art Caſaquin von wollenen Decken, ſtark mit Bändern beſetzt, und woran die blauen und rothen Rand-Streifen gelaſſen waren, nach Kanadiſcher Landesart, gekleidet. Ich lief was ich konnte, meinen kleinen Säugling Caroline auf dem Arm, um zu dieſer allerliebſten Gruppe zu kommen. Meine Freude war über alle Beſchreibung, aber das kranke und abgemattete Ausſehen meines Mannes erſchreckte mich, und ſchlug mich ein wenig nieder. Ich fand meine beiden älteſten Töchter in Thränen, Guſtchen vor Freude ihren Vater wieder zu ſehn, und Fritzchen, weil ſie ihn in dieſem Aufzug ſah; daher ſie auch gar nicht an ihn heran wollte, und ſagte: No no! this is a nasty Papa: my Papa is pretty! (Nein nein! dieſer iſt ein ſchmutziger Papa; mein Papa iſt hübſch)! Dieſes kam daher, weil ich ihr öfters das Bild ihres Vaters gezeigt, und ihr dabei geſagt hatte, daß er hübſche Kleider hätte; ſie fand ihn alſo in dieſem Koſtüm nicht wieder. Doch wie er nur erſt ſeinen Kana-

biſchen Rock abgeworfen hatte, umarmte ſie ihn zärtlich.

Mein Mann erzählte mir, daß, als er mir entgegen gefahren, er, um ſich ein wenig auszuruhen, bei dem Obriſten Anſtruther zu Mittag gegeſſen hätte, wo er zufälligerweiſe erfahren, daß eine Frau von Berthierup angekommen wäre. Man hätte ſie herein kommen laſſen, und gefragt, ob es dort etwas neues gäbe? Weiter nichts, hätte ſie geantwortet, als daß eine deutſche Frau mit ihren Kindern angelangt iſt, die, wie man ſagt, die Frau des deutſchen Generals ſein ſoll. Wie viel Kinder waren es? fragte mein Mann gleich. Drei, erwiederte ſie. Nun wußte er ſo viel als er wünſchte, und fand ſich vorzüglich glücklich zu erfahren, daß alle drei Kinder lebten und angekommen wären, denn er hatte den ganzen Winter nichts von uns gehört, und unſere Schiffe waren die erſten, die in dieſem Jahre eingetroffen waren.

Wir blieben zwei glückliche Tage miteinander. Ich wünſchte ſehr meinem Manne zu folgen, aber er konnte mir es nicht bewilligen. Ich ward alſo zu meinem größten Leidweſen genöthigt, nach Trois-Rivieres zurückzugehen, wobei ich deſto mehr litt, weil die Truppen gegen den Feind marſchirten, und ich mit meinen Kindern allein und verlaſſen

zurückgehn, und in einem fremden Lande unter unbekannten Leuten leben mußte. Traurig und ſehr niedergeſchlagen trat ich meine Rückreiſe an; welcher Unterſchied zwiſchen dieſer Reiſe, und der die ich vorher gemacht! Auch eilte ich diesmal nicht ſo ſehr, da mein Herz bei jeder Poſtſtation, welche mich weiter entfernte, auf's neue zerriſſen wurde.

Als wir einen Wald paſſirten, ſahe ich auf einmal, daß ſich etwas wie eine Wolke vor unſerm Wagen erhob, worüber wir anfänglich erſchraken; bis wir entdeckten, daß es wilde Tauben waren, die man dort Tourtes nennt, und welche in ſo großer Menge ſind, daß der Kanadier länger als ſechs Wochen von nichts anderm lebt. Er geht mit ſeiner Flinte, die mit dem kleinſten Schrote geladen iſt, hinaus auf dieſe Tauben-Jagd; und wenn er ihrer anſichtig wird, ſo macht er ein Geräuſch, worauf ſie aufſteigen, da er denn auf gut Glück mitten darunter ſchießt, und zuweilen zwei bis dreihundert verwundet, die hernach mit Stöcken vollends todtgeſchlagen werden. Die Kanadenſer verkaufen ſie theils, theils verzehren ſie ſie ſelbſt, und machen davon ſehr wohlſchmeckende Frikaſſees mit Sahne und Schnittlauch, oder auch Suppen. In dieſer Jahreszeit

ißt man hier allenthalben davon, und man wird überhaupt von den Landeseinwohnern freundſchaftlich aufgenommen, welche meiſtens gute Häuſer mit großen Stuben und gute Gardinenbetten haben. Jedes Haus hat einen geräumigen Flur, und wenigſtens 3 oder 4 Stuben. Wenn ein Kanadier ſeine Tochter verheirathet, fragt er ſeinen Schwiegerſohn, ob er bei ihm wohnen will; und in dieſem Fall bauet er ihm unweit ſeiner Wohnung Haus und Stall, und das Land herum wird urbar gemacht, wodurch die Landes-Kultur und Bevölkerung immer mehr zunimmt. Die Häuſer ſind alle weiß angeſtrichen, welches einen allerliebſten Anblick gewährt, wenn man den Fluß St. Laurent paſſirt, weil alles in der Ferne ſich viel prächtiger ausnimmt. Jede Wohnung hat ihren kleinen Obſtgarten, und den Abend geben die nach Hauſe zurückkehrenden Heerden einen hübſchen Anblick. Ueberall werden hier die Kühe und Schweine in die Wälder getrieben, und kommen zur beſtimmten Zeit wieder zurück, um gemolken zu werden; man verſäumt aber dabei nicht, dem Vieh alsdann etwas Futter zu reichen, ſonſt blieb es aus. Oft geſchieht es, daß eine trächtige Sau, die eben werfen will, eine ganze Zeit wegbleibt und dann mit allen ihren Ferkeln wiederkömmt. Wenn man

ſie einſperrte, wie bei uns, ſo würden ſie alle krepiren. Sie ſind ſehr böſe, und ſcheinen eine gemiſchte Art von wilden und zahmen Schweinen zu ſein.

Ich kam traurig und voller Unruhe nach Trois-Rivieres zurück. Meine beſtändige Geſellſchaft war der Großvikar und ſeine ſogenannte Couſine. Als ſolche hatte ſie mir zum wenigſten mein Mann empfohlen; ſie war aufgeräumt und von angenehmem Umgang; er desgleichen, und ein Mann von Verſtand. Ich erfuhr nachher, daß jeder dieſer Herren dergleichen Couſinen bei ſich hatte, die ihnen ihre Wirthſchaft führten, aber faſt alle Jahr genöthigt waren, gewiſſer Urſachen halber eine kleine Abweſenheit zu machen, um kein Aergerniß zu geben.

Auſſer dieſer Bekanntſchaft hatte ich noch das Kloſter der Urſulinerinnen, oder der barmherzigen Schweſtern, deren Beſchäftigung ganz in Krankenpflege beſtand, wozu ſie dort ein Krankenhaus hatten. Als ich das erſte Mal hinkam und vor der Thür des Krankenſaals vorbei ging, bekam mich ein Mann zu Geſicht, der ſich mir zu Füßen warf, und mich anflehte: „Seyn Sie meine Retterin; machen Sie, daß ich ſterbe, und

daß ich nach Deutſchland zurückkehre!“ Man berichtete mir daß er wahnſinnig wäre; ich gab ihm etwas, und machte daß ich fort kam.

Ich fand unter den Nonnen ſehr liebenswürdige Perſonen, und habe manchen angenehmen Tag bei ihnen zugebracht. Sie hatten meinen Mann ſehr lieb, und ich erfuhr, daß er ihnen öfters Wein und Braten geſchickt hatte. Ich that es ihm nach, und noch mehr, denn ich ließ mein Eſſen hinbringen, und aß mit ihnen. Die Geſellſchaft, ja auch vielleicht der Wein, und endlich auch der Wunſch, mich zu zerſtreuen, belebte ſie öfters ſo, daß ſie ſich manchmal verkleideten, eine Art Koſakiſch tanzten, und auch mich als Nonne anzogen. — Eine junge Novize hatte mich beſonders in Affection genommen, und fand bei mir in dieſer Nonnenkleidung ſolche Aehnlichkeit mit der heiligen Jungfrau, daß ſie mich flehentlich bat, Nonne zu werden. Ich ſagte: Recht gern, wenn ihr meinen Mann zum Prior machen wollet, daß er mit uns leben könne. Sie war ſo unerfahren, daß ſie glaubte, daß dieſes anginge; ſie entfernte ſich, und kurz darauf fanden wir ſie vor einem Crucifix knieend, wo ſie Gott für meine Bekehrung dankte. Hernach ließ ich meine Kin-

der kommen. Guſtchen fing an zu weinen, wie ſie mich in der Kleidung ſah, und ſagte: „Liebe Mama! nicht Nonne werden, ich bitte Dich!“ Um meine Kinder zu beruhigen, mußte ich geſchwind meine Nonnenkleidung ablegen. In dieſem Kloſter war auch eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen, denen man allerhand Arbeiten lehrte. Die Nonnen ſingen vortrefflich, und da ſie auf dem Chor und hinter Vorhängen ſingen, ſo möchte man ſich öfters den Geſang der Engel dabei denken.

Meine häusliche Beſchäftigung war größtentheils nur die Sorge für meine Kinder, etwas weibliche Arbeit und ein wenig Bücherleſen. Die zurückgebliebenen Officiere waren gar nicht liebenswürdig; unter ihnen war ein unartiger General-Caſſirer, der mich durch ſein rohes Benehmen oft empörte, und meine Unruhe verdoppelte. Bei der Gelegenheit, als ich den Capitän Arbuthnot für meine Ueberfahrt bezahlen wollte, den ich täglich von Montreal *) zurückerwartete,

*) Dort kauft man Pelzwerk zu den wohlfeilſten Preiſen ein, um es in England zu den theuerſten wieder zu verkaufen. Ein Handel der viele bereichert.

präſentirte ich dem Caſſirer eine Ordre meines Mannes, mir 150 Pf. Sterling auszuzahlen. Er ſchlug es mir ab. Ich fragte ihn, ob mein Mann ihm etwa ſchuldig ſey? Nein, ſagte er; er habe vielmehr noch etwas Beſtand, da aber mein Mann in Gefahr wäre, und täglich getödtet werden könnte, ſo hielt er für rathſam, bedächtig zu verfahren, und mir nichts auszuzahlen. Ich ward durch dieſes Betragen äuſſerſt entrüſtet, und ſagte ihm, daß er es mir zu ſehr erſchwerte, ihm jemals wieder was abzufordern; ich wüßte aber, daß wenn ich auch das Unglück hätte, meinen Mann zu verlieren, mir doch immer noch ein Vierteljahr ſeines Traktements zukäme, welches noch mehr als das Geforderte ausmachte. — Ja, das wohl, erwiederte er, aber dann auch die Rückreiſe! — Da für würde der Himmel auch ſorgen, verſetzte ich, und ließ mich weiter nicht mit ihm ein, ſondern wandte mich an einen engliſchen Kaſſirer, der mir nicht allein die verlangte Summe gab, ſondern ſich noch dazu erbot, mir überhaupt ſo viel zu geben, als ich haben wollte. Ich berichtete alles meinem Manne, der darüber ſehr erzürnt, jenem einen recht derben Brief ſchrieb, und ihm den gemeſſenſten Befehl gab, mir ſo viel zu zahlen,

als ich nur verlangen würde. Nun ward er höflicher, und ſogar hatte ich das Glück, ſo ſehr bei ihm in Gnaden zu kommen, daß man nach ſeinem Tode Briefe von ſeiner Frau bei ihm fand, worin ihm dieſe ſchrieb: „Du ſchreibſt mir ſo viel ſchönes von der Generalin, daß mir ganz bange wird". Vier Jahre nachher hatte ich das Vergnügen, demſelben in ſeiner letzten Krankheit allerhand zu ſeiner Erquickung zu ſchicken, und er ließ mich noch um Verzeihung bitten, ſo ſchlecht an mir gehandelt zu haben. Die Reden dieſes Mannes, und die verſchiedenen beunruhigenden Nachrichten, die täglich ankamen, ſchlugen mich ſehr nieder, und verbitterten mir das Leben; beſonders da es mir oft an Briefen fehlte, ob mir gleich mein Mann in Einem fort ſchrieb; wenn ich aber die Briefe bekam, waren ſie alt. Es iſt gewiß, daß man bei eintretender Gefahr für das, was man liebt, weit mehr abweſend leidet, als wenn man dabei iſt; daher ſchrieb und bat ich auch meinen Mann ſehr dringend, mich nachkommen zu laſſen; daß ich dazu hinlängliche Geſundheit und Muth hätte und er mich nie murren hören würde, es möchte kommen wie es wollte, ich hoffte ihm vielmehr in manchen Fällen nützlich ſeyn zu können. Er antwortete mir,

daß ſobald nur Frauen der Armee würden folgen können, ich gewiß mit darunter ſeyn ſollte; ſchrieb mir darauf, daß meine Wünſche nun bald erfüllt werden würden; und wie ich darüber in voller Erwartung und ganz reiſefertig war, ſo kam endlich der Capitän Willoe, um mich abzuholen. Man kann ſich vorſtellen, wie gut er von mir empfangen wurde.

Zwei Tage nach ſeiner Ankunft reiſten wir ab; eine Barke, die meinem Mann gehörte, und ein anderes Fahrzeug brachte uns bis Trois-Rivieres. Die Mannſchaft auf erſterer kommandirte der gute Sergeant Bürich, der mir alle nur erſinnliche Aufmerkſamkeit bewies, und auch ſeitdem die Aufſicht über unſer Gepäck hatte. Die Nacht überfiel uns, und wir ſahen uns genöthigt, auf einer Inſel zu landen. Das andere Fahrzeug, da es mehr beladen und nicht ſo gut bemannt war, hatte uns nicht folgen können; wir hatten daher weder Betten noch Licht, und was das ſchlimmſte war, nichts mehr zu eſſen; denn wir hatten weiter nichts auf unſer Schiff mitgenommen, als was wir den Tag über zu gebrauchen dachten, und fanden auf dieſer Inſel weiter nichts, als die vier kahlen Wände eines verlaſſenen und nicht einmahl ausgebauten Hauſes,

welches voller Geſträuche lag, das uns zum Nachtlager diente. Ich bedeckte es mit unſern Mänteln, und nahm die Kiſſen von der Barke zur Hülfe, ſo daß wir recht gut ſchliefen.

Den Capitän Willoe konnte ich nicht bewegen, in die Hütte mit herein zu kommen, und ſahe ihn ſehr unruhig, welches ich mir gar nicht erklären konnte. Mittlerweile bemerkte ich einen Soldaten, der einen Topf ans Feuer ſetzte. Ich fragte ihn, was er darinnen hätte? Kartoffeln die ich mir mitgenommen habe. — Ich blickte lüſtern nach ihnen hin; er hatte nur ſo wenig, daß ich es grauſam fand, ihn derſelben zu berauben, beſonders da er ſo glücklich dabei ausſahe. Endlich aber ſiegte doch die Begierde, meinen Kindern davon zu geben, über meine Beſcheidenheit; ich bat alſo, und erhielt die Hälfte, welches höchſtens ein Dutzend ſeyn mochten; dazu holte er aus ſeiner Taſche 2 oder 3 kleine Enden Licht, die mich ſehr glücklich machten, weil die Kinder ſich fürchteten, im Finſtern zu bleiben. Ich gab ihm für das alles einen großen Thaler, da war er eben ſo glücklich als ich. Inzwiſchen hörte ich Capitän Willoe Befehl geben, daß man um das Gebäude Feuer anzünden, und daß ſeine Leute die ganze Nacht um daſſelbe die Runde

gehen ſollten. Auch hörte ich während der ganzen Nacht Lärmen machen, welches mich ein wenig am Schlaf hinderte. Als ich am andern Morgen beim Frühſtück, welches ich auf einem breiten Stein, der uns zum Tiſch diente, einnahm, den Capitän, der in der Barke geſchlafen hatte, nach der Urſache des Lärmens fragte: ſo bekannte er mir, daß wir in großer Gefahr geweſen, indem dieſe Inſel l'Isle à Sonnettes (die Klapperſchlangen-Inſel) wäre, welche von den vielen darauf befindlichen Klapperſchlangen den Nahmen hätte, daß er es nicht gewußt und ſehr erſchrocken ſey, als er es erfahren, und wegen der Ströme es doch nicht habe wagen dürfen, in der Nacht weiter zu fahren. Es wäre ihm daher nichts anders übrig geblieben, als große Feuer und viel Lärmen zu machen, um die Schlangen zu erſchrecken, und dadurch abzuhalten. Er habe aber die ganze Nacht aus Beſorgniß für uns kein Auge zuthun können. Ich war über dieſe Erzählung ſehr erſchrocken, und ließ ihm bemerken, daß wir unſere Gefahr dadurch noch vergrößert hätten, daß wir uns auf das Geſträuch gelegt, in welchem ſich die Schlangen gern verbergen. Er gab mir Recht, und ſagte mir, daß wenn er es eher gewußt, wo wir wären, er alles Geſträuch vorher

würde

würde haben wegnehmen laſſen, oder uns gebeten haben würde, lieber auch in der Barke zu bleiben. Er habe es aber erſt von einem der Leute von unſerm andern Fahrzeug erfahren, das uns ſpäter nachgekommen war. Wir fanden am Morgen noch allenthalben Häute und Schleim von dieſen garſtigen Thieren, und eilten daher mit unſerm Frühſtück fertig zu werden. Wir fuhren nachher über den Lac Champlain, und kamen den Mittag nach dem Fort John's, wo uns der Commandant freundſchaftlich und ehrenvoll empfing. So ging es uns überall, denn mein Mann war ſowohl bei den Eingebohrnen als Engländern ſehr beliebt. Hier ſchifften wir uns wieder ein, um einen Kutter zu erreichen, auf welchem wir nach Wolfs-Island kamen, wo wir die Nacht, aber auf dem Schiffe, blieben. Wir hatten daſelbſt ein Gewitter auszuhalten, das dort fürchterlicher ſchien, weil wir mit Bergen und dicken Bäumen umgeben, wie in einem Keſſel waren. Den folgenden Tag paſſirten wir Ticonderoga, und kamen gegen Mittag nach dem Fort George, wo wir bei dem Obriſten Anſtruther aßen, einem guten und liebenswürdigen Mann, der das 62. Regiment commandirte. Nachmittags ſetzten wir uns in eine

Kaleſche, und kamen noch denſelben Tag, (den 14. Auguſt) in Fort Edouard an, von wo zwar mein Mann Tages vorher mit der weiter vorrückenden Armee abgegangen war, aber, ſobald er unſere Ankunft daſelbſt erfuhr, den 15. zu uns kam, und bis zum 16. bei uns blieb. Dann mußte er zu meinem großen Leidweſen wieder zur Armee. Als aber gleich nachher die unglückliche Affaire bei Bennigton vorfiel, hatte ich die Freude, ihn ſchon den 18. wieder bei uns zu ſehn, und nun drei glückliche Wochen in der größten Ruhe zuzubringen. Wenig Tage nach meiner Ankunft kam die Nachricht, daß wir von Canada abgeſchnitten wären; wenn ich alſo dieſen glücklichen Augenblick nicht benutzt hätte, würde ich drei Jahre lang in Canada ohne meinen Mann haben zurückbleiben müſſen. Ein einziger Umſtand war die Veranlaſſung des für uns ſo glücklichen Entſchluſſes; nämlich die Ankunft der Milady Ackland bei der Armee, bei welcher Gelegenheit General Bourgoyne meinem Mann ſagte: General! Sie ſollten auch Ihre Frau kommen laſſen! worauf mir dieſer gleich den Capitän Willoe ſchickte. Wir führten dieſe drei Wochen ein ſehr angenehmes Leben. Die Gegend war herrlich, und wir waren von den Lägern der

engliſchen und deutſchen Truppen umgeben. Wir wohnten an einem Ort, das rothe Haus genannt. Ich hatte nur eine Stube für meinen Mann und mich und meine Kinder, in welcher mein Mann auch ſchlief, und noch ein ganz kleines Schreib-Kabinet. Meine Frauensleute ſchliefen in einer Art Flur. Wenn ſchönes Wetter war, aßen wir unter den Bäumen, und ſonſt in einer Scheune auf Brettern, die auf Tonnen gelegt waren, und zu Tiſchen dienten. Da war es, wo ich zum erſten Mahle Bärenfleiſch aß, und es von trefflichem Geſchmack fand. Oft fehlte es uns an allem; demohnerachtet war ich doch ſehr glücklich und zufrieden, denn ich war mit meinen Kindern, und von denen geliebt, die um uns waren. Es waren, wenn ich mich recht erinnere, 4 oder 5 Adjudanten bei uns. Den Abend wurde geſpielt, und ich brachte während der Zeit meine Kinder zu Bette.

Auszug aus einem militäriſchen Memoire, die amerikaniſche Campagne vom Jahre 1777 betreffend.

Vom Anfange der Campagne im Jahre 1777 iſt der General Riedeſel weder in den Kriegsrath der engliſchen Generalität, die Bewegungen dieſes Feldzugs betreffend, zugelaſſen, noch ſind demſelben die Inſtruktionen mitgetheilt worden, die der General Bourgoyne vom engliſchen Miniſterio erhalten hatte, über die Art, wie dieſe Campagne geführt werden ſollte. Es hat der General Riedeſel nur immer geſucht und gebeten, entweder die Avantgarde der Armee, oder wenigſtens, ſo viel es die Umſtände erlauben wollten, ein beſonderes Corps zu kommandiren, welches auch von Zeit zu Zeit geſchehen iſt. Dabei iſt die größte Bemühung des Generals jederzeit geweſen, die Befehle des Generals Bourgoyne auf das pünktlichſte zu befolgen, die ihm untergebenen Truppen in Disciplin und Zucht zu halten, das gute Vernehmen zwiſchen den engliſchen und deutſchen Truppen zu befördern, und dafür zu ſorgen, daß die deutſchen Truppen alles bekämen, was ihnen nach dem Subſidientraktat zugehörte, und nach ihrem Rang die nämlichen

Vorzüge genoſſen als die engliſchen National-Truppen.

Ob nun zwar unter den Gemeinen hin und wieder, aus Mißverſtändniß der Sprache, kleine Irrungen vorfielen, ſo wurden ſie doch bald wieder beigelegt, zumahl wenn der General Riedeſel gegenwärtig war.

Auf dieſe Art hat ſich die Armee den 3. Junius aus ihren Winterquartieren in Bewegung geſetzt. Den 6. Julius verließen die Amerikaner Ticonderoga. An eben demſelben Tage wurde der General Riedeſel mit drei deutſchen Bataillons detachirt um den Brigadier Fraſer zu ſouteniren, der den nach H u b e r t o n retirirenden Feind verfolgte. — Als er den 7. nur ohngefähr eine Stunde noch vom Brigadier Fraſer entfernt war, hatte ſich dieſer ſchon, ohne ihn abzuwarten, mit dem Feinde engagiret. Das Feuer war heftig und die Lage kritiſch, bis der General Riedeſel mit ſeiner Avantgarde ankommen, und mit dieſer eine friſche Attake in die rechte Flanke des Feindes machen konnte, welches die Lage der Sachen dergeſtalt veränderte, daß der Feind mit anſehnlichem Verluſt geſchlagen wurde, und den Brigadier Fraſer ſowohl als alle Officiere ſeines

Corps dem General ihre lebhafteſte Erkenntlichkeit bezeigten.

Nach dieſer Affaire ſammelte der General Bourgoyne die Armee bei Skensborough. Den 12. Julius wurde der General Riedeſel mit 6 Bataillons detachirt, um ſich in der Gegend von Caſtletown zu poſtiren, um dem Feinde dadurch eine Jalouſie gegen den Connecticut-Fluß zu geben. Unterdeſſen ließ der General Bourgoyne die Wege repariren, und rüſtete ſich über Fort Anne nach Fort Edouard vorzurücken. Zu gleicher Zeit als derſelbe nach Fort Edouard aufbrach, erhielt der General Riedeſel Befehl den Engländern dahin zu folgen, und vereinigte ſich daſelbſt den 3. Auguſt wieder mit der Armee.

Allhier meditirte der General Bourgoyne ein Corps unter dem Obriſtlieutenant Baum nach Bennington zu detachiren, um ein dortiges anſehnliches Magazin wegzunehmen, welche Expedition aber der General Riedeſel nicht gut fand, und nachdrücklich dagegen ſprach. Demohnerachtet wurde ſie vorgenommen, und wie man merkte, daß der Obriſtlieutenant Baum gegen den Feind zu ſchwach wäre, noch der Obriſtlieutenant Breymann, auch gegen den Willen des Generals Riedeſel, demſelben zum Soutien nachgeſchickt. Die-

ſe Affaire vom 16. bei Bennington lief ſehr unglücklich ab. Der Feind war 4 bis 5 mal ſtärker. Die Entfernung verhinderte den Obriſtlieutenant Breymann früh genug anzukommen, und alſo wurden beide Korps eines nach dem andern geſchlagen. Die Leute ſowohl, als die beiden reſpektiven Chefs, thaten ſehr brav, aber ſie waren das Opfer einer gar zu großen Entfernung von der Armee, ohne die geringſte Kommunikation.

Dieſe unglückliche Affaire machte auf einmal eine Stockung in allen unſern Progreſſen. Unſere Kähne, Vorräthe, nichts war von dem Fort Georg herauf; die Armee konnte alſo nicht weiter vorrücken, und die niedergeſchlagenen Geiſter der Feinde wurden auf einmal ſo aufgerichtet, daß ſich ihre Armee täglich verſtärkte.

Den 8. Auguſt wurde der General Riedeſel nach John's Farm, zwiſchen Fort George und Edouard, mit 3 Bataillons detachirt, um ſowohl die Kommunikation mit Fort George zu decken, als auch die Abſendung der Convoy zur Armee zu befördern. Da er daſelbſt von der Armee ganz abgeſchnitten war, ſo verſchanzte er ſich in einem feſten Lager, um ſich bis auf den letzten Mann wehren zu können. — Die große Armee ſtand die

ganze Zeit zu Edouards-house und Fort Miller, und ein Bataillon zur Kommunikation bei Fort Edouard. Es war natürlich zu erwarten, daß, wenn die Armee weiter nach Albany vorrücken ſollte, man intermediaire Forts am Hudſonsfluß anlegen würde, um jederzeit die Communikation mit Fort George zu behalten; aber der General Bourgoyne, welcher befürchtete, ſeine Armee dadurch gar zu ſehr zu ſchwächen, hatte einen ganz andern Plan. Er wollte nämlich mit 40tägigem Vorrathe und einem verhältnißmäßigen Artillerie-Train gegen den Feind vorrücken, ſolchen ſchlagen, und ſo die Communikation mit der von New-York vermeintlich heraufkommenden Armee mit Gewalt forciren; dagegen aber alle Communikation mit Fort George und Ticonderoga und Canada aufgeben. Von dieſer Abſicht transpirirte nichts.

Als die Vorräthe und alles übrige bei der Armee zuſammen waren, ſo brach dieſelbe den 11. September auf, hatte den 13. gänzlich den Hudſonsfluß paſſirt, und kampirte den 14. auf den Höhen von Saratoga. Den 15. marſchirte ſie nach den Höhen von Dovogat, und den 17. bis nach Swords-houſe. Alle dieſe Märſche waren ſehr beſchwerlich, weil alle Wege

und Brücken reparirt werden mußten, und man genöthigt war, ſehr vorſichtige Recognoscirungen vorzunehmen. Noch ein ſchlimmer Umſtand war dabei, daß, da der Lauf des Hudſonsfluſſes ſo beſchaffen iſt, daß die Gebirge in einer bald weiten bald nahen Entfernung vom Fluſſe fortlaufen, und es die Nothwendigkeit erforderte, Colonnen im Grunde und auf den Anhöhen gehen zu laſſen; dieſe Colonnen faſt immer über eine halbe Stunde die eine von der andern entfernt, und manchesmahl außer Stande waren ſich zu vereinigen.

Inzwiſchen hatte die unglückliche Affaire bei Bennington, und die durch den amerikaniſchen General Arnold bewirkte Aufhebung der Belagerung vom Fort Stanwix, die eben vom engliſchen Obriſtlieutenant St. Leger unternommen worden war; den Muth der Feinde ſo zum Verwundern erhöhet, daß die Miliz haufenweiſe aus der Provinz New-Hampſhire und New-England ankam; ingleichen 3 Brigaden von der Washingtonſchen und Putnamſchen Armee; und der General Gates wurde von dem General Waſhington abgeſandt, das Commando über die Armee zu übernehmen. — Solchergeſtalt beſtand nun die nämliche Armee, die zu Ende

Julius und Anfang Auguſt nur gegen 4 bis 5000 Mann ſtark war, aus 14 bis 20000 Mann.

Mit dieſer anſehnlichen Macht rückte der General Gates wieder vor, zuerſt bis nach Still-Water und nachher 3 Meilen dieſſeits, auf die Höhen von Bimeses-houſe, wo ſein rechter Flügel an dem Hudſonsfluß appuyirt war. Vor der Fronte lief ein großer moraſtiger Ravin, und hinter ſolchem waren die Linien durch einen Verhack gedeckt. Der linke Flügel endigte ſich an einer Höhe wo das Schulhaus ſtand, und die linke Flanke war gleichfalls durch einen Verhack den Berg hinunter gedeckt. Hinter der Fronte waren die Höhen ſo ſteil wie vorne; und auf dieſen Anhöhen war die amerikaniſche Armee verſchanzt, und erwartete unſere Ankunft. Den 19. September, gegen 11 Uhr des Morgens, rückte unſere Armee von Swords-houſe in 3 Colonnen vor. Die Colonne linker Hand im Grunde am Waſſer beſtand aus 4 teutſchen Regimentern und dem 47ſten engliſchen, welches letztere die Bateaux deckte. Dieſe Truppen nebſt aller Artillerie und Bagage, ſtanden unter dem Befehl des Generals Riedeſel. Rechts auf der Höhe, in einer Intervalle von einer halben Stunde, marſchirten alle engli-

ſche Regimenter, welche vom General en Chef Bourgoyne ſelbſt angeführt wurden; und die dritte Kolonne, die noch mehr rechts ging, beſtand aus dem Fraſerſchen Corps, und dem Corps des Obriſtlieutenant Breymann, und wurde von dem Brigadier-General Fraſer geführt. — Der Marſch ging ſehr langſam, weil alle Augenblicke neue Brücken zu machen, Bäume umzuhauen und aus dem Wege zu räumen waren. Gegen 1 Uhr hörte die Kolonne des General Riedeſel klein Gewehr- und Kanonenfeuer, welches, der Vermuthung nach, bei der Kolonne des Generals Bourgoyne ſeyn mußte. Um halb drei Uhr fing dieſes Feuer von neuem und ungleich ſtärker an. Da nun der General Riedeſel nicht die geringſte Nachricht vom General Bourgoyne erhielt, ſo ſchickte er den Capitän Willoe an denſelben ab. Dieſer kam nach dreiviertel Stunden wieder, und brachte von ſelbigem die Ordre, die beſten Anſtalten zu treffen, um die Artillerie, Bagage und Bateaux zu decken; dann aber ſelbſt, mit ſo viel Truppen als entübrigt werden könnten, ihm zur Hülfe zu kommen, und den Feind in der rechten Flanke zu attakiren zu ſuchen.

Der General Riedeſel nahm ſogleich ſein Infanterieregiment und 2 Compagnien vom Regi-

ment von Rhetz, und marſchirte durch das Holz über die Höhe nach der Richtung des Feuers. — So wie er aus dem Holze ins Freye bei Freemanns-Farm kam, ſo ſahe er beide Armeen engagirt, und befand ſich völlig in der rechten Flanke des Feindes. Der engliſche linke Flügel war eben im Begriff zu retiriren, er formirte alſo ſogleich die 7 Compagnieen, und attakirte mit Märſchſchlagen den Feind. Die Engländer, ſo dieſes gewahr wurden, recolligirten ſich wieder, und in kurzer Zeit ward der Feind völlig geſchlagen; und wäre die Nacht nicht dazu gekommen, ſo wäre es leicht möglich geweſen, mit dem in große Unordnung gebrachten Feind zu gleicher Zeit in ſein Lager zu dringen. Die Nacht über blieben die Truppen auf dem Wahlplatz ſtehen, und der General Riedeſel kehrte nach dem linken Flügel am Waſſer zurück. Den 20ſten occupirte unſere Armee die Poſition von Freemanns-Farm bis an das Ende der Anhöhe gegen den Hudſonsfluß. Die Anhöhen, ſo das Thal umgaben, wurden mit Redouten verſehen, eine Brücke über den Hudſonsfluß geſchlagen, und ſolche mit einer Tête de Pont jenſeits gedeckt. Die ganze Armee retranchirte ſich mit Linien und Redouten, welche hier und da

mit Batterien an ſchicklichen Plätzen garnirt wurden.

In dieſer Stellung blieben beide Armeen bis Ende des Monats September ſtehn. Unſere Piquets wurden von Zeit zu Zeit attakirt. Wir mußten allezeit mit ſtarken Bedeckungen fouragiren, und die Fourage wurde ſehr ſparſam. Wir ſandten oft Detaſchements aus, um die rechte Flanke des Feindes zu recognosciren, waren aber niemals ſo glücklich eine genaue Kenntniß von ſeinem Lager zu bekommen. Der Feind ſeiner Seits ermangelte gleichfalls nicht, von Zeit zu Zeit Detaſchements auf unſere rechte Flanke und auch jenſeits des Waſſers, gegen den Battenkill auszuſchicken. Hier erfuhren wir auch, daß der Feind über Skenesborough einen Verſuch auf Carillon gemacht, ſo ihm aber mißlungen; außer, daß er 4 Compagnieen, vom 53ſten Regiment, bei der Poſtirung bei der Sägemühle überrumpelt und gefangen genommen. Unſere Vorräthe nahmen ab, mithin wurden die täglichen Portionen auf 1 Pf. Fleiſch und 1 Pf. Brodt reducirt; welches aber die Soldaten mit der größten Standhaftigkeit ertrugen. Da nun unſere Lage von Tage zu Tage kritiſcher wurde, und die Stellung des Feindes zu ſtark war, und

ſeine Armee zu zahlreich, um ſolche zu attakiren; ſo ließ der General Bourgoyne den 4. Oktober die Generale Phillips und Riedeſel und den General-Brigadier Fraſer zu ſich rufen, um ihren Rath zu vernehmen, was bei der jetzigen Lage der Sachen vorzunehmen ſey. Er für ſeine Perſon ſchlug vor, die Vorräthe und Kähne auf einige Tage, bis auf eine in den Retranchements zu ihrer Bedeckung zurückzulaſſende circa achthundert Mann ſtarke Macht, ganz zu verlaſſen, und den Feind in ſeiner linken Flanke und im Rücken zu tourniren und zu attakiren. Da uns aber ſo wenig die Wege, als die Poſition des feindlichen linken Flügels bekannt waren, mithin auf einer ſolchen Expedition, ehe wir zur wirklichen Aktion gelangen konnten, gewiß 3 bis 4 Tage darauf gegangen wären, und es zu gefährlich geweſen ſein würde, unſere ſo ſchwach beſetzte Depots ſo lange zu verlaſſen; ſo wurde nach reiflicher Erwägung dieſer und noch mehrere Umſtände, den 5ten des Abends die zweite Conferenz gehalten, worin der General Riedeſel deutlich erklärte, daß unſere Lage von ſolcher Beſchaffenheit ſey, daß wenn wir nicht in einem Tage gegen den Feind anmarſchiren, ſolchen attakiren und die Sache zur Entſcheidung bringen könnten, es dienlicher

wäre, ſich wieder nach dem Battenkill zu ziehen, und nachdem wir den Hudſonsfluß paſſirt, hinter dem Battenkill, wo wir nicht mehr vom Fort George abgeſchnitten werden könnten, abzuwarten, was der General Clinton für Bewegungen zur Bewerkſtelligung der Communikation machen würde. Der General-Brigadier Fraſer fiel der Meinung des Generals Riedeſel bei. Der General Phillips wollte gar keine Stimme geben, und der General Bourgoyne, dem es zu hart anging, eine rückgängige Bewegung zu machen, erklärte, daß er den 7. eine Recognoscirung ſo nahe wie möglich an dem feindlichen linken Flügel machen wolle, um zu ſehn ob ſolcher anzugreifen ſey, oder nicht. Im erſtern Falle wolle er ſodann den 8. ſogleich in einem Tage den Feind attakiren; im zweiten Fall aber, in die Stellung von Freemans-houſe zurückkehren, und ſogleich den 11. Oktober die Retraite hinter den Battenkill machen. Da er auf dieſem Entſchluß beharrete, ſo blieb nichts als ſich in ſeinen Willen zu fügen. — Den 6ten wurde fouragirt, und auf 4 Tage Proviſion ausgetheilt. Den 7. Morgens um 10 Uhr rückten 1500 Mann, die zur Recognoſcirung kommandirt waren, mit 8 Kanonen, unter Commando des Ge-

nerals Bourgoyne ſelbſt, der von den Generalen Riedeſel, Phillips und Fraſer begleitet war, aus dem Lager aus. Es wurde in 3 Colonnen bis ohngefähr eine Viertel-Stunde vom feindlichen linken Flügel vorgerückt, wo wir ein vom Feinde beſetztes Haus, Weißers-house, antrafen, und denſelben daraus vertrieben, darnach die Anhöhe beſetzten, die aber von beiden Seiten mit Holz umgeben war. Als wir daſelbſt berathſchlagten, wie wir dieſe Recognoscirung noch weiter pouſſiren könnten, griff der Feind den linken Flügel unſers Kommando's, wo die engliſchen Grenadiere im Holze ſtanden, mit größter Gewalt an, und warf denſelben. Der Obriſtlieutenant Specht, der das Centrum kommandirte, hielt ſich lange, und würde ſich noch länger ſoutenirt haben, wenn nicht Mylord Balcarras, der auf ſeiner rechten Flanke ſtand, aus einem Mißverſtändniß wäre zurückbeordert worden. Da er nun in Fronte und beiden Flanken attakirt war, ſo ſahe er ſich genöthigt, ſich mit ſeinen 300 Mann zurück zu ziehn. Nun drang der Feind von allen Orten an, worauf der General Bourgoyne die Retraite nach der großen Redoute auf dem rechten Flügel des Fraſerſchen Corps beorderte. Kaum waren die Truppen daſelbſt angelangt, ſo

attakirte

attakirte der Feind die Redoute mit dem größten Ungeſtüm, es gelang ihm aber nicht dieſelbe einzunehmen, und wir behielten ſie die Nacht über. Das Breymannſche Corps aber, das kaum noch 200 Mann ſtark war, und in ſeinen beiden Flanken und in der Fronte vom Feinde zu gleicher Zeit angegriffen wurde, ward, nachdem der Obriſtlieutenant Breymann todtgeſchoſſen worden, zum Weichen gebracht.

Nunmehr, aber leider zu ſpät, entſchloß ſich der General Bourgoyne die Retraite nach dem Battenkill zu machen. Vor Anbruch des Tages den 8ten verließen wir unſere Stellung, und zogen uns in den Grund, wo unſere Vorräthe waren, mußten aber den Tag über halten, weil das Lazareth noch nicht konnte transportiret werden. Den Abend ſetzten wir unſern Rückzug fort, und der General Riedeſel mußte die Avantgarde mit 4 Bataillons machen, um den Hudſonsfluß zu paſſiren, und ſich hinter dem Battenkill zu poſtiren. Kaum war aber derſelbe zu Davogad angelangt, als er Ordre erhielt Halt zu machen. Ein Tag verſtrich alſo wiederum unbenutzt, zu unſerer größten Verwunderung. Am Abend marſchirten wir weiter, und paſſirten bei Saratoga den Fiſh-kill. Nunmehr hatte der Feind jenſeits

des Hudſonsfluſſes das Ufer bei dem Battenkill beſetzt; daher der General Bourgoyne es nun für zu gefährlich hielt, den Hudſonsfluß zu paſſiren. Die Armee nahm alſo den 10. die Stellung bei Saratoga, welche zwar auf dem linken Flügel gegen den Fish-kill ſtark, im Centro aber und auf dem rechten Flügel ſo fehlerhaft war, daß ſolche ohnmöglich ſoutenirt werden konnte. — Denſelben Abend kam die ganze Armee der Feinde an. An dieſem nämlichen Tage ſandten wir 2 Regimenter unter dem Befehl des Obriſtlieutenants Southerland dieſſeits des Hudſonsfluſſes, um den Weg zu recognoſciren, der nach dem Fort Eduard führt; und der Ingenieur-Capitain Twis wurde denſelben mitgegeben, um die Brücken zu repariren. Der Obriſtlieutenant Southerland kam auch wirklich bis auf eine Stunde vom Fort Eduard, und fing an die Hauptbrücke auszubeſſern, als er leider Ordre bekam wieder umzukehren. Den 11. des Morgens paſſirte der Feind mit 3 Brigaden den Fish-kill, in der Abſicht unſere Armee im Rücken zu attakiren. Er war auch ſo glücklich unſere Bateaux wegzunehmen, wie auch einen Officier mit 30 Mann und einen großen Theil unſerer Matroſen zu Gefangenen zu machen. Ein lebhaftes Kar-

kätſchen = Feuer, das wir auf ihn machten, nöthigte den Feind zwar den Fish = kill wieder zu repaſſiren; allein die Bateaux, nebſt einem großen Theil unſerer Vorräthe, waren doch verloren. Den ganzen Tag wurde unſere Armee von vorne und im Rücken kanoniret, und die Vorpoſten feuerten unaufhörlich auf einander. Den Abend ließ der General Bourgoyne wieder die beiden Generale Riedeſel und Phillips zu ſich rufen, und es wurde berathſchlaget, was zu thun ſey; und da er ſelbſt urtheilte, daß es ſowohl unmöglich ſey den Feind zu attakiren, als auch unſere Stellung weder im Centro noch auf dem rechten Flügel zu behaupten, ſo ſchlug der General Riedeſel vor, ſich des Nachts, mit Verlaſſung der Bagage, dieſſeits des Hudſonsfluſſes zu retiriren, und zwar nicht bei Fort Eduard, ſondern 4 Meilen unter demſelben den Hudſon zu durchwaten; und ſo, ohne zu halten, bis nach Fort George zu gehn, welches noch thunlich war, weil der Feind dieſen Weg dieſſeits des Fluſſes noch nicht beſetzt hatte. Man konnte aber dieſen Abend noch zu keinem Entſchluß kommen. Den 12. war es das nämliche. Der Feind occupirte bis zum Fort Eduard alle Poſten am Waſſer, und dehnte auch dieſſeits ſeine Armee mehr vor unſerer Fronte aus.

Nachmittags um 3 Uhr war abermahls eine Conferenz, wozu die Brigadiers von Gall und Hamilton mit zugezogen wurden. Der General Riedeſel beſtand ſehr nachdrücklich und mit harten Worten auf der vorgedachten Retraite, die vor jetzt noch möglich war, aber bei der geringſten Bewegung des Feindes aufhörte es zu ſeyn. Endlich wurde denn auch dieſe Retraite beſchloſſen; wie aber alles deshalb verabredet war, ſo fand es ſich, daß die Proviſion auf 6 Tage, die ſchon am Morgen hätte ſollen ausgegeben werden, noch nicht vertheilet war. Nun wurde hierzu ſogleich Befehl gegeben, und beſchloſſen, daß wenn Abends zwiſchen 10 und 11 Uhr die Proviſion ausgetheilet ſeyn würde, der Abmarſch angetreten werden ſollte. Der General Riedeſel ſollte die Tete führen und der General Phillips die Arrieregarde machen. —

Genau um 10 Uhr ließ der General Riedeſel dem General Bourgoyne melden, daß die Mundvorräthe ausgetheilt wären; erhielt aber die unerhörte Antwort, daß es zu ſpät ſey, und die Armee ſtehen bleiben ſollte.

Den 13. des Morgens war die Lage von der vorherigen ganz verſchieden. Der Feind hatte uns ganz umringt und zwar auf eine ſolche Art, daß

wir einen moraſtigen Ravin und eine ſteile Anhöhe paſſiren mußten, um ihn zu attakiren, und uns dabei ſo weit vom Waſſer hätten entfernen müſſen, daß er von jenſeits hätte herüber kommen und uns im Rücken angreifen können; und nunmehr war der Zeitpunkt zur Retraite verloren und ſolche gänzlich unmöglich. Die Armee hatte nur noch auf 5 Tage Proviſion. Der General Bourgoyne ließ alſo noch denſelbigen Tag die Commandeurs der Bataillons zu einem allgemeinen Kriegsrath berufen, worinnen der Zuſtand unſerer Armee, und die Stärke und Situation der feindlichen vorgelegt wurde. Der General Bourgoyne geſtand es ſelbſt, daß er es für eine Unmöglichkeit hielte, den Feind anzugreifen, und daß, wenn wir auch ſolchen gegen alle Wahrſcheinlichkeit ſchlügen, es aus Mangel an Lebensmitteln doch alsdann nicht möglich ſeyn würde, noch nach Fort George zn kommen. Sich zu retiriren, wurde auch für unmöglich gehalten, es wäre denn, daß ein jeder für ſich, ſo gut wie er könnte, einen Weg durch die unwegſamen Holzungen ſuchen wollte. Mit den Lebensmitteln könnten wir uns in der Stellung, worinnen wir ſtänden, noch 5 Tage halten; da aber nach Verfließung derſelben unſere Lage die nämliche ſeyn

würde, und überdies unſere Poſition im Centro und rechten Flügel unhaltbar ſey; ſo würde dann eine Deroute und Zerſtreuung der Armee nicht allein wahrſcheinlich, ſondern gewiß zu vermuthen ſeyn. — Nachdem alle dieſe Gründe von den Beiſitzern der Conferenz reiflich überlegt worden waren; ſo erklärte der General Bourgoyne auf's feierlichſte, daß niemand anders als er, die Lage, worinnen ſich gegenwärtig die Armee befände, zu verantworten hätte, weil er nie jemand um Rath gefragt, ſondern nur Befolgung ſeiner Befehle gefordert habe. Dieſe öffentliche Erklärung nahm der General Riedeſel mit Dank an, weil hierdurch jedermann überführt wurde, daß er an allen gemachten Bewegungen gar keinen Antheil gehabt habe; und bat daher alle engliſche Officiere ihm ſolches zu atteſtiren, wenn er jemahls zur Verantwortung gezogen werden ſollte. Hierauf legte der General Bourgoyne dem Kriegesrathe folgende Fragen vor:

1. Ob in der Kriegsgeſchichte Beiſpiele wären, daß eine Armee in dieſer Lage capituliret hätte?

2. Ob in einer ſolchen Lage eine Capitulation entehrend ſey?

3. Ob die Armee wirklich in der Lage ſey capituliren zu müſſen?

Auf die erſte Frage antworteten alle, daß die Lage der ſächſiſchen Armee bei Pirna, des Generals Fink bei Maxen, und des Prinzen Moritz von Sachſen, nicht ſo ſchlimm und hülflos geweſen wäre, als die, worinnen ſich gegenwärtig unſere Armee befände; und niemand die Generale hätte tadeln können, die, um ihre Armee zu retten, in ſolcher Lage capitulirt hätten; außer daß der König von Preußen den General Fink, jedoch vorzüglich aus perſönlicher Ungnade, caſſiret hätte.

Auf die zweite Frage antworteten alle: daß aus eben den bei der erſten angeführten Gründen die Capitulation nicht entehrend ſeyn könne. Und auf die dritte Frage erklärten alle: daß wenn der General Bourgoyne die Möglichkeit ſähe, den Feind anzugreifen, ſie bereitwillig wären, ihr Blut und Leben aufzuopfern; wenn aber dieſes nicht thunlich ſey, ſo hielten ſie es für beſſer, durch eine ehrenvolle Capitulation dem Könige die Truppen zu retten, als durch ein noch längeres Anſtehen in Gefahr zu ſetzen, wenn alle Lebensmittel aufgezehrt wären, ſich auf Diskretion ergeben zu müſſen; oder aber, bei einem Angriff, in die-

ſer fehlerhaften Poſition geſprengt, und alsdann einzeln aufgerieben zu werden. —

Nach dieſer einmüthigen Erklärung producirte der General Bourgoyne den Entwurf einer Capitulation, welche vortheilhaft ſchien, und daher einmüthig gebilliget wurde; worauf ſich dann der General Bourgoyne entſchloß, einen Tambour in's feindliche Lager zu ſchicken, und proponiren zu laſſen, daß man den andern Tag einen Stabsofficier hinüberſchicken wolle, um mit dem amerikaniſchen General Gates, der die feindliche Armee kommandirte, Sachen von Wichtigkeit abzuhandeln; währender Zeit aber einen Waffenſtillſtand zu ſchließen; — welches alles vom General Gates bewilliget wurde. —

Den 14. Vormittags um 10 Uhr wurde der Major Kingsſton zu den Amerikanern hinübergeſchickt, um die Vorſchläge des Generals Bourgoyne zu überbringen, welche in der Hauptſache darin beſtanden, daß unſere Armee ſich zu Kriegsgefangenen, doch nur unter der Bedingung ergeben wolle, daß ſie nach Boſton geführt, und daſelbſt nach England eingeſchifft werden ſollte, nachdem ſie ſich verpflichtet haben würde, in dieſem Kriege, oder bis zu ihrer Auswechslung, nicht gegen die Amerikaner zu dienen.

Dieſe Vorſchläge wurden aber vom General Gates nicht angenommen, ſondern ein anderer Capitulationsentwurf von 6 Artikeln von demſelben überſandt, wovon der erſte war, daß ſich die Armee zu Kriegsgefangenen ergeben ſollte; und der letzte, daß die Truppen in dem Retranchement worin ſie jetzt ſtünden, das Gewehr ſtrecken, und ſodann nach dem Ort ihrer weitern Beſtimmung marſchiren ſollten. —

Der General Bourgoyne ließ den Kriegesrath zuſammen berufen, und las dieſe Propoſitionen des Generals Gates darinnen vor. Die Officiere erklärten alle einmüthig, daß ſie lieber Hungers ſterben, als ſolche entehrende Artikel eingehen wollten. Dieſe 6 Artikel wurden alſo vom General Bourgoyne abgeſchlagen, und dabei verſichert, daß man ſich nie auf andere Vorſchläge einlaſſen würde, als die ſo der General Bourgoyne ſelbſt vorgeſchlagen hätte. — Der Waffenſtillſtand wurde hierauf aufgehoben. Zu jedermanns großen Verwunderung ſandte der General Gates den 15. Morgens eine neue Punktation zur Capitulation, worinnen er faſt alle von dem General Bourgoyne vorher vorgeſchlagene Artikel, bis auf einige Kleinigkeiten, bewilligte; am Ende aber einen Artikel anhing, daß die Armee ſchon

denſelben Tag, Nachmittags um 2 Uhr, aus ihrer Poſition abmarſchiren ſollte.

Dieſe plötzliche Veränderung des Generals Gates und der angehängte letzte Artikel erregten bei uns einiges Bedenken. Der Kriegsrath wurde zuſammenberufen, und darin beſchloſſen, daß zwar die eben eingegangenen vorgeſchlagenen Artikel des Generals Gates angenommen werden ſollten; da aber dieſes nur Präliminarien, und noch viele folgende Artikel zu berichtigen wären, bevor der General Bourgoyne die Capitulation unterſchreiben könne, ſo wäre der Zeitpunkt von 2 Uhr Nachmittags zu kurz, und ſchlüge man dagegen vor, eine Commiſſion von 2 Stabsofficieren von beiden Theilen zu ernennen, die die Nebenartikel feſtſetzen, und die Capitulation bis zur beiderſeitigen Unterzeichnung in Ordnung bringen ſollten. Von unſerer Seite wurden hierzu der Obriſtlieutenant Southerland und der Capitän Craig ernannt. Die Commiſſion blieb bis 11 Uhr Abends beiſammen, und es wurde alles was wir begehrten von feindlicher Seite accordirt. Verſchiedene Kleinigkeiten erforderten noch einiges Hin- und Herſchicken nach dem General Bourgoyne, da aber die feindlichen Commiſſärs alles bewilligten was die unſrigen forderten, ſo verſpra-

chen dieſe, die zu der Endabſchließung Vollmacht hatten, auf ihr und des Generals Bourgoyne Ehrenwort, daß den andern Morgen die Capitulation von dem General Bourgoyne unterzeichnet zurückkommen ſollte. Der Waffenſtillſtand ſollte fortdauern.

Die Commiſſarien kamen des Nachts um 12 Uhr zurück. Dieſelbe Nacht kam ein Ueberläufer und ſagte aus, daß er durch dritte Hand erfahren habe, der engliſche General Clinton habe nicht allein die Verſchanzung von den High-Lands erobert, ſondern ſei auch ſchon vor 8 Tagen mit ſeinen Truppen und der Flotte bis nach Eſopus vorgerückt, und müſſe aller Wahrſcheinlichkeit nach nun ſchon zu Albany angekommen ſeyn. Der General Bourgoyne ſowohl, als verſchiedene Officiere, wurden von dieſer ſo ungewiſſen Nachricht ſo begeiſtert, daß ſie große Luſt bekamen, die ganze Capitulation abzubrechen. Es wurde alſo noch einmahl ein Kriegsrath zuſammenberufen, und folgende Fragen darinn aufgeworfen.

1. Ob ein Tractat, der von bevollmächtigten Commiſſarien finaliter arrangiret ſey, noch nach dem Verſprechen des Generals, ſolchen, ſobald die Commiſſarien alles applaniret, zu unterzeichnen, mit Ehren gebrochen werden könne?

2. Ob die eingegangenen Nachrichten ſo hinlänglich ſicher wären, daß ſie ein Bewegungsgrund ſeyn könnten, einen in unſerer Lage ſo vortheilhaften Accord zu brechen? und

3. Ob die Armee wohl noch muntern Geiſt genug hätte, ihre jetzige Stellung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen?

Auf die erſte Frage erklärten 14 gegen 8 Stimmen; daß ein Tractat, der unter ſolchen Bedingungen geſchloſſen wäre, und in welchem der Feind, ſo wie hier, alles Geforderte bewilliget hätte, ohne Verletzung der Ehre nicht gebrochen werden könnte.

Ueber die zweite Frage waren die Stimmen getheilt. Die Verneinenden ſtützten ſich darauf, daß der Ueberbringer der Nachricht alles nur vom Hörenſagen hätte; ein anderes würde es ſeyn, wenn der General Clinton ſelbſt einen Courier geſchickt hätte, oder der Menſch die Clintonſche Armee ſelbſt geſehen, und daß, wenn auch angenommen würde, daß General Clinton wirklich in Eſopus ſey, die Entfernung von da noch ſo groß wäre, daß er uns in unſerer traurigen Lage doch nicht mehr helfen könne.

Auf die dritte Frage war die Antwort aller Officiere vom linken Flügel bejahend; die Offi-

ciere im Grunde und auf dem rechten Flügel antworteten aber, daß zwar alle Soldaten den größten Muth bezeigen würden, wenn es zum Angriff des Feindes gehen ſollte, daß aber, da ihnen allen das Fehlerhafte ihrer Poſition zu gut bekannt wäre, zu befürchten ſtände, ſie würden einen feindlichen Angriff nicht eben ſo aushalten.

Um doch noch Zeit zu gewinnen, wurde ein letztes Mittel verſucht. Es ſchrieb nämlich der General Bourgoyne den 16. früh einen Brief am General Gates, worin er ihm erklärte, daß er in der vergangenen Nacht von Deſerteurs und andern die Nachricht erhalten habe, daß der General Gates einen anſehnlichen Theil ſeiner Armee nach Albani detachirt hätte, und zwar, während der Zeit, daß die Negotiationen ihren Anfang genommen. Da dieſes nun nicht allein gegen Treue und Glauben ſey, ſondern auch der General Bourgoyne die Capitulation nicht eher unterzeichnen könne, als bis er überzeugt wäre, daß die gegenſeitige Armee der ſeinigen wenigſtens 3 bis 4 mahl überlegen ſey; ſo möchte der General Gates einem von uns dazu ausgewählten Stabsofficier ſeine Armee zeigen laſſen; und wenn ſich nach deſſen Rapport die Ueberlegenheit vorbeſagtermaßen befinden würde,

ſo wolle er gleich die Capitulation unterſchreiben. Der Major Kingſton war der Ueberbringer dieſes Briefes, und kam mit der Antwort des Generals Gates zurück, daß er auf ſein Ehrenwort verſichre, daß ſeine Armee noch von der nämlichen Stärke ſey, als ſie vor Saratoga angerückt wäre; vielmehr habe ſie ſeit der Zeit noch eine Verſtärkung von einer Brigade erhalten, und es wäre während der Negotiation nicht ein Poſten vermindert worden. Einem von unſern Stabsofficieren die Stärke ſeiner Armee zu zeigen, würde von ihm ſo wenig politiſch als vielmehr ſeiner Ehre nachtheilig ſeyn; dieſes könnte alſo nicht eingegangen werden. Der General Bourgoyne möchte demnach wohl bedenken, was er thäte, wenn er ſein Ehrenwort bräche, und er würde für die Folgen verantwortlich ſeyn. So wie aber die Capitulation unterzeichnet ſeyn würde, ſo wäre er bereit dem General Bourgoyne ſeine ganze Armee zu zeigen, und ſtände mit ſeiner Ehre dafür, daß er ſie über viermahl der ſeinigen überlegen finden würde, die Truppen ungerechnet, die jenſeits des Hudſonsfluſſes gegen uns poſtirt ſtänden. Er könne aber jetzt nicht länger mehr als eine Stunde Zeit zur Antwort geſtatten, und würde nach Verlauf derſelben ſich

genöthigt ſehen, die ſtrengſten Maßregeln zu nehmen.

Hierauf wurde der Kriegsrath noch einmahl zuſammenberufen, um alles genau zu erwägen, da es denn ſchien, als wenn die acht Stimmen, die vorher dafür waren den Tractat zu brechen, nun von dieſer Meinung abgegangen wären. Der General Bourgoyne zog die Generale Riedeſel und Phillips allein auf die Seite, und bat um ihren freundſchaftlichen Rath. Beide ſchwiegen anfänglich ſtille, bis endlich der General Riedeſel erklärte, daß wenn der General Bourgoyne in England Verantwortung haben ſollte, es bloß wegen der Bewegungen ſeyn könnte, die die Armee in ſolche Lage gebracht hätten, und vielleicht wegen der erſten Eröffnung einer Capitulation, und deswegen, weil er nicht frühzeitig genug den Rückzug ſo weit gemacht, daß wir Meiſter von der Communication mit dem Fort George geworden wären. Nun aber, nach allen bereits gemachten Schritten, den Tractat auf eine ungewiſſe und unzuverläſſige Nachricht zu brechen, hielte er für noch viel gefährlicher. — Gleicher Meinung war der Brigadier Hamilton, der dazu kam, und auch darüber befragt wurde. Der General Phillips aber ſagte nichts

weiter, als, daß die Lage der Sachen ſo wäre, daß er gar keinen Rath noch Hülfe ausfindig zu machen im Stande ſey. — Nach vielem hin und her Ueberlegen entſchloß ſich endlich der General Bourgoyne zu unterzeichnen, und hierauf wurde die unterzeichnete Capitulation durch den Major Kingſton überſchickt.

Den 17. October marſchirte die Armee ab, und alles wurde nach der Capitulation bewerkſtelligt. Jenſeits des Fish-kills hatte der General Gates ſeine ganze Armee, die dieſſeits des Hudſonsfluſſes war, aufmarſchiren laſſen. Einige Officiere, ſo dazu beordert waren, mußten dieſelbe zählen, da ſich dann ſolche zwiſchen 23 bis 24 tauſend Mann ſtark befand. Der General Riedeſel befahl, daß keine Fahne dem Feinde mit den Gewehren überliefert werden, ſondern die Stangen verbrannt, und die Tücher ſorgfältig eingepackt werden ſollten. Dieſes wurde auch genau befolgt, ſo daß jedes der deutſchen Regimenter ſeine Fahnen wirklich behalten hat.

Das Memoire, wovon Vorſtehendes ein Auszug iſt, iſt von Still-Water den Tag nach der Gefangennehmung bei Saratoga, alſo den 18. October 1777, datirt, und von allen damaligen

gen Commandeurs der deutſchen Regimenter und Bataillons unterſchrieben und atteſtiret. Als ein Nachtrag dazu iſt noch anzuführen, daß, nachdem die gefangen genommene Armee bis nach Cambridge bei Boſton gekommen, der amerikaniſche Congreß den in der Capitulation bewilligten Punkt, daß die Truppen zu Boſton nach England eingeſchifft werden ſollten, nicht ratificirt hat; und dieſelben alſo der Capitulation zuwider, in Amerika als Kriegsgefangene haben bleiben müſſen.

Dieſer Punkt hatte im Congreß große Debatten verursacht. Die Stimmen waren darüber getheilt geweſen, ob man ſich in Anſehung deſſelben ſtrenge an die Capitulation halten müſſe, und nur durch den Einfluß und die Inſinuationen des damahls bei den Amerikanern befindlichen Generals La Fayette war die Sache auf die beſagte Weiſe, zum Nachtheil der engliſchen und deutſchen Truppen, entſchieden worden; weil er, bei dem von ihm leicht vorherzuſehenden bevorſtehenden Bruch zwiſchen England und Frankreich, verhüten wollte, daß der König von England dieſe Armee nicht anderswo benützte. Um alle Bedenklichkeiten des Congreſſes zu heben, hatte La Fayette den Fall von Kloſter-Seven, im ſiebenjährigen Kriege angeführt, wo die Englän-

der ſich auch erlaubt hätten, die Capitulation zu brechen.

Als der General Bourgoyne den erſten Entwurf der Capitulation producirte, rieth ihm der General Riedeſel, dem General Gates lieber vorzuſchlagen: daß die Truppen ohne Gewehre, und mit der Bedingung, in dieſem Kriege ohne etwanige Auswechſelung nicht mehr gegen die Amerikaner zu dienen, nach Canada zurückgehn möchten; der General Bourgoyne hatte aber gemeint, daß gar nicht daran zu denken wäre, daß der Feind jemahls ſo etwas eingehn könne; und hatte alſo den Transport nach Boſton und die Einſchiffung daſelbſt vorgeſchlagen. Als aber nachher auf dem Marſch über dieſe Sache geſprochen wurde, ſo äußerte der General-Adjudant des Generals Gates, daß man dieſe Bedingung wohl eingegangen ſeyn würde; da man, wegen des großen Mangels an Lebensmitteln, äußerſt verlegen geweſen wäre, die gefangenen Truppen auf dem Marſch nach Boſton zu unterhalten. Wenn alſo General Bourgoyne den Rath des General Riedeſel befolgt hätte, ſo wäre dieſe Armee für England gerettet worden, die anderswo hätte gebraucht werden können, und wäre derſelben viel nachher erlittenes Ungemach dadurch erſpart worden.

Fortgeſetzter Bericht der Generalinn Riedeſel, von ihren und ihres Mannes nebſt ihrer Kinder Begebenheiten, während ihres Aufenthalts in Amerika, bis zu ihrer Rückreiſe nach Europa.

Als ſich die Armee (den 11. September 1777) wieder in Bewegung ſetzte, ſollte ich erſtlich hinter derſelben zurück bleiben, aber auf meine dringende Bitte, und da andere Damen der Armee folgten, erhielt ich endlich die nämliche Erlaubniß. Wir machten nur kleine Tagereiſen, und waren ſehr oft ſchlimm daran, jedoch immer zufrieden, daß wir nur folgen durften. Ich hatte doch alle Tage das Vergnügen, meinen Mann zu ſehen. Mein Gepäcke hatte ich größtentheils zurückgeſchickt, und nur eine ganz kleine Sommergarderobe behalten. Anfänglich ging alles gut; wir waren in der ſüßen Hoffnung, des Sieges gewiß ſeyn zu können, und in ein gelobtes Land zu kommen; und als wir den Hudſonsfluß paſſirten und der General Bourgoyne ſagte: „Die Engländer weichen nie zurück!“ ſo wurden wir alle frohen Muths. Was mir aber mißfiel, war, daß die Officierfrauen alle Expeditionen, die ge-

ſchehen ſollten, zum voraus wußten; und es befremdete mich dieſes um ſo mehr, da ich bei den Armeen des Herzogs Ferdinand im ſiebenjährigen Kriege bemerkt hatte, daß alles ſo geheim gehalten wurde. Hier waren aber auf die Art auch die Amerikaner von allem, was man vor hatte, im voraus unterrichtet, und allenthalben wo wir hinkamen, erwartete man uns ſchon, welches uns ſehr ſchadete. Den 19. September war eine Affaire, die ſich zwar zu unſerm Vortheil endigte, uns aber doch nöthigte, bei einem Ort Namens Freemans-Farm Halt zu machen. Ich war ein Augenzeuge der ganzen Affaire, und da ich wußte, daß mein Mann mit dabei war, ſo war ich voller Angſt und Kummer, und zitterte bei jedem Schuß, da ich ſie alle hören konnte. Ich ſahe eine Menge Verwundete, und was noch ärger war, ſo brachte man ſogar drei in das Haus, wo ich war. Einer davon war der Major Harnich, der Gemahl einer Frau von unſerer Geſellſchaft, der andere ein Lieutenant, deſſen Frau auch von unſrer Bekanntſchaft war; und der dritte ein junger engliſcher Officier, Namens Young. Der Major Harnich wohnte mit ſeiner Frau in einer Stube neben der meinigen. Er hatte einen Schuß durch den Unterleib bekommen,

an welchem er viel ausſtand. Einige Tage nach unſerer Ankunft hörte ich in einer andern Stube neben mir Klagetöne, und erfuhr, daß ſie von dem eben vorhin erwähnten jungen engliſchen Officier Young kämen, der an ſeiner Wunde ſehr ſchlecht darnieder lag. —

Er intereſſirte mich deſto mehr, da mir von einer Familie dieſes Nahmens, während meines Aufenthalts in England, viel Höflichkeit erwieſen worden war. Ich ließ ihm meine Dienſte anbieten, und ſchickte ihm Lebensmittel und Erfriſchungen. Er bezeigte großes Verlangen, ſeine Wohlthäterinn, wie er mich nannte, zu ſehn. Ich ging zu ihm, und fand ihn auf ein wenig Stroh liegen, da er ſeine Equipage verloren hatte. Es war ein junger Menſch von ohngefähr 18 oder 19 Jahren, und wirklich der leibliche Neffe des Herrn Young, den ich kannte, und der einzige Sohn ſeiner Eltern. Dieſe waren es auch nur, worüber er jammerte; über ſeine Schmerzen klagte er nicht. Er hatte ſich ſehr verblutet, man hatte ihm das Bein abnehmen wollen, er hatte ſich aber nicht dazu entſchließen können, und nun war der kalte Brand dazu geſtoßen. Ich ſchickte ihm Kiſſen und Decken, und meine Frauensleute eine Matratze. Ich verdoppelte meine Sorgfalt für

ihn, und beſuchte ihn alle Tage, wofür ich tauſend Segenswünſche von ihm erhielt. Endlich verſuchte man doch noch die Amputation; aber es war zu ſpät, und er ſtarb einige Tage darauf. Da er neben mir an wohnte, und die Mauern ſehr dünne waren, so konnte ich ſeinen letzten Seufzer durch die Wand in meiner Stube hören. — Ich wohnte in einem ziemlich gut gebauten Hauſe, wo ich eine große Stube hatte. Die Thüren und das Täfelwerk waren von maſſivem Cedernholz, welches dort ſehr gemein iſt. Man brennt es häufig, beſonders wenn viel Mücken ſind, die den Geruch deſſelben nicht vertragen können. Man ſagt aber, daß der Rauch deſſelben den Nerven ſehr ſchädlich ſeyn ſoll, und ſogar bei ſchwangeren Frauen unzeitige Geburten verurſachen kann. Als wir weiter marſchirten, hatte ich mir eine große Kaleſche machen laſſen, in welcher ich mit meinen drei Kindern und meinen beiden Frauen Platz hatte, und ſo folgte ich der Armee, mitten unter den Soldaten, welche ſangen und luſtig waren, und vor Begierde brannten, zu ſiegen. Wir kamen durch unabſehbare Wälder und herrliche Gegenden, welche aber verlaſſen waren, weil alle Einwohner vor uns flohen, und die Armee des amerikaniſchen Generals Gates ver-

ſtärkten. Es kam uns das in der Folge theuer zu ſtehn, weil jeder Einwohner daſelbſt von Natur Soldat iſt, und ſehr gut ſchießen kann; überdem der Gedanke, für ihr Vaterland und für ihre Freyheit zu fechten, ihnen noch mehr Muth einflößte. Während der Zeit mußte mein Mann, ſo wie die ganze übrige Armee, kampiren. Ich blieb ohngefähr eine Stunde hinter der Armee, und beſuchte meinen Mann alle Morgen im Lager. Manchmal aß ich zu Mittag bei ihm, aber meiſtens kam er zum Mittagseſſen zu mir. Bei der Armee gab es täglich kleine Attaken, alle von weniger Bedeutung; aber mein armer Mann konnte die ganze Zeit in kein Bette kommen, noch ſich auskleiden. Da die Jahreszeit ſchon rauher wurde, ſo fand ein Obriſt Williams von der Artillerie, daß unſere wechſelſeitigen Beſuche viel Beſchwerliches hätten, und erbot ſich, mir ein Haus, mit einem Schornſtein für 5 bis 6 Guineen bauen zu laſſen, worinnen ich für beſtändig wohnen könnte. Ich nahm es an, und das Haus, welches wohl 20 Fuß ins Gevierte und einen guten Kamin hatte, wurde angefangen. Man nannte das Blockhäuſer, und es wurden zu einem ſolchen Blockhauſe ſtarke Bäume von gleicher Dicke genommen, die man in einander

fugte, welches recht dauerhaft war, und ganz warm hielt, beſonders wenn es mit Lehm bedeckt wurde. Ich ſollte den andern Tag daſſelbe beziehn, und freute mich deſtomehr darauf, da die Nächte ſchon ſehr naßkalt waren, und mein Mann mit mir hätte darin wohnen können, weil es ganz nahe an ſeinem Lager war, als auf einmahl den 7. October mein Mann mit dem ganzen General-Stab wieder aufbrach. Von dem Augenblick an nahm unſer Unglück ſeinen Anfang. Ich war eben bei meinem Mann zum Frühſtück, als ich erfuhr, daß etwas vor war. Der General Fraſer, und ich glaube auch die Generale Bourgoyne und Phillips, ſollten denſelben Tag bei mir zu Mittag eſſen. Ich ſahe viel Bewegung unter den Truppen. Mein Mann ſagte mir, es ſollte eine Recognoſcirung gemacht werden, welches mir nicht auffiel, weil dieſe öfters geſchehen. Auf meinem Rückweg nach Haus begegneten mir viele Wilden in ihrer Kriegskleidung und mit Flinten. Auf meine Frage wo ſie hingingen? riefen ſie mir zu: „War! War!“ (Krieg! Krieg!) das hieß, daß ſie zur Schlacht gingen, welches mich ganz zu Boden ſchlug, und kaum war ich zurückgekommen, ſo hörte ich auch plänkern, und nach und nach immer ſtärker feuern,

bis endlich der Lärmen gar arg wurde. Es war eine erſchreckliche Kanonade, und ich war mehr todt als lebendig. Gegen 3 Uhr Nachmittags, anſtatt daß meine Gäſte hätten ſollen zu mir zum Eſſen kommen, brachte man mir auf einer Trage den armen General Fraſer, einen der erwarteten Mittagsgäſte, tödtlich verwundet. Unſer Eßtiſch, der ſchon gedeckt war, wurde weggenommen, und man ſetzte an deſſen Stelle ein Bette für den General. Ich ſaß in einer Ecke der Stube, zitternd und bebend. Der Lärmen wurde immer ſtärker. Der Gedanke, daß man mir meinen Mann ſo bringen könnte, war mir entſetzlich, und quälte mich unaufhörlich. Der General ſagte dem Wundarzt: „Verſchweigen Sie mir nichts! Muß ich ſterben?“ Die Kugel war ihm eben, wie dem vorher erwähnten Major Harnich, durch den Leib gegangen; unglücklicherweiſe hatte der General ſtark gefrühſtückt, wodurch die Gedärme ausgedehnt waren, und die Kugel, wie die Wundärzte ſagten, nicht, wie bei dem Major, zwiſchen, ſondern durch die Gedärme gegangen war. Ich hörte ihn oft ſeufzend ausrufen: „Oh bad ambition! poor general Bourgoyne! poor miſtreſs Fraser!“ (Fatale Ehrſucht! armer General Bourgoyne! meine arme Frau!) Man

betete ihm vor; dann ließ er noch den General Bourgoyne bitten, daß er ihn den Tag darauf, Abends um 6 Uhr, auf einem Berg, der eine Art von Schanze war, begraben laſſen möchte. Ich wußte nicht mehr wo ich hin ſollte; der ganze Flur und die andere Stube waren voller Kranken, die an einer Art Ruhr, Camp-Sickneß (die Lager-Krankheit) darnieder lagen. Endlich gegen Abend ſah ich meinen Mann ankommen; da vergaß ich alle meine Leiden, und dankte nur Gott, daß er ihn mir erhalten. Er aß in großer Eile mit mir und ſeinem Adjudanten hinter dem Hauſe. Man hatte uns vorgeſagt, daß wir Vortheile über den Feind hätten, aber die traurigen und niedergeſchlagenen Geſichter, die ich erblickte, bezeugten das Gegentheil, und ehe mein Mann wieder fortging, zog er mich auf die Seite, und ſagte mir, daß alles ſehr ſchlecht ginge, und daß ich mich immer zur Abreiſe bereit halten, mir jedoch nichts davon merken laſſen ſollte. Ich nahm alſo den Vorwand, daß ich den andern Morgen in mein neues Haus ziehen wollte, und ließ alles einpacken. Mylady Ackland hatte ein Zelt nicht weit von unſerm Hauſe; in dieſem ſchlief ſie, und den Tag über war ſie im Lager. Auf einmahl kam man, ihr zu ſagen, daß ihr Mann

tödtlich verwundet und gefangen wäre. Sie war darüber ſehr traurig. Wir tröſteten ſie damit, daß es nur eine leichte Wunde wäre, riethen ihr aber, daß ſie zu ihrem Mann hin ſollte, wozu ſie gewiß Erlaubniß erhalten würde, um denſelben beſſer zu pflegen. Sie liebte ihn ſehr, ob er gleich ein roher Menſch war, der ſich faſt alle Tage betrank; ſonſt aber doch ein braver Officier. Sie war eine allerliebſte Frau. Auf dieſe Weiſe brachte ich die ganze Nacht zu, ſie zu tröſten, und denn wieder zu meinen Kindern zu gehn, die ich zu Bette gebracht hatte. Ich ſelbſt konnte nicht ſchlafen gehn, da ich den General Fraſer und alle übrige Herren in meiner Stube hatte, und mir immer bange war, daß meine Kinder aufwachen und ſchreien, und dem armen Sterbenden dadurch beſchwerlich fallen möchten, der mich öfters um Verzeihung bitten ließ, daß er mir ſo viel Laſt machte. Gegen 3 Uhr Morgens ſagte man mir, daß es nicht lange mehr mit ihm währen würde. Ich hatte gebeten, daß man mich davon benachrichtigen möchte; ich wickelte daher die Kinder in Decken, und ging mit ihnen auf den Hausflur. Frühmorgens um 8 Uhr verſchied er. Man wickelte den Leichnam in ein Bettlaken, nachdem man ihn gewaſchen hatte, und legte

ihn in eine Bettſtelle. Dann kamen wir wieder herein, und hatten noch den ganzen Tag dieſen traurigen Anblick. Auch kamen alle Augenblicke bleſſirte Officiere von meiner Bekanntſchaft an, und die Kanonade erneuerte ſich immer wieder. Man ſprach vom Rückzug, es wurde aber nicht die geringſte Bewegung dazu gemacht. Gegen 4 Uhr Nachmittags ſahe ich das neue für mich gebaute Haus in Flammen, der Feind war alſo nicht weit von uns. Wir erfuhren, daß der General Bourgoyne die letzte Bitte des Generals Fraſer erfüllen, und ihn um 6 Uhr an den von ihm beſtimmten Ort begraben laſſen wollte; welches einen unnöthigen Aufenthalt verurſachte, wodurch zum Theil das Unglück der Armee gefördert wurde. Um 6 Uhr wurde wirklich der Leichnam fortgebracht, und wir ſahen die ganze Generalität mit ihrem Gefolge, auf dem Berge, dem Begräbniſſe beiwohnen. Der engliſche Feldprediger, Mr. Brutteneℓ, hielt die Leichenrede. Die Kanonenkugeln flogen immer um die Geſellſchaft herum und über ſie weg. Der amerikaniſche General Gates hat nachher geſagt, daß wenn er gewußt hätte, daß es eine Beiſetzung wäre, er nicht würde haben dahin feuern laſſen. Auch nicht weit von mir flogen viele Kanonenkugeln,

aber ich hatte meine Augen nur auf den Berg geheftet, wo ich deutlich meinen Mann mitten im feindlichen Feuer ſahe, und alſo an meine eigene Gefahr nicht denken konnte.

Der Befehl war gegeben, daß nach der Beiſetzung die Armee aufbrechen ſollte, und unſere Kaleſchen waren ſchon angeſpannt. Ich wollte nicht vor den Truppen fort, der verwundete Major Harnich, ſo elend er war, ſchleppte ſich aus ſeinem Bette, um nicht im Lazareth zu bleiben, welches man mit einer Stillſtandsflagge zurückließ. Als er mich ſo mitten in der Gefahr erblickte, ließ er meine Kinder und meine Frauensleute in die Kaleſchen bringen und bedeutete mir, daß ich unverzüglich fort müßte. Da ich immer noch bat, bleiben zu können, ſo ſagte er mir: Nun wohlan, ſo ſollen doch Ihre Kinder fort, damit ich dieſe zum wenigſten aus der Gefahr rette. Er hatte es verſtanden, mich bei meiner ſchwachen Seite zu nehmen, ich ließ es mir gefallen mich mit ihnen einzuſetzen, und wir reiſeten den 8. Abends ab.

Es war die äußerſte Stille empfohlen worden, und man machte überall Feuer und ließ viele Zelte ſtehen, um den Feind glauben zu machen, daß das Lager noch da ſtände. So gingen wir die

ganze Nacht durch immer weiter. Fritzchen fürchtete ſich, und wollte oft anfangen zu weinen, und ich mußte, damit wir dadurch nicht entdeckt würden, ihr das Schnupftuch vor den Mund halten.

Um 6 Uhr des Morgens wurde Halt gemacht, worüber ſich jedermann wunderte. Der General Bourgoyne ließ die Kanonen rangiren und zählen, welches alle verdroß, denn nur noch einige gute Märſche mehr, ſo waren wir in Sicherheit. — Mein Mann war ganz erſchöpft, und ſetzte ſich während der Zeit in meine Kaleſche, wo ihm meine Frauensleute Platz machen mußten, und wo er ohngefähr drei Stunden mit dem Kopf auf meiner Schulter ſchlief. Unterdeſſen brachte mir Kapitän Willoe ſeine Brieftaſche mit Bankozetteln, und Kapitän Geismar ſeine ſchöne Uhr, einen Ring und einen gut gefüllten Geldbeutel, und baten mich, ihnen alles dieſes zu verwahren. Ich verſprach ihnen mein möglichſtes zu thun. Endlich ſetzte man ſich wieder in Marſch, aber kaum hatten wir eine Stunde Weges marſchirt, ſo wurde von neuen Halt gemacht, weil man Feinde erblickte. Es waren ohngefähr 200 Mann, die zu recognosciren kamen, und die von unſeren Truppen leicht hätten gefangen werden können, wenn der General Bourgoyne nicht den Kopf

verlohren hätte. Es regnete daß es goß; Mylady Ackland hatte ihr Zelt aufſchlagen laſſen. Ich rieth ihr nochmals, ſich zu ihrem Manne zu begeben, dem ſie in ſeiner jetzigen Lage ſo nützlich ſeyn könnte. Sie gab endlich meinen Gründen Gehör, und ließ den General Bourgoyne durch ſeinen Adjudanten Mylord Paterſon um Erlaubniß dazu bitten. Ich ſagte ihr, ſie ſollte nur darauf beſtehen, worauf er es ihr endlich bewilligte. Der engliſche Feldprediger Mr. Bruttenel begleitete ſie, und ſie fuhren zuſammen in einem Boot mit einer Stillſtandsflagge zum Feinde hinüber, (wovon man einen bekannten ſchönen Kupferſtich hat). Ich ſah ſie nachher in Albany wieder, wo ihr Mann faſt ganz wieder hergeſtellt war, und wo ſie mir beide für meinen Rath ſehr dankten. Wir brachten den 9. den ganzen Tag im größten Regen zu, und immer marſchfertig. Die Wilden hatten den Muth verlohren, und man ſah ſie von allen Seiten nach Hauſe gehn. Die geringſte Widerwärtigkeit macht ſie feige, beſonders wenn es nichts zu plündern giebt. Meine Kammerjungfer that nichts als ihre Lage verwünſchen und ſich die Haare ausraufen. Ich bat ſie, ſich zu beruhigen, weil man ſie ſonſt für eine Wilde halten würde. Da ward ſie noch toller,

fragte, ob es mich verdröße; und als ich es bejahte, riß ſie ihren Hut ab, ließ ihre Haare über das ganze Geſicht herunter hängen, und ſagte mir: Sie haben gut reden! Sie haben Ihren Mann, wir haben aber nichts, als die Ausſicht umzukommen, oder alles unſrige zu verlieren! Was das letztere anlangte, ſo verſprach ich ihr, um ſie zu beruhigen, daß ich alles erſetzen würde, was ſie und die andere etwan verlören. Dieſe andere, meine gute Lene, obgleich ſehr furchtſam, ſagte doch nichts. —

Gegen Abend kamen wir endlich nach Saratoga, welches nur eine halbe Stunde Weges von dem Orte war, wo wir den ganzen Tag zugebracht hatten. Ich war vom häufigen Regen durch und durch naß, und mußte die ganze Nacht ſo bleiben, da ich gar keinen Ort hatte, wo ich die Wäſche wechſeln konnte. Ich ſetzte mich alſo vor ein gutes Feuer, zog meine Kinder aus, und dann legten wir uns zuſammen auf eine Streu. Ich fragte den General Phillips, der an mich heran kam, warum wir nicht unſern Rückzug fortſetzten, während es noch Zeit wäre, da mein Mann ſich anheiſchig gemacht hätte, ihn zu decken, und die Armee durchzubringen. Arme Frau! antwortete er mir, ich bewundre Sie! Ganz durchnäßt,

näßt, haben Sie noch den Muth, in dieſem Wetter weiter zu wollen. Wären ſie doch unſer kommandirender General! Dieſer hält ſich für zu ſehr ermüdet, und will die Nacht hier bleiben, und uns ein Souper geben. In der That war Bourgoyne gern luſtig, brachte die halbe Nacht ſingend und trinkend zu, und amüſirte ſich mit der Frau eines Commiſſärs, die ſeine Maitreſſe war, und, wie er, den Champagner liebte. Den 10ten um 7 Uhr Morgens trank ich zur Erquickung etwas Thee, und wir hofften nun von einem Augenblick zum andern, daß es endlich weiter gehen würde. Der General Bourgoyne ließ, um den Rückzug zu decken, die ſchönen Häuſer und Mühlen in Saratoga anſtecken, die dem General Schuyler zugehörten. Ein engliſcher Officier brachte vortreffliche Bouillon, die er mit mir theilte, und ich auf ſeine dringende Bitte annehmen mußte, und wir ſetzten hierauf unſern Marſch fort; jedoch nur bis nach einem andern Ort nicht weit von da. Das größte Elend und die äußerſte Unordnung herrſchte in der Armee. Die Commiſſärs hatten vergeſſen, Lebensmittel unter die Truppen zu vertheilen; es war Vieh genug da, aber es wurde kein Stück geſchlachtet. Mehr als 30 Officiere kamen zu mir, die es vor Hunger

nicht länger aushalten konnten. Ich ließ ihnen Kaffee und Thee machen, und vertheilte unter ſie allen Vorrath, womit meine Kutſche immer angefüllt war; denn wir hatten einen Koch, der, ob er gleich ein Erzſchelm war, doch zu allem Rath wußte, und oft des Nachts kleine Flüſſe paſſirte, um den Landleuten Hämmel, Hühner und Schweine zu ſtehlen, die er ſich nachher von uns gut bezahlen ließ, wie wir erſt in der Folge erfahren haben. Endlich war mein Vorrath erſchöpft, und in der Verzweiflung, nicht mehr helfen zu können, rief ich den General-Adjudanten Paterſon heran, der mir eben in den Wurf kam und ſagte ihm mit Heftigkeit, da mir die Sache ſehr zu Herzen ging: Kommen Sie und ſehn Sie dieſe Officiere, welche für die gemeine Sache verwundet worden, und denen es nun an allem fehlt, weil man ihnen nicht giebt, was man ihnen ſchuldig iſt. Es iſt ihre Pflicht, dem General deshalb Vorſtellungen zu machen. Er ward dadurch bewegt, und der Erfolg war, daß eine Viertelſtunde hernach der General Bourgoyne ſelbſt zu mir kam, und mir ſehr pathetiſch dankte, daß ich ihn an ſeine Pflicht erinnert hätte. Er ſetzte hinzu, ein Chef wäre ſehr zu beklagen, wenn er nicht gehörig bedienet, und ſeinen Befehlen nicht Folge geleiſtet

würde. Ich erwiederte ihm, daß ich um Verzeihung bäte, daß ich mich in dergleichen Dinge gemiſchet, welches, wie ich wohl wüßte, keine Sache für eine Frau wäre; daß es mir aber unmöglich geweſen ſey zu ſchweigen, da ich es ſo vielen braven Leuten an allem fehlen geſehn, und nichts mehr ihnen zu geben gehabt hätte. Er dankte mir hierauf nochmals, (ob ich gleich glaube, daß er mir im Herzen dieſen Streich nie verziehen hat) und ging von mir zu den Officieren, und ſagte ihnen, daß es ihm leid thäte, was geſchehen wäre; er hätte aber nun durch ſeine Befehle allem abgeholfen; warum ſie denn aber nicht zu ihm gekommen wären, da ſeine Küche immer zu ihren Dienſten ſtünde. Sie antworteten, daß engliſche Officiere nicht gewohnt wären, die Küche ihres Generals zu beſuchen, und daß ſie mit Vergnügen jeden Biſſen von mir angenommen, da ſie überzeugt geweſen, daß ich ihn ihnen recht von Herzen gegeben. Er gab hierauf die gemeſſenſten Befehle, daß die Proviſionen gehörig ausgetheilt werden ſollten. Dieſes hielt uns nur von neuem auf, ſonſt ging es darum um nichts beſſer. Der General ſetzte ſich zu Tiſche, unſere Kaleſchen waren angeſpannt und fertig zur Abreiſe. Alle bei der Armee ſtimmten für den Rückzug, und

mein Mann verſprach ihn noch möglich zu machen, wenn man nur keine Zeit verlöre. Der General Bourgoyne aber, dem der Orden verſprochen worden war, wenn er die Vereinigung mit der Armee des General Howe zu Stande brächte, konnte ſich nicht dazu entſchließen, und verlor alles durch ſein Zögern. Gegen 2 Uhr Nachmittags hörte man wieder Kanonenſchüſſe und kleines Gewehrfeuer, alles kam in Allarm und Bewegung. Mein Mann ließ mir ſagen, daß ich mich unverzüglich nach einem Hauſe begeben ſollte, welches nicht weit von da war. Ich ſetzte mich in die Käleſche mit meinen Kindern, und kaum ſind wir im Begriff bey dem Hauſe anzukommen, ſo ſehe ich am jenſeitigen Ufer des Hudſons-Fluſſes 5 bis 6 Menſchen mit Flinten, die auf uns zielen. Faſt unwillkührlich werfe ich die Kinder in den Fond der Kaleſche und mich über ſie; in demſelben Augenblick ſchießen die Kerle, und zerſchmettern hinter mir einem armen engliſchen Soldaten, der ſchon bleſſirt war und ſich auch nach dem Hauſe retiriren wollte, den Arm. Gleich nach unſerer Ankunft begann eine fürchterliche Kanonade, welche größtentheils nach dem Hauſe, worin wir Schutz geſucht, gerichtet war; vermuthlich weil die Feinde glaubten, da ſie viel Leute

dorthin ſtröhmen ſahen, daß die Generalität ſich dort befände. Ach, es waren nichts als Verwundete oder Frauen! Wir wurden endlich genöthigt, in einem Keller unſere Zuflucht zu nehmen, wo ich mich in eine Ecke ohnweit der Thür lagerte. Meine Kinder lagen auf der Erde, mit ihren Köpfen auf meinem Schoß. So blieben wir die ganze Nacht. Ein entſetzlicher Geruch, das Geſchrei der Kinder, und noch mehr, als alles dieſes, meine Angſt, verhinderten mich ein Auge zuzuthun. Den andern Morgen ging die Kanonade wieder an, aber von einer andern Seite. Ich rieth, daß alle aus dem Keller ein wenig herausgehn möchten, während deſſen ich ihn wollte reinigen laſſen, weil wir ſonſt alle krank werden würden. Man folgte meinem Rath, und ich ließ von vielen Hand anlegen, was bei der weitläuftigen Arbeit höchſt nöthig war, denn die Frauen und Kinder hatten ſich gefürchtet herauszugehn, und hatten den ganzen Keller verunreinigt. Wie alles heraus war, beſahe ich mir unſern Zufluchtsort; es waren drei ſchöne Keller die recht gut gewölbt waren. Ich that den Vorſchlag, daß in den einen die am gefährlichſten bleſſirten Officiere gebracht werden ſollten; die Frauen ſollten in dem andern ſeyn, und alle übrigen in dem drit-

ten, der dem Ausgang am nächſten war. Ich hatte gut auskehren und mit Eſſig räuchern laſſen, und man fing bereits an, jeder ſeinen Platz einzunehmen, als neue entſetzliche Kanonenſchüſſe alles wieder in Allarm brachten. Mehrere, die kein Recht hatten, hineinzugehn, ſtürzten nach der Thüre. Meine Kinder waren ſchon die Kellertreppe hinunter, und wir hätten alle können erdrückt werden, wenn Gott mir nicht Kräfte geſchenkt hätte, mich vor die Thür zu ſtellen, und mit ausgebreiteten Armen allen den Eingang zu verwehren; ſonſt wäre gewiß jemand von uns zu Schaden gekommen. Eilf Kanonenkugeln gingen durchs Haus und wir konnten ſie deutlich über unſre Köpfe hinweg rollen hören. Einem armen Soldaten, dem man ein Bein abnehmen wollte, und dieſerhalb auf den Tiſch gelegt hatte, nahm eine Kanonenkugel mittlerweile das andre Bein fort. Seine Cameraden waren alle davon gelaufen, und wie ſie wieder zu ihm kamen, fanden ſie ihn in einer Ecke der Stube, wo er ſich vor Angſt hingerollt hatte, und kaum noch athmend. Ich war mehr todt als lebendig, doch nicht ſo viel über unſere eigne Gefahr, als über die, in welcher mein Mann ſchwebte, der jedoch oft fragen ließ, wie es uns ginge, und mir ſagen ließ, daß er wohl wäre.

Der Major Harnich und ſeine Frau, eine Madame Rennels, die ſchon ihren Mann verloren hatte; die Frau des guten Lieutenants, der den Tag vorher ſeine Bouillon ſo gutherzig mit mir getheilt hatte; die Frau des Commiſſärs und ich, wir waren die einzigen Damen, die bei der Armee waren. Wir ſaßen eben zuſammen und beklagten unſer Schickſal, als jemand herein kam und man ſich in die Ohren flüſterte, und ſich einander traurig anſahe. Ich bemerkte dieſes, und daß auf mich Blicke geworfen wurden, ohne daß mir weiter etwas geſagt ward. Dieſes erweckte in mir den ſchrecklichen Gedanken daß mein Mann geblieben ſey. Ich ſchrie laut auf; man verſicherte mich aber, daß dieſes nicht ſey, ſondern winkte mir zu, daß den Mann der armen Lieutenantin dieſes Unglück betroffen habe. Dieſe wurde auch einen Augenblick nachher herausgerufen. Der Mann war noch nicht todt, aber eine Kanonenkugel hatte ihm den Arm oben an der Schulter weggenommen. Wir hörten die ganze Nacht ſein Winſeln, welches doppelt und deſto grauſender in dieſen Kellergewölben wiederhallte; und der Arme ſtarb erſt gegen Morgen. Wir brachten übrigens dieſe Nacht wie die vorige zu. Indeſſen

kam mein Mann, mich zu beſuchen, welches meinen Kummer linderte, und mir wieder Muth gab. Den Morgen darauf fingen wir an, uns ein wenig beſſer einzurichten. Der Major Harnich und ſeine Frau und Madame Rennels machten ſich in einer Ecke eine kleine Stube und Gardinen davor. Man wollte mir eine andre Ecke eben ſo zurechte machen, ich zog aber vor, nahe an der Thür zu bleiben, da ich, auf den Fall von Feuersgefahr, daſelbſt eher heraus konnte. Ich ließ eine Streu machen, und legte meine Betten darauf, wo ich mit meinen Kindern ſchlief, nicht weit von uns ſchliefen meine Frauen. Gegenüber waren drei engliſche Officiere einquartiert, die zwar bleſſirt, jedoch entſchloſſen waren, im Fall des Rückzuges nicht zurückzubleiben. Einer derſelben war ein Kapitän Green, Adjutant des Generals Phillips, ein ſehr ſchätzbarer und artiger Mann. Alle drei verſicherten mich mit einem Eide, daß im Fall eines ſchleunigen Rückzuges ſie mich nicht verlaſſen, und ein jeder von ihnen eines meiner Kinder mit auf ſein Pferd nehmen wollte. Für mich ſtand eines von meines Mannes Pferden immer geſattelt bereit. Oefters war mein Mann willens, mich, um mich der Gefahr zu entziehn, zu den Amerikanern zu

ſchicken; ich ſtellte ihm aber vor, daß es noch ärger als alles, was ich jetzt ausſtehn müßte, ſeyn würde, mit Leuten zu ſeyn, denen ich mit Schonung würde begegnen müſſen, während daß mein Mann ſich mit ihnen herumſchlüge; er verſprach mir alſo, daß ich ferner der Armee folgen ſollte. Manchmal bekam ich jedoch in der Nacht die Angſt, daß er fortmarſchirt wäre, und kroch aus meinem Keller, um zuzuſehn; wenn ich dann die Truppen in den ſchon kalten Nächten um die Feuer herum liegen ſahe, ſo konnte ich wieder ruhiger ſchlafen. Auch die mir anvertrauten Sachen verurſachten mir viele Unruhe. Ich hatte ſie alle vorne in meinem Corſet ſtecken, weil mir immer ſo ſehr angſt war, etwas davon zu verlieren, und ich nahm mir feſt vor, in Zukunft mich nicht mehr mit dergleichen zu befaſſen. Den dritten Tag fand ich erſt Gelegenheit, und einen Augenblick um die Wäſche zu wechſeln, da man die Gefälligkeit hatte, mir einen kleinen Winkel hiezu einzuräumen; während der Zeit ſtanden meine drei vorerwähnten Officiere nicht weit davon Schildwach. Einer dieſer Herren konnte ſehr natürlich das Brüllen einer Kuh und Blöken eines Kalbes nachahmen; und wenn meine kleine Tochter Fritz-

chen des Nachts weinte ſo machte er es ihr vor, ſie ward wieder ſtille, und wir mußten lachen.

Unſer Koch verſchaffte uns Eſſen, aber es fehlte uns an Waſſer; und ich war öfters genöthigt, um nur den Durſt zu löſchen, Wein zu trinken, und auch den Kindern welchen zu geben. Es war auch faſt das einzige was mein Mann zu ſich nahm; welches endlich unſern treuen Jäger Rockel ängſtigte, ſo daß er mir eines Tages ſagte: Ich befürchte, daß der General aus Beſorgniß, in Gefangenſchaft zu gerathen, des Lebens überdrüſſig iſt, weil er ſo viel Wein trinkt. Die beſtändige Gefahr, in welcher mein Mann ſchwebte, ſetzte mich in ewige Angſt. Ich war die einzige unter allen den Frauen, deren Mann nicht geblieben war oder ſonſt ein Unglück gehabt hatte; und ſagte mir daher oft: Sollte ich die einzige glückliche ſeyn? beſonders da mein Mann Tag und Nacht ſo ſehr der Gefahr ausgeſetzt war. Er kam keine Nacht in das Zelt, und lag alle Nächte drauſſen beim Wachtfeuer. Das allein konnte ſchon ſein Tod ſeyn, da die Nächte ſo naßkalt waren.

Da ſo großer Mangel an Waſſer bei uns war, ſo fanden wir endlich eine Soldatenfrau, die den Muth hatte, Waſſer vom Fluſſe zu ho-

len; was keiner nicht mehr unternehmen wollte, weil der Feind alle Männer, die nach dem Fluſſe gingen, auf den Kopf ſchoß. Dieſer Frau thaten ſie nichts, aus Achtung für das Geſchlecht, wie ſie uns ſelbſt hernachmahls ſagten.

Ich ſuchte mich dadurch zu zerſtreuen, daß ich mich viel mit unſern Bleſſirten beſchäftigte. Ich machte ihnen Thee und Kaffee, und bekam dagegen tauſend Segenswünſche. Oft theilte ich auch mein Mittagseſſen mit ihnen. Eines Tages kam ein kanadiſcher Officier in unſern Keller, der ſich kaum mehr aufrecht halten konnte. Wir kriegten endlich von ihm heraus, daß er faſt Hungers ſtürbe. Ich fand mich ſehr glücklich, ihm mein Eſſen anbieten zu können, welches ihn wieder zu Kräften brachte, und mir ſeine Freundſchaft erwarb. Bei unſerer nachmaligen Zurückkunft nach Kanada lernte ich ſeine Familie kennen. Eine unſerer größten Beſchwerden war der Geruch der Wunden, wenn dieſe anfingen zu eitern.

Einſt unternahm ich die Kur eines Majors Plumpfield, Adjudanten des Generals Philips, dem eine kleine Flintenkugel durch die beiden Backen gegangen war, und ihm die Zähne zerſchmettert, und die Zunge geſtreift hatte. Er konnte gar nichts im Munde behalten; die Ma-

terie erſtickte ihn faſt und er war nicht im Stande, andere Nahrung zu ſich zu nehmen, als ein wenig Bouillon, oder ſonſt etwas flüſſiges. Wir hatten Rheinwein. Ich gab ihm eine Bouteille, in der Hoffnung, daß die Säure des Weins ſeine Wunde reinigen würde. Er nahm immer etwas davon in den Mund, und das allein that ſo glückliche Wirkung, daß er geheilt wurde, wodurch ich wieder einen Freund mehr bekam. Und ſo hatte ich mitten in meinen Leiden- und Kummerſtunden Augenblicke freudigen Genuſſes, die mich ſehr glücklich machten.

An einem dieſer traurigen Tage wünſchte General Phillips mich zu beſuchen, und begleitete meinen Mann, der täglich ein oder zweimahl mit Gefahr ſeines Lebens zu mir kam. Er ſah unſere Lage und hörte mich meinen Mann flehentlich bitten, mich im Fall eines ſchleunigen Rückzuges nicht zurück zu laſſen; er redete mir ſelbſt das Wort dabei, wie er meinen großen Widerwillen ſahe, in den Händen der Amerikaner zu ſeyn. Beim Weggehn ſagte er zu meinem Mann: Nein! um zehntauſend Guineen komme ich nicht wieder hieher, denn mein Herz iſt ganz, ganz zerriſſen.

Indeſſen verdienten nicht alle, die bei uns waren, Mitleid. Es waren auch Feige darunter,

die um nichts in dem Keller blieben, und nachmahls, als wir in die Gefangenſchaft geriethen, ſich recht gut in Reihe und Glied ſtellen, und paradiren konnten. Wir blieben 6 Tage in dieſer ſchrecklichen Lage. Endlich ſprach man von capituliren, da man zu lange gezaudert hatte, und der Rückzug nun abgeſchnitten war. Es wurde ein Waffenſtillſtand gemacht, und mein Mann, der ganz erſchöpft war, konnte in dem Hauſe zum erſtenmahl ſeit geraumer Zeit ſich wieder einmahl zu Bette legen. Damit ſeine Ruhe gar nicht geſtört würde, hatte ich ihm in einer kleinen Stube ein gutes Bette machen laſſen, und legte mich mit meinen Kindern und meinen beiden Frauen in einen Saal daneben ſchlafen. Aber ohngefähr um 1 Uhr in der Nacht kam jemand und verlangte ihn zu ſprechen. Mit dem größten Widerwillen ſahe ich mich genöthigt ihn aufzuwecken. Ich bemerkte, daß ihm die Bothſchaft nicht angenehm war, daß er den Mann ſogleich nach dem Hauptquartier abfertigte, und ſich dann verdrießlich wieder niederlegte. Bald darauf ließ der General Bourgoyne alle andere Generale und Stabsofficiere zu einem Kriegsrathe, der gleich am frühen Morgen gehalten werden ſollte, zuſammenberufen, in welchem er auf einen erhaltenen falſchen

Bericht vorſchlug, die Capitulation zu brechen, die bereits mit dem Feinde gemacht worden. Es wurde aber endlich entſchieden, daß dieſes weder thunlich noch rathſam ſey; und dieſes war ein Glück für uns, denn die Amerikaner ſagten uns nachher, daß, wenn wir die Capitulation gebrochen, wir alle maſſakrirt worden wären, welches ſie deſto leichter thun konnten, da wir nicht über 4 bis 5 tauſend Mann ſtark waren, und wir ihnen Zeit gelaſſen hatten über 20 tauſend zuſammen zu bringen.

Am 16. October des Morgens mußte mein Mann wieder auf ſeinen Poſten, und ich nochmals in meinen Keller.

Den Tag wurde unter die Officiere, welche bis dahin nur geſalzen Fleiſch bekommen, das die Wunden der Bleſſirten ſehr verſchlimmerte, viel friſches Fleiſch vertheilet. Die gute Frau, welche uns immer Waſſer gehohlt, machte eine treffliche Suppe davon. Ich hatte allen Appetit verloren, und die ganze Zeit nichts zu mir genommen, als eine in Wein getunkte Brodtrinde. Die bleſſirten Officiere, meine Unglücksgefährten, ſchnitten das beſte Stück Rindfleiſch ab, und präſentirten es mir mit einem Teller Suppe. Ich ſagte ihnen, ich wäre nicht vermögend was zu eſſen; da ſie aber ſahen, wie nöthig es für mich war, etwas

Nahrung zu mir zu nehmen, ſo erklärten ſie, daß ſie ſelbſt nicht einen Biſſen anrühren würden, bis ich ihnen das Vergnügen gemacht hätte, davon zu nehmen. Ich konnte ihren freundſchaftlichen Bitten nicht länger widerſtehen, worauf ſie mich verſicherten, daß es ſie ſehr glücklich mache, mir das erſte Gute, was ſie gehabt, anbieten zu können. —

Den 17. October wurde die Capitulation vollzogen. Die Generale verfügten ſich zum amerikaniſchen General en Chef, Gates, und die Truppen ſtreckten das Gewehr und ergaben ſich zu Kriegsgefangenen. Nun bekam die gute Frau, welche uns mit Gefahr ihres Lebens Waſſer geholt, den Lohn ihrer Dienſte. Jeder warf ihr ganze Händevoll Geld in ihre Schürze, und ſie bekam zuſammen über 20 Guineen. In ſolchen Augenblicken ſcheint das Herz für Gefühle der Dankbarkeit empfänglich zu ſeyn.

Endlich ſchickte mir mein Mann einen Reitknecht, und ließ mir ſagen, daß ich mit unſern Kindern zu ihm hinkommen ſollte. Ich ſetzte mich alſo wieder in meine liebe Kaleſche, und machte im Durchfahren durch das amerikaniſche Lager die tröſtliche Bemerkung, daß uns keiner mit beleidigenden Blicken anſah, daß ſie alle mich grüßten, und ſogar auf ihren Geſichtern Mitleid zeig-

ten, eine Frau mit kleinen Kindern da zu ſehen. Ich bekenne, daß ich mich fürchtete zu den Feinden zu kommen, welches ein ganz neuer Auftritt für mich war. Als ich mich den Zelten näherte, kam mir ein ſchöner Mann entgegen, nahm die Kinder aus dem Wagen, herzte und küßte ſie, und half mir dann mit Thränen in den Augen auch herausſteigen. „Sie zittern!“ ſagte er zu mir, „fürchten Sie ſich nicht.“ Nein, antwortete ich ihm, denn Sie ſehn ſo gütig aus, und ſind ſo zärtlich gegen meine Kinder geweſen, daß mir dieſes Muth einflößt. — Er führte mich hierauf zu dem Zelte des Generals Gates, bei welchem ich die Generale Bourgoyne und Phillips fand, die auf einem recht freundſchaftlichen Fuß mit dem erſten waren. Bourgoyne ſagte mir: „Seyn Sie nun ohne Beſorgniß, denn Ihre Leiden haben nun ein Ende.“ — Ich antwortete ihm, daß ich freilich Unrecht haben würde, noch Beſorgniſſe zu haben, wenn unſer Chef keine mehr hätte und ich ihn auf einem ſo guten Fuß mit dem General Gates ſähe. Alle Generale blieben beim General Gates zum Eſſen. Derſelbe Mann, der mich ſo gut empfangen hatte, kam an mich heran, und ſagte mir: „Es würde Sie in Verlegenheit ſetzen mit allen dieſen Herren zu ſpeiſen; kom-

men

men Sie mit Ihren Kindern in mein Zelt, wo ich Ihnen ein zwar frugales Mittagseſſen, aber mit dem beſten Willen, geben werde." Gewiß, erwiederte ich, ſind Sie Ehemann und Vater, weil Sie mir ſo viel Güte bezeigen. Ich erfuhr hierauf, daß es der amerikaniſche General Skuyler war. Er traktirte mich mit treflicher geräucherter Zunge, Beef-Steacks, Kartoffeln und guter Butter und Brodt. Nie habe ich ein Mittagmahl beſſer gefunden; ich war ruhiger, ich ſahe, daß alle die mich umgaben es gleichfalls waren; und was mir über alles ging, mein Mann war außer aller Gefahr. Als wir gegeſſen hatten, bot er mir ſein Haus, das bei Albany lag, zur Wohnung an, und ſagte mir, daß General Bourgoyne auch dahin kommen würde. Ich ließ meinen Mann fragen, was ich machen ſollte; er ließ mir ſagen es anzunehmen, und da zwei Tagereiſen bis dahin, und es ſchon 5 Uhr Nachmittags war, ſo rieth er mir vorauszureiſen, und an einem Ort zu übernachten, der ohngefähr drei Stunden Weges weit war. Der General Skuyler hatte die Gefälligkeit, mich bis dahin durch einen franzöſiſchen Officier bringen zu laſſen, der ein recht artiger Mann, und eben der war, der die Truppen kommandirt hatte, ſo die Recognoscirung

machten, von der ich vorhin einmal Erwähnung gethan habe. Als er mich bis an das Haus escortirt hatte, wo wir bleiben ſollten, kehrte er wieder zurück. Ich fand in dieſem Hauſe einen franzöſiſchen Arzt, und einen tödtlichverwundeten braunſchweigiſchen Officier, der ſeiner Sorgfalt übergeben war, und einige Tage hernach ſtarb. Dieſer rühmte ſehr deſſen gute Pflege, und es mochte auch ein geſchickter Wundarzt ſeyn; ſonſt war es aber ein junger Geck. Er freute ſich ſehr als er hörte, daß ich ſeine Sprache konnte, und fing an mir allerhand Süßigkeiten und Impertinenzien vorzuſagen; unter andern, daß er unmöglich glauben könne, daß ich eine Generalsfrau wäre, weil eine Frau von ſolchem Range ihrem Mann gewiß nicht gefolgt ſeyn würde; ich ſollte alſo bei ihm bleiben, denn es wäre beſſer mit den Ueberwindern, als mit den Ueberwundenen zu ſeyn. — Ich war außer mir über ſeine Unverſchämtheit, und durfte ihm doch nicht alle die Verachtung merken laſſen, die er mir einflößte, weil es mir an Schutz fehlte. Als der Abend herankam, ſo erbot er ſich ſeine Stube mit mir zu theilen; ich antwortete ihm aber, daß ich in dem Zimmer des verwundeten Officiers aufbleiben würde, worauf er mir noch allerhand dum-

me Schmeicheleien ſagte, bis auf einmahl die Thür aufging, und mein Mann mit ſeinen Adjudanten hereintrat. Hier, mein Herr, iſt mein Mann, ſagte ich ihm, mit einem niederſchmetternden Blick; worauf er ſich beſchämt entfernte. Doch war er nachher ſo höflich, uns ſeine Stube zu überlaſſen. Tages darauf kamen wir nach Albany, wo wir uns ſo oft hingeſehnet hatten. Wir kamen aber nicht, wie wir gedacht hatten, als Sieger dahin. Wir wurden vom guten General Skuyler und von ſeiner Frau und Töchtern, nicht als Feinde, ſondern aufs freundſchaftlichſte empfangen, und ſie erwieſen uns die ausgezeichneteſten Gefälligkeiten, ſo wie auch dem General Bourgoyne, der doch, und wie man ſagte, ohne Noth, ihre prächtig meublirten Häuſer hatte anſtecken laſſen. Sie handelten aber als Leute, die ihren eigenen Verluſt bei dem Unglück Anderer zu vergeſſen wiſſen. Auch war der General Bourgoyne tief über ihren Edelmuth gerührt, und ſagte dem General Skuyler: „Mir, der ich Ihnen ſo viel Schaden gethan, erweiſen Sie ſo viel Güte!" „Das iſt das Schickſal des Krieges," erwiederte der brave Mann, „laſſen Sie uns davon nichts weiter reden." Wir blieben drei Tage bei ihnen, und ſie bezeigten uns, daß

ſie es ungern ſahen als wir fortgingen. Unſer Koch war mit meines Mannes Equipage in der Stadt geblieben; die zweite Nacht nach unſerer Ankunft nahm man uns alles, ohnerachtet der amerikaniſchen Wache von 10 bis 20 Mann, die man uns zur Bewachung derſelben gegeben hatte. Es blieb uns nichts übrig, als mein und der Kinder Bette, und das Wenige, welches ich zu meiner Wirthſchaft bei mir behalten hatte; und das in einem Lande, wo man nichts für Geld bekommen konnte, und zu einer Zeit, wo wir doch ſo viel brauchten; denn mein Mann mußte alle ſeine Adjudanten, Quartiermeiſter ꝛc. beköſtigen. Unſere Freunde, die Engländer, die ich mit Recht ſo nenne, da ſie ſich während meines ganzen Aufenthalts in Amerika ſtets als ſolche gegen uns bewieſen, überließen uns jeder etwas; einer ein paar Löffel, der andere einige Teller; lange mußten wir uns damit behelfen, da wir nur drei Jahre nachher, in New-York, Gelegenheit fanden, uns, obgleich mit großen Koſten, wieder ein wenig das Verlorne anzuſchaffen. Glücklicherweiſe hatte ich mein kleines Fuhrwerk, welches meine Equipage fuhr, bei mir behalten. Da die Jahreszeit ſchon ſehr ſpät und rauh war, ſo ließ ich meine Kaleſche mit einer groben Leinwand, die mit Oelfarbe an-

geſtrichen war, bedecken; und wir ſetzten auf dieſe Weiſe unſere Reiſe nach Boſton fort, welche ſehr langwierig und beſchwerlich war.

Ich weiß nicht, ob es mein Fuhrwerk war, welches die Neugierde der Leute auf ſich zog; denn es ſahe wirklich wie ein Wagen aus, in welchem man ſeltene Thiere herumführte; aber oft war ich genöthigt anzuhalten, weil das Volk die deutſche Generalin mit ihren Kindern ſehn wollte. Damit man mir nun nicht die leinewandene Bedeckung vom Wagen abreiſſen möchte, ſo entſchloß ich mich öfters lieber auszuſteigen, und kam auch ſo geſchwinder weg. Inzwiſchen kann ich doch nicht anders ſagen, als daß das Volk freundlich war, und beſonders ſeine Freude bezeigte, daß ich ihre Landesſprache, das Engliſche, ſprechen konnte.

Bei allen meinen Leiden hatte mich Gott ſo unterſtützt, daß ich weder meine Fröhlichkeit, noch den Muth verloren hatte; aber mein armer Mann, den der Kummer nagte, wegen alles deſſen was geſchehen und wegen ſeiner Gefangenſchaft, war bei den ebenerwähnten Auftritten immer höchſt mißmüthig, und konnte ſie kaum aushalten. Seine Geſundheit hatte, beſonders durch die vielen in der freien Luft zugebrachten feuchten Nächte

ſehr gelitten; und er war daher öfters genöthigt Arzenei zu gebrauchen. Eines Tages, da ihn ein Brechmittel ſehr angegriffen hatte, konnte er vor dem Lärmen nicht ſchlafen, den unſere amerikaniſche Wache machte, die uns gar nicht verließ, und drauſſen vor unſerer Thüre ſauſte und ſchmauſte; und wie er ſie bitten ließ ſtill zu ſeyn, ihren Lärmen noch verdoppelte. Ich entſchloß mich ſelbſt hinauszugehn, und ſagte ihnen daß mein Mann krank wäre, und ich ſie daher ſehr bäte weniger laut zu ſeyn. Gleich hörten ſie auf, und alles ward ſtille. Ein Beweis, daß dieſe Nation auch Achtung für unſer Geſchlecht hat.

Ihre Generale, die uns begleiteten, waren zum Theil vom Schuſter-Handwerk, und machten in den Raſttagen Stiefeln für unſere Officiere; beſſerten auch wohl die Schuhe unſerer Soldaten aus. Sie ſetzten einen großen Werth auf das gemünzte Geld, welches bei ihnen ſelten war. Einem unſerer Officiere waren ſeine Stiefeln ganz zerriſſen. Er ſahe, daß ein amerikaniſcher General ein gutes Paar anhatte, und ſagte ihm zum Spaß: „Ich gäbe Ihnen gerne eine Guinee dafür.“ Gleich ſtieg der General vom Pferde, nahm die Guinee, gab ſeine Stiefeln, und ſetzte ſich mit des Officiers zerriſſenen Stiefeln wieder auf.

Endlich kamen wir bei Boſton an, und unſere Truppen wurden nicht weit davon zu Winters-Hill in Baracken einquartirt. Uns brachte man bei einem Landmann unter, wo wir nur eine Stube unter dem Dache hatten. Meine Frauensleute ſchliefen auf dem Boden, und unſere Bedienten auf dem Flur. Eine Streu, auf welche ich alle unſere Betten vertheilte, diente uns eine geraume Zeit, weil ich noch weiter nichts als mein Feldbette hatte. Unſer Wirth erlaubte uns unten in ſeiner Stube zu eſſen, wo die ganze Familie zuſammen aß und ſchlief. Der Mann war gut, die Frau aber, um ſich zu rächen, daß wir ihr etwas läſtig fielen, that uns den Poſſen, immer die Zeit, wo wir zu Mittag aßen, dazu zu nehmen, ihre Kinder zu kämmen, die voller Ungeziefer ſaßen, welches uns oft ganz den Appetit benahm; uud wenn wir ſie baten, dieſes draußen vorzunehmen, oder eine andere Zeit dazu zu wählen, ſo antwortete ſie: „It is my room; I like to stay and to comb my childern that time!" (Es iſt meine Stube, und es gefällt mir nun einmahl zu bleiben, und meine Kinder eben jetzt zu kämmen) und wir mußten ſchweigen, damit ſie uns nicht gar aus dem Hauſe würfe.

Eines Tages feierten unſere Herren, ohnerachtet dieſes Schmutzes, den Geburtstag, ich glaube der Königinn von England, und tranken dabei viel Wein. Meine beiden älteſten kleinen Töchter Guſtchen und Fritzchen, welche bemerkt hatten, daß der übriggebliebene Wein unter eine Treppe geſetzt worden, machten ſich darüber, um ihrerſeits auch die Geſundheit der Königinn zu trinken. Sie ſetzten ſich dazu vor die Thüre, und toaſteten (tranken Geſundheit) ſo viel, daß ihre kleinen Köpfe es nicht mehr ertragen konnten, und Fritzchen ein Fieber davon bekam, welches mich ſehr ängſtigte, weil ſie Krämpfe dabei hatte, und ich gar nicht die Urſache davon ergründen konnte. Als ſich endlich die Natur durch ein Erbrechen half, ſo ſahe ich, daß es vom Wein war, und ſchalt die beiden kleinen Mädchen ſehr, welche mir aber antworteten, daß ſie auch den König und die Königinn lieb hätten, und alſo nicht hätten unterlaſſen können, ihnen auch Glück zu wünſchen.

Wir blieben 3 Wochen an dieſem Ort, bis man uns nach Cambridge brachte, wo man uns in eines der ſchönſten Häuſer einlogirte, welche vordem das Vermögen der Royaliſten ausgemacht hatten. Nie iſt mir eine angenehmere La-

ge vorgekommen. Sieben Familien, die mit einander theils verwandt, theils befreundet waren, hatten hier Pachtungen, Gärten und prächtige Häuſer, und nicht weit davon ihre Obſtplantagen. Alle dieſe Beſitzungen waren kaum eine halbe Viertelmeile von einander entfernt. Die Eigenthümer derſelben kamen täglich Nachmittags, bald bei dem einen bald bei dem andern zuſammen, und beluſtigten ſich mit Muſik und Tanz, lebten im Wohlſtande einig und glücklich, bis leider der verderbliche Krieg ſie alle trennte, und alle dieſe Häuſer bis auf zwei wüſte ließ, deren Eigenthümer bald darauf auch flüchten mußten.

Von unſern Herren ward es keinem erlaubt nach Boſton zu kommen. Mich trieb die Neugierde und das Verlangen die Tochter des Generals Skuyler, Madame Carter zu ſehen, dahin; und ich aß einigemahl bei derſelben. — Die Stadt iſt ganz hübſch, war aber von heftigen Patrioten bewohnt, und voller böſen Leute, beſonders waren die Frauen ſo böſe, daß ſie mich mit Unwillen anſahen, und ſogar vor mir ausſpuckten, wenn ich bei ihnen vorbeiging. Madame Carter war ſanft und gut wie ihre Eltern, ihr Mann aber böſe und falſch. Sie kamen uns oft zu beſuchen, und aßen auch bei uns mit den

andern Generalen. Wir ſuchten ihnen auf alle Weiſe unſere Erkenntlichkeit zu bezeigen. Sie ſchienen auch viel Freundſchaft für uns zu haben, und doch war es zur nämlichen Zeit, daß dieſer garſtige Carter, als der engliſche General Howe viele Dörfer und kleine Städte angeſteckt hatte, den Amerikanern den abſcheulichen Vorſchlag machte, unſern Generalen die Köpfe abzuhauen, dieſe in kleine Fäſſer einzuſalzen, und den Engländern für jedes angeſteckte Dorf oder Städtchen ein ſolches Fäßchen zu überſchicken; welcher unmenſchliche Vorſchlag glücklicherweiſe nicht angenommen ward.

Ich hatte, während meines Aufenthaltes in England, zu Briſtol einen Capitän Fenton aus Boſton kennen lernen, den die Amerikaner bei Ausbruch des Krieges hatten citiren laſſen; der ſich aber, ſeinem Könige treu, nicht hatte ſtellen wollen. Hierauf hatten ſich die Weiber des erbitterten Pöbels ſeiner alle Achtung verdienenden Frau und ſeiner ſehr ſchönen 15 jährigen Tochter bemächtigt, und ſie, ohne Achtung für ihre Güte, Schönheit und Schamhaftigkeit, nackend ausgezogen, mit Theer beſchmiert und in Federn herumgewälzt, und ſo zur Schau in der Stadt

herumgeführt. Was ließe ſich nicht alles von dergleichen Leuten, die der bitterſte Haß beſeelte, erwarten!

So waren auch zwei Brüder da, die ſich ſehr geliebt hatten, wovon aber der eine die königliche, der andere die republikaniſche Parthei ergriffen hatte. Erſterer, der Verlangen trug ſeinen Bruder wiederzuſehn, nahm Urlaub, und kam zu ihm. Jener empfing ihn mit großer Freude und ſagte ihm: Wie freue ich mich Dich wieder zur guten Sache zurückkommen zu ſehn! Nein, mein Bruder, antwortete der Royaliſt, ich bleibe meinem Könige treu, das ſoll mich aber nicht hindern Dich zu lieben. Hierauf ſpringt der Amerikaner mit Wuth auf, ergreift ein Piſtol, und droht ihn zu erſchießen, wenn er nicht gleich wegginge. Alle Vorſtellung des guten Bruders, daß der Unterſchied der Geſinnungen ſeiner Liebe nie ſchaden würde, halfen nichts; der andere rief: Nur meine alte Liebe für Dich hindert mich, Dich gleich zu erſchießen, weil jeder Royaliſt mein Feind iſt; und er würde es wirklich gethan haben, wenn ſich nicht der Bruder endlich fortgemacht hätte. Faſt alle Familien waren getrennt, und ich ſahe hier, daß nichts entſetzlicher iſt als ein bürgerlicher Krieg. Mit ſolchen Leuten ſollten wir leben,

oder gar niemand ſehn! Ich zog natürlicherweiſe das letztere vor. —

General Phillips war und blieb immer unſer guter und aufrichtiger Freund, und wir ſahen ihn viel. Auch war unſer Haus immer voll Engländer, nachdem wir gelernet hatten, daß bei ihnen die Sitte ſey, daß man ihnen ſagen müſſe wiederzukommen. Ehe wir dieſes gewußt, bemerkten wir zu unſerer Verwunderung, daß einige artige Leute, die wir doch gut aufgenommen, nicht wiederkamen. Hernachmals richteten wir uns darnach, und fanden es ganz bequem, weil man dadurch eine Auswahl von denen machen konnte, deren Umgang einem der angenehmſte war. Doch gab es auch Leute, die, wie es die Engländer nannten, unverſchämter waren.

In Cambridge ſahe ich ein ganzes Haus fortſchaffen, auf langen Bäumen an deren Enden man Räder anbringt, und dann das Haus heraufſchraubt und die Bäume unterſchiebt, da es ſich dann gut fortbewegen läßt.

Den 3. Junius 1778 gab ich einen Ball und Souper zur Feier des Geburstages meines Mannes. Ich hatte alle Generale und Officiere dazu eingeladen. Auch die Carters waren mit dabei, General Bourgoyne ließ abſagen, nachdem er uns

bis 8 Uhr Abends hatte warten laſſen. Er entſchuldigte ſich immer unter verſchiedenem Vorwande, zu uns zu kommen, bis zu ſeiner Abreiſe nach England, wo er kam und mir große Entſchuldigungen deshalb machte, worauf ich aber nichts weiter antwortete, als daß es mir würde leid gethan haben, wenn er ſich unſertwegen genirt hätte. Man tanzte viel, und unſer Koch hatte uns ein prächtiges Souper von mehr als 80 Couverts zubereitet. Ueberdem war auch noch unſer Hof und Garten erleuchtet. Da der Geburtstag des Königs von England Tages darauf als den 4ten war, ſo wurde beſchloſſen, daß man ſich nicht eher trennen wollte, bis man ſeine Geſundheit getrunken, welches auch mit der herzlichſten Anhänglichkeit an ſeine Perſon und ſein Intereſſe ausgeführt wurde.

Nie, glaube ich, iſt das God ſave the King mit mehr Enthuſiasmus und mit aufrichtigern Geſinnungen geſungen worden. Sogar meine älteſten beiden kleinen Töchter waren mit dabei, die man heruntergehohlt hatte, um die Illumination zu ſehn. Alle Augen waren voll Thränen, und es ſchien, als wenn jeder darauf ſtolz war, den Muth zu haben, dieſes ſo mitten unter den Feinden zu wagen. Sogar die Carters hatten

nicht das Herz ſich auszuſchließen. Als die Geſellſchaft auseinander ging, ſahe man das ganze Haus umringt von Amerikanern, die, als ſie ſo viel Leute hineingehen, und die Illumination geſehn, den Verdacht geſchöpft hatten, daß wir eine Empörung im Sinne hätten, und wenn der mindeſte Lärmen entſtanden wäre, hätte uns dieſes können theuer zu ſtehen kommen. Die Amerikaner, wenn ſie ihre Truppen verſammeln wollen, ſetzen brennende Pechfackeln auf die Anhöhen, auf welches Signal jeder herzueilet. Wir waren einmahl Zeugen davon, als der General Howe eine Landung zu Boſton verſuchen wollte, um die gefangenen Truppen zu befreien. Man erfuhr dieſes wie gewöhnlich, längſt voraus, und ſteckte die Pechtonnen an, worauf man 3 oder 4 Tage nacheinander eine Menge Leute, ohne Schuh und Strümpfe und die Flinte auf dem Rücken, eiligſt herzulaufen ſahe; wodurch bald ſo viel Leute zuſammen kamen, daß eine Landung zu ſchwer gefallen ſeyn würde.

Wir lebten zu Cambridge ganz glücklich und vergnügt, und wären alſo gerne während der Gefangenſchaft unſerer Truppen dort geblieben; aber wie es gegen den Winter kam, erhielten wir Befehl, nach Virginien zu gehn. Nun mußte ich

auch darauf denken, die Fahnen unſerer deutſchen Regimenter weiter in Sicherheit zu bringen, von denen wir bei Saratoga den Amerikanern weiß gemacht, daß ſie verbrannt worden, welches erſt von ihnen übel genommen, aber doch nachher mit Stillſchweigen übergangen wurde. Es waren aber nur die Stöcke, die verbrannt worden waren; und die Fahnen waren bis dahin verſteckt worden. Jetzt vertrauete mir mein Mann dieſes Geheimniß, und trug mir die weitere Verbergung deſſelben auf. Ich ſchloß mich alſo mit einem recht ehrlichen Schneider ein, und dieſer half mir eine Matratze machen, in welche wir ſie alle einnähten. Der Capitän Oconell ward unter dem Vorwande eines Auftrags nach New-York geſchickt, und gab die Matratze für ſein Bette aus. Er ließ ſie in Halifax, wo wir ſie wiederfanden, als wir von New-York nach Canada fuhren, und da nahm ich ſie, um allem Verdacht auszuweichen, wenn unſer Schiff ja genommen worden wäre, in meine Kajüte, und ſchlief während unſerer ganzen übrigen Fahrt bis nach Canada auf dieſen Ehrenzeichen.

Wie es zur Abreiſe kam, ſo fand ich, daß unſer Koch, von welchem ich glücklicherweiſe täglich Quittungen bekommen, gar nichts bezahlt hatte;

und man brachte mir unbezahlte Rechnungen, die ſich auf die Summe von 1000 Rthlr. beliefen. Mein Mann ließ ihn arretiren. Er entwiſchte aber, und ging bei dem General Gates in Dienſt, der ihn aber zu theuer fand; worauf er zu dem General La Fayette kam, der uns aber nachher ſagte: „Er taugt nur für einen König!„ — Mein Mann wollte ihm wohl wegen ſeiner Geſchicklichkeit im Kochen, die ſehr groß war; aber auf mich hatte der Schelm einen Haß geworfen, weil ich ihm aufpaßte. Ich glaube auch immer, daß er an dem Diebſtahl von meines Mannes Equipage in Albany Antheil hatte. Wir haben ihn nachher in New-York im größten Elend wiedergefunden. Er hatte die Frau eines Einwohners verführt und entführt, und nachher verlaſſen, weil er in einer ſolchen elenden Lage war, daß er ſie nicht mehr zu ernähren vermochte. —

Mein Mann hatte öfters einen Anfang von Empfindung an den Nerven und Beklemmungen; wobei er an nichts Vergnügen fand, als an Spazierengehen und im Garten zu arbeiten, daher ich immer Sorge trug, jedesmahl, wenn wir das Quartier änderten, ihm einen Garten zurecht machen zu laſſen, welches mir nicht ſchwer war,

und

und wenig Koſten machte, da faſt alle unſere Soldaten ſich auf Gartenarbeiten verſtanden, und froh waren ſich etwas verdienen zu können. Ich danke Gott nun deſto mehr, daß er mir den Muth gegeben meinem Manne zu folgen. Der Kummer, gefangen zu ſeyn, die unangenehme Lage der Truppen, und der Mangel an Nachrichten von ſeinem Vaterlande, alles dieſes ſchlug ihn nieder. Wie viel mehr noch hätte er gelitten, wenn er niemanden gehabt, der ihn zerſtreuet hätte, wenn er öfters halbe Jahre lang, und noch mehr, ohne Nachrichten von uns geweſen wäre. Wie froh bin ich noch jetzt, wenn ich mich in jene Zeiten wieder hineindenke, allen denen widerſtanden zu haben, die mich hätten verhindern wollen, meine Pflicht zu erfüllen, und der Neigung zu folgen, die mir meine zärtliche Liebe einflößte; und daß ich alle ſeine Leiden und ſeinen Kummer getreulich getheilt habe!

Es war im Monat November 1778, als wir den Befehl bekamen nach Virginien zu gehn. Mein Mann fand glücklicherweiſe und kaufte mir einen hübſchen engliſchen Wagen, ſo daß ich bequemer reiſete als vorher. Mein kleines Gutſchen hatte einen der Adjudanten meines Mannes, den Capitän Edmonſon, gebeten uns unterwegs

nicht zu verlaſſen. Das Zutrauen dieſes Kindes rührte ihn, er verſprach's, und hielt es auch treulich. — Ich reiſete immer mit der Armee, und oft auf ganz unwegſamen Straßen. Der Capitän, der ſehr ſtark und immer bei der Hand war, ſprang bei jeder gefährlichen Stelle vom Pferde, und hielt unſern Wagen. Unſer alter Jäger Rockel, der bei mir war, und ſich bei ſeiner Hülfe ſehr wohl befand, weil er ſelbſt bereits ſehr ermüdet war, blieb öfters ruhig auf ſeinem Bock ſitzen, und rief nur: Capitän! Gleich war dieſer von ſeinem Pferde herunter. Ich wollte nicht, daß er ſich dieſe Freiheit heraus nähme; den guten Capitän beluſtigte es aber ſo ſehr, daß er mich bat, es gut ſeyn zu laſſen.

Ich hatte immer Proviſionen bei mir, aber in einem zweiten Fuhrwerke. Da dieſes nun nicht ſo geſchwind, als wir, fortkonnte, ſo fehlte es mir öfters an allem. Als wir einmal einen Ort Nahmens Herford paſſirten, wo wir einen Raſttag machten, welches immer den vierten Tag geſchahe, begegneten wir daſelbſt dem General La Fayette, den mein Mann zum Eſſen bat, weil derſelbe ſonſt nichts hatte finden können. Dieſes ſetzte mich etwas in Verlegenheit, weil ich wußte, daß er einen guten Tiſch liebte; end-

lich fand ich doch Mittel und Wege, vermittelſt aller meiner Proviſionen ihm noch ein ganz gutes Mittagseſſen zuſammen zu ſtoppeln. Er war ſo höflich und artig, daß er uns allen ſehr gefiel. Er hatte viele Amerikaner in ſeinem Gefolge, die aus der Haut hätten fahren mögen, daß wir immer franzöſiſch ſprachen. Vielleicht befürchteten ſie, da wir auf einem ſo freundſchaftlichen Fuße mit ihm waren, daß wir ihnen denſelben abſpenſtig machen könnten, oder er uns Sachen anvertrauen möchte, die wir nicht wiſſen ſollten. Er ſprach uns viel von England und von der Gnade, die der König für ihn gehabt, ihm alles zeigen zu laſſen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, wie er es über das Herz bringen können, ſo viel Gnadenbezeigungen in dem Augenblick vom Könige anzunehmen, da er im Begriff geſtanden abzureiſen, um gegen ihn zu fechten. Er ſchien über meine Anmerkung etwas beſchämt, und antwortete mir: Es iſt wahr, der Gedanke ging mir durch die Seele, ſo daß, als mir eines Tages der König anbot, mir ſeine Flotte zeigen zu laſſen, ich erwiederte, daß ich hoffte ſie eines Tages zu ſehn, und dann heimlich wegging, um aus der Verlegenheit zu kommen, es noch einmahl ablehnen zu müſſen. — Andere

gaben ihm ſchuld, daß er als Spion in England geweſen, von wo er gleich nachher nach Amerika ging.

Einen Abend kamen wir an einen hübſchen Ort, unſere Beiwagen aber hatten uns nicht folgen können, und wir konnten es vor Hunger nicht mehr aushalten. Da ich ſehr viel Fleiſchwerk in dem Hauſe bemerkte, in welchem wir eingekehrt waren, ſo bat ich die Wirthinn mir etwas zu überlaſſen. — Ich habe vielerlei; antwortete ſie mir; da iſt Rindfleiſch, Kalbfleiſch und Hammelfleiſch. — Der Mund lief mir ſchon voll Waſſer: Gebe ſie her, ſagte ich, ich werde es ihr gut bezahlen. Sie ſchlug mir hierauf ein Schnippchen faſt unter der Naſe, und ſagte mir: Nichts ſollt Ihr haben! Warum ſeyd ihr aus euerm Land gekommen, um uns todt zu machen, und unſere Haab' und Gut aufzuzehren? Nun ihr unſere Gefangene ſeyd, ſo iſt nun die Reihe an uns, Euch zu quälen. — Seht, antwortete ich ihr; dieſe armen Kinder, ſie kommen faſt um vor Hunger! — Sie blieb unbeweglich. Als aber endlich mein drittehalbjähriges Töchterchen Caroline an ſie herankam, ſie bei der Hand ergriff und ihr auf engliſch ſagte: „Gute Frau, ich bin ſehr hungrig!“ ſo konnte ſie nicht länger

widerſtehen, nahm ſie mit in die Stube, und gab ihr ein Ei. — „Nein,“ ſagte die gute Kleine, „ich habe noch zwei Schweſtern!“ — Da ward die Frau gerührt, und gab ihr drei Eier, und ſagte: Ich ärgere mich über mich ſelbſt, ich kann aber dem Kinde nicht widerſtehen. Nun ward ſie auch ſanfter, und bot mir Brod und Milch an. Ich machte für uns Thee. Die Frau ſahe uns lüſtern zu, denn die Amerikaner liebten ihn ſehr, hatten aber beſchloſſen, ihn nicht mehr zu trinken, da bekanntermaßen die Auflage auf den Thee den Krieg veranlaſſet hatte. Ich bot ihr eine Taſſe an, und ſchenkte ihr noch dazu ein Tütchen Thee. Dieſes erweichte ſie vollends, und ſie bat mich ihr in die Küche zu folgen, wo ich den Mann fand, der an einem Schweineſchwanz knauete, während daß die Frau mir zu meinem großen Vergnügen einen Korb Erdtoffeln aus dem Keller holte. Als ſie wiederkam, reichte er ihr ſeinen Leckerbiſſen, ſie nutſchte auch daran, und gab ihm denſelben hernach wieder, worauf er wieder anfing davon zu ſchmauſen. Ich ſahe dieſer ſonderbaren wechſelſeitigen Traktirung mit Verwunderung und Ekel zu; er aber glaubte, daß mich der Hunger ihn beneiden machte, und reichte mir das bereits ganz abgenagte Stück

hin. — Was ſollte ich thun? Schlage ich es aus, dachte ich, ſo wird er beleidigt, und ich komme um meinen lieben Korb Erdtoffeln. Ich nahm es alſo an, that als wenn ich davon äße, und practiſirte es hernach ſachte in's Feuer. Nun war unſer Frieden völlig gemacht. Man gab mir meine Erdtoffeln, und ich machte eine gute Suppe davon mit guter Butter. Ueberdies räumte man uns auch nun drei hübſche Stuben mit guten Betten ein. —

Den andern Morgen reiſeten wir weiter, und zogen noch überall die Neugierde aller Einwohner auf uns. Als wir das Ufer des Hudſonsfluſſes erreicht hatten, wurden wir bei einem Schiffer untergebracht, wo man uns, und noch dazu aus Gnaden, eine halb ausgebaute Stube ohne Fenſter gab; wir hingen die Nacht Decken davor, und ſchliefen auf einer Streu, weil unſer Bagagewagen zerbrochen war, und wir alſo keine Betten hatten, wie auch leider weder Caffee noch Thee noch Zucker, welches oft auf dieſer Reiſe unſere ganze Ladung ausmachte. Unſere Wirthin, eine wahre Furie, erlaubte uns endlich am andern Morgen, als unſere Sachen angekommen waren, in ihrer Stube zu frühſtücken, da es im Monat December war, und wir in unſerer Stube kein

Feuer machen konnten. Wir konnten ſie aber nicht dazu bewegen, uns einen Tiſch für uns allein zu geben; und nicht einmal durften wir uns eher an den ihrigen ſetzen, bis ſie mit ihren Kindern und Leuten mit dem Frühſtück fertig war, welches in Ueberbleibſeln vom Abendeſſen, Kohl, Schinken und dergleichen, und Caffee mit grobem Zucker beſtand; wornach ſie uns ihren ganzen Schmutz hinterließ, ſo daß wir erſt alles rein machen mußten, ehe wir was gebrauchen konnten. Und doch verlangte ſie, daß wir alles wieder in Ordnung brächten, und ihr Teller und Taſſen rein überlieferten. Bei der geringſten Einwendung wies ſie uns die Thür. Sie that dieſes alles um uns zu quälen, denn ſie war eine Erz-Anti-Royaliſtin. — Unglücklicherweiſe bekamen wir Sturm und widrigen Wind und konnten alſo den Fluß ohne Gefahr nicht paſſiren, wie uns der Schiffer ſelbſt verſicherte. Die böſe Frau beſtand darauf, daß wir fort ſollten, und nur mit vielen Bitten konnten wir erlangen noch zwei Tage bleiben zu dürfen. Den dritten Tag kam der Mann mit verlegener Miene uns anzukündigen, daß wir fort müßten. Ich bat ihn, unſere Gefahr zu bedenken, und uns wenigſtens zu begleiten, da ich dann mehr Muth haben würde die Ueberfahrt

zu wagen. Er verſprach uns ſelbſt hinüber zu bringen, und wir ſchifften uns auf einem kleinen Fahrzeuge mit einem Seegel ein; wie wir aber vom Lande abſtießen, ſpringt unſer Mann hinaus und davon, und läßt uns einen einzigen Schiffsknecht, der ſich noch dazu nicht recht darauf verſtand das Steuerruder zu führen; ſo daß wir wegen ſeiner Unwiſſenheit und wegen des widrigen Windes länger als fünf Stunden den Fluß immer bald hinauf, bald hinunter fuhren, bis wir endlich nach tauſend Aengſten an das jenſeitige Ufer anlandeten; wir mußten noch bis an die Knie durch Moraſt waten, ehe wir an das Haus des Oberſten Horborn kamen, eines ſehr reichen Mannes, wo wir logiren ſollten.

Dort erhielt ich eine zwar kleine aber gute Stube für mich, meinen Mann, unſere Kinder und meine beiden Frauensleute, in welcher wir aber auch mit den Adjudanten frühſtücken und zu Mittag und Abend eſſen mußten. Da ich wegen ganz durchnäßter Füße die Strümpfe zu wechſeln wünſchte, ſo bat ich unſere Officiere ſo lange hinauszugehn. Sie wollten ſich inzwiſchen in der Küche etwas wärmen, als auf einmal der Wirth hereinkam, ſie bei'm Arm nahm und mit den Worten hinauswies: „Wie, ihr garſtigen

Royaliſten! iſt es nicht genug daß ich euch beherberge, könnt ihr mich nicht einmahl in Ruhe laſſen!“ Er kam eben wieder vom Felde, und ſahe in ſeinem groben tuchenen Kleide, ſeinem langen Bart und ſeiner ſchmutzigen Wäſche wie ein Bär aus, ſo daß uns vor ihm grauete. Seine Frau aber war gut. Sie bat mich den folgenden Tag, der ein Sonntag war, nach Tiſche bei ihr Caffee zu trinken. Kaum hatte ich mich hingeſetzt, als der Mann hereintrat, der nun ein beſſeres Anſehen hatte, nachdem er ſich barbiert und ſeine Sonntagswäſche angezogen hatte. Da ich den Auftritt des vorigen Tages noch nicht vergeſſen konnte, ſo ſtand ich auf und wollte weggehn. Er machte aber die Thür zu, und fragte mich: Fürchten Sie ſich vor mir? Nein, antwortete ich, vor keinem, und nicht einmal vor dem Teufel, dem Sie doch geſtern ähnlich ſahen. Aber heute ſehe ich doch beſſer aus, erwiederte er. Ja, ſagte ich, doch ſuche ich Unhöflichkeiten aus dem Wege zu gehen. Mein Benehmen, anſtatt ihn zu verdrießen, gefiel ihm; er nahm mich bei der Hand, und drang in mich, daß ich meinen Platz wieder einnehmen ſollte. Ich bin nicht ſo böſe als Sie glauben, ſagte er, Sie gefallen mir, und wenn ich keine Frau hätte, ſo würde ich Sie

heirathen. Aber wiſſen Sie denn, ob ich Sie nehmen würde? erwiederte ich. Das würde ſich denn ſchon finden, antwortete er, ich bin ſehr reich, dieſe gänze Landſchaft iſt mein, meine Frau iſt ſchon alt, ich dächte Sie blieben gleich hier. — Von dieſem Augenblick an konnte ich alles im Hauſe bekommen, denn die gute Frau war es gern zufrieden, mir von allem mitzutheilen, was ſie gewöhnlich hatten.

Wir mußten hier 8 Tage bleiben, um unſern Truppen Zeit zu laſſen, den Fluß zu paſſiren, welches wegen der wenigen daſelbſt befindlichen Schiffe ſehr langſam ging. Unſer drittes Nachtquartier von da war bei einem Deutſchen, wo wir gut logirt waren, und auch gute Lebensmittel antrafen. Es fand ſich, daß der alte Mann der Sohn eines Kutſchers war, der bei einem Grafen Goerz in Deutſchland in Dienſten geſtanden hatte. Jn ſeinem 12ten Jahre ſtraft ihn einmahl ſein Vater wegen eines loſen Streichs; darüber faßt er den Entſchluß, wegzulaufen; der Zufall führt ihn nach London. Da man oft Leute nach den amerikaniſchen Kolonien ſchickte, ſo war er auch mit darunter. Sein Glücksſtern wollte, daß er daſelbſt in die Hände eines guten Herrn fiel, der ihn lieb gewann, ihn gut erziehen ließ,

und ihm nach einigen Dienſt-Jahren Land urbar zu machen gab, wie es gewöhnlich dort gehalten wird, wenn einer ſeine beſtimmte Zeit ausgedient hat. Er war ſehr thätig und fleißig und ſahe ſich bald im Stande, eine Pacht von ſeinem Herrn anzunehmen, der endlich, als er bemerkte, wie alles unter ſeinen Händen gedieh, ihm ſeine Tochter zur Frau gab. Jetzt hatte der Mann Söhne, die auch ſchon wieder Pächter waren, und das einzige, was ſein Glück ſtöhrte, war der Gedanke; ſeinen Vater verlaſſen zu haben, dem er oft Geld ſchickte. Da er wußte, daß die Riedeſelſche Familie Nachbarn und Freunde der Goerze wären, ſo nahm er uns gut auf, und war äußerſt betrübt, als wir wieder abreiſten.

Ein andermahl hatten wir unſer Nachtquartier bei einem Oberſten Howe, dem ich ein Compliment zu machen glaubte, indem ich ihn fragte, ob er ein Verwandter des engliſchen Generals wäre? „God forbid!“ (Gott behüte!) antwortete er mir ſehr beleidigt; der iſt meiner nicht werth. Man ſagte, daß dieſer Obriſt ein braver Mann wäre. Wenn er nicht im Felde ſondern zu Hauſe war, ſo pflügte er ſeinen Acker ſelbſt, und beſchäftigte ſich ganz mit ſeiner Wirthſchaft. Er hatte eine 14jährige Tochter, hübſch, aber von

böſer Gemühtsart. Ich ſaß mit ihr vor einem guten Kaminfeuer, ſie ſah die glühenden Kohlen an, und rief aus: Ha! wenn ich den König von England hier hätte! mit welchem Vergnügen ſchnitt ich ihm den Leib auf, riß ſein Herz heraus, zerlegte es, briete es auf dieſen Kohlen, und verzehrte es dann! Ich blickte ſie mit Abſcheu an, und ſagte ihr: Ich ſchäme mich faſt, von einem Geſchlecht zu ſeyn, das fähig iſt, eine ſolche Luſt zu bekommen. Dieſes abſcheuliche Mädchen habe ich nie vergeſſen können, und ich war froh, aus dieſem Hauſe wegzukommen, ob wir es gleich ſonſt recht gut daſelbſt hatten.

Ehe wir die ſogenannten blauen Berge paſſirten, mußten wir noch 8 Tage Raſttage machen, um unſern Truppen Zeit zu laſſen, ſich wieder zu ſammlen. Unterdeſſen war eine ſo große Menge Schnee gefallen, daß vier von unſern Leuten vor meinem Wagen herreiten mußten, um mir den Weg zu bahnen. Wir paſſirten die mahleriſchſten Gegenden, die aber wegen ihrer rauhen Wildheit Grauſen einflößten; und oft kamen wir mit Lebensgefahr durch dieſe halsbrechenden Wege, wo wir noch überdies von Kälte, und was noch ſchlimmer war, von Mangel an Lebensmitteln, ſehr litten. Als wir in Virginien ankamen,

und nur noch eine Tagereiſe vom Ort unſerer Beſtimmung entfernt waren, hatten wir gar nichts mehr, als unſern Thee, und jeder ein Butterbrodt, konnten auch nichts bekommen. Ein Einwohner gab mir nur noch eine Handvoll getrockneter Früchte mit auf den Weg. Mittags langten wir bei einer Wohnung an, wo ich um etwas zu Eſſen bat; man ſchlug es mir mit den harten Worten ab, daß man nichts für die hündiſchen Royaliſten hätte. Ich ſahe türkiſch Mehl liegen, und bat um ein paar Hände voll, um es mit Waſſer einzumengen, und Brodt daraus zu machen. Die Frau antwortete mir: Nein, das iſt für unſre Mohren, die arbeiten für uns; ihr aber habt uns tödten wollen. Der Capitän Etmonſton bot ihr 1 bis 2 Guineen dafür, weil meine Kinder ſo hungrig waren; aber ſie ſagte: Nicht für hundert wollte ich euch was geben; und wenn ihr alle Hungers ſtürbet, ſo wäre es deſto beſſer. Der Capitän war darüber ſo entrüſtet, daß er mit Gewalt davon nehmen wollte, ich bat ihn, um Lärmen zu verhüten, dringend, nur ruhig zu ſeyn, da wir vielleicht bald beſſere Leute finden würden. Leider aber geſchahe das nicht. Wir trafen nicht einmahl eine Hütte an. Die Wege waren abſcheulich, die Pferde übermüdet, meine

drei Kinder ganz blaß, von Hunger erſchöpft und ich zum erſtenmahl ganz muthlos. Capitän Etmonſton, von dieſem Anblick äußerſt bewegt, ging von Mann zu Mann um etwas zu eſſen zu erlangen, endlich erhielt er von einem Fuhrmann unſerer Bagage ein Stück altes Brodt, von ohngefähr einem Viertelpfunde, welches rund herum abgeknauet war, weil man es wegen ſeiner Härte nicht mehr hatte beiſſen können. Wie er uns dieſes brachte, ſo leuchtete den Kindern die Freude aus den Augen. Ich wollte Carolinen, als der jüngſten, das erſte Stück geben; „Nein“ ſagte das gute Kind, „meine Schweſtern ſind noch hungriger als ich.“ Guſtchen und Fritzchen wollten es auch nicht, um es ihrer kleinen Schweſter zu laſſen. Ich theilte es alſo, und beredete alle drei, davon zu eſſen. Die Thränen rollten dabei von meinen Backen, und der gute Etmonſton war zu gerührt, um es länger mit anſehn zu können. Wenn ich jemahls einem Armen ein Stück Brodt verſagt hätte, ſo würde ich geglaubt haben, daß mich Gott jetzt dafür hätte ſtrafen wollen. Der gute Fuhrmann, der ſein letztes Brodt uns ſo willig hergegeben, bekam eine Guinee dafür vom Capitän Etmonſton geſchenkt, und bei unſrer Ankunft am Orte unſerer Beſtimmung noch viel Brodt mit auf den Rückweg.

Dieſer Ort unſerer Beſtimmung war Colle in Virginien, wo mein Mann, der mit unſern Truppen vorausgegangen war, uns mit Ungeduld und Sehnſucht erwartete. Wir kamen in der Mitte des Monats Februar, im Jahre 1779 daſelbſt an, nachdem wir von Boſton durch die Provinzen Connecticut, New-York, New-Jerſey, Penſylvanien und Maryland, bis dahin in ohngefähr 12 Wochen 678 engliſche Meilen gereiſet waren. Das Haus, in dem wir wohnten, und das ganze Gut gehörte einem Italiener, der, da er einige Zeit abweſend ſeyn wollte, es uns überließ. Wir ſahen ſeiner und ſeiner Frau und Tochter Abreiſe mit Verlangen entgegen, weil das Haus nur klein war, und ſie uns überdies wegen der nur wenig vorhandenen Lebensmittel beſchwerlich fielen; in Anſehung deren der Mann ſich einer Art von Vormundſchaft über uns anmaßte. So gab er uns z. B. den erſten Tag von einem Bock, den er hatte ſchlachten laſſen, nichts weiter als den Kopf, den Hals und das Gekröſe, ob ich ihm gleich vorſtellte, daß mehr als 20 Perſonen davon eſſen ſollten. Er verſicherte, daß ſich eine recht gute Suppe davon machen ließe, und gab uns noch zwei Kohlköpfe dazu, und damit und mit halb faulem Schinken mußten wir uns behelfen.

Man hatte die Truppen früher erwartet, und deshalb viele Ochſen und Schweine zur Proviſion geſchlachtet, und weil das Salz daſelbſt ſehr rar war, ſo hatte man große Gruben in die Erde gemacht, das Fleiſch in Viertel geſchnitten hineingelegt, und Aſche anſtatt Salz dazwiſchen geſtreut, welches ganz gut konſerviren ſoll. Da aber dort im Januar auch öfters die Sonne ſehr warm ſcheint, ſo war das zu oberſt liegende alles verdorben. Man brachte uns das Fleiſch auf Schubkarren; oft mußte man es ganz wegwerfen. manchmal aber konnte man es abwaſchen; dann ſalzte man es ein, und hängte es in den Rauch. Den erſten Tag, als ich kaum für uns allein ſatt zu eſſen hatte, ſahe ich mit Schrecken 8 von unſern Officieren kurz vor Tiſche ankommen. Was war zu machen, als das wenige, was wir hatten, mit ihnen zu theilen. Die Truppen waren in Charlotwil zwei Stunden von uns. Man mußte durch ein ſehr ſchönes Holz, um zu ihnen zu gelangen. Anfänglich waren ſie ſchlecht daſelbſt. Sie hatten Blockhäuſer, die aber nicht verklebt und ohne Thüren und Fenſter waren, ſo daß ſie viel Kälte darin ausſtanden. Sie arbeiteten aber mit großer Thätigkeit, ſich ſelbſt beſſere Wohnungen zu bauen, und im kurzen ſahe es als eine hübſche

Stadt

Stadt aus. Hinten jeder Baracke hatten ſie Gärten angelegt, und kleine hübſche Einzäunungen zum Federvieh. Da ſie nachmals, wie die alten Proviſionen aufgezehrt waren, friſches Fleiſch und Mehl zu Brod genug bekamen, welches als Weizenmehl ihnen noch überdies zu Eierkuchen und Klößen diente; ſo fehlte es ihnen nun an weiter nichts mehr als an Geld. Von den Engländern wurde wenig geſchickt, und es war ſchwer, etwas auf Kredit zu bekommen, welches beſonders dem gemeinen Soldaten viel Sorge machte.

In der Mitte des Monats Februar blühten ſchon die Obſtbäume, allein Nachtfröſte verdarben alles. Sobald es die Witterung erlaubte, ließen wir den Garten und das Feld beſtellen, und da unſer Wirth drei Wochen nachher wegzog, ſo übernahmen wir hierauf alles, als Schweine, wilde Puten ꝛc. Letztere wiegen daſelbſt über 50 Pfund, und waren ganz zahm; wie das Frühjahr kam, flogen ſie alle davon, um ihre Eier auszubrüten, die ſie in die Waldungen gelegt hatten. Wir gaben ſie ſchon verloren, aber ſie kamen alle wieder, und brachten eine große Menge Junge mit.

Wir ließen uns ein großes Haus bauen, mit einem großen Saal in der Mitte, und auf jeder

Seite deſſelben zwei Stuben; welches meinem Mann 100 Guineen koſtete. Es war recht hübſch. — Viele Mohren brachten uns alles, was ſie nur hatten, als Federvieh und Gemüſe. General Phillips und wir, ſchlachteten einer um den andern alle Woche einen Ochſen und zwei Schweine. Kurz, es fehlte uns nichts. Die Hitze quälte uns aber im Sommer ſehr, und man lebte in beſtändiger Furcht vor den Klapperſchlangen, und die Früchte wurden von drei Arten von Holzböcken ganz zerfreſſen. Wir hatten auch ſehr ſtarke Gewitter, 5 bis 6 des Tages, und dabei Stürme, daß um einen herum 100 und auch wohl mehr Bäume umſtürzten. Die Bäume ſtanden alle ſehr loſe und die Wurzeln waren wenig bedeckt; denn ſtarke Winde blieſen die Erde, welche meiſtens Sand war, von den Wurzeln weg; überdies legten die Mohren und Viehhüter öfters Feuer an die Bäume, welche ſie dort für nichts achten. Alles dieſes machte, daß die Bäume deſto leichter vom Winde umgeriſſen wurden. Oft wurden auch ganze Waldungen angeſteckt und abgebrannt, um neues Land zu gewinnen. Des Nachts mußten wir die Fenſter auflaſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen und ſchlafen zu können. Dann ward man von drei oder vier

garſtigen Fledermäuſen, die dreimahl ſo groß ſind, als man ſie bei uns hat, aufgeweckt, und man mußte ſich die halbe Nacht mit ihnen herumjagen. — Einſtmahls kam man in der Nacht, meinem Manne zu ſagen, daß der Pferdeſtall, welcher noch neu war, im Begriff wäre, vom Winde umgeworfen zu werden. Jedermann lief hinzu, um ihn zu ſtützen, und ich blieb mit meinen Kindern und den Frauensleuten allein. Der Wind wurde immer ſtärker. Ganze Stücke vom Schornſtein fielen in die Stube; das ganze Haus wankte, und ich blieb die halbe Nacht in der Angſt, erſchlagen zu werden. Dergleichen Schrecken hatten wir mehrere.

Wir hatten keine Stühle, ſondern nur runde Blöcke zum Sitzen, von welchen wir auch Tiſche machten, indem wir Bretter darauf legten. So lebten wir 3 oder 4 Monat, doch waren wir ziemlich vergnügt. Nur mein Mann war immer traurig, und konnte noch obendrein die Hitze gar nicht ertragen, die bis 103 Grad ſtieg, und außerordentlich drückend war. Wir ſuchten ihn ſo viel als möglich aufzuheitern. Als in unſerm Garten das Gemüſe anfing zu wachſen, fand er Vergnügen daran, ſich mit der Gärtenerei zu beſchäftigen. Da er aber keinen Hut auf dem Kopfe

leiden mochte, weil er viel Kopfſchmerzen hatte, und ihm dieſer dabei beſchwerlich fiel, ſo zog er ſich dadurch einen Zufall zu, den ich gleich erzählen werde, und der der Anfang meiner größten Leiden war. Ich war eben beſchäftigt, unſer neues Haus und die Stube meines Mannes einzurichten, als ich draußen einen Lärmen hörte. Ich lief ans Fenſter, und ſah meinen Mann, den einige Leute ins Haus trugen. Sein Geſicht war blau, ſeine Hände weiß, ſeine Augen ſtarr, und große Tropfen Schweiß lagen auf ſeiner Stirne. Er hatte einen Sonnenſtich bekommen. Ich war mehr todt als lebendig, und die Kinder machten ein durchdringendes Geſchrei. Wir legten ihn gleich nieder, riſſen ihm all ſein Zeug ab, und glücklicherweiſe war der Regiments-Chirurgus immer bei uns, und eben gegenwärtig, ſo daß ihm gleich zur Ader gelaſſen werden konnte. Er bekam nun die Sprache wieder, und erzählte, daß, als er durch den Garten habe gehen wollen, die Sonne ihm heftig auf den Kopf geſchienen. Kaum habe er noch das Haus erreichen können, wo eben ſeine Adjudanten ankamen, ohne deren Hülfe er verloren geweſen wäre. Gott! was wäre dann aus mir und meinen kleinen Kindern geworden, unter den Gefangenen, in einem ſolchen

entfernten und ſo feindſeligen Lande! Noch ſtehen mir die Haare zu Berge, wenn ich daran denke. Als mein Mann wieder zu ſich kam, nahm er mich bei der Hand, und ſah mich mit einem gerührten Blick an. Man konnte merken, daß er ſich ſelbſt ſehr gefährlich krank fühlte. Wenn ich nur einen Augenblick wegging, ſo ward er gleich unruhig, und folgte mir mit den Augen. Der Arzt kam, den wir hatten holen laſſen, und nach aller möglichen angewandten Mühe erhielt mir endlich Gott meinen lieben Mann; es behielt derſelbe aber viele Jahre Schmerzen am Kopfe, und eine Schwäche, welche ihn noch trauriger über ſeine Lage machte.

Man verordnete ihm den Gebrauch eines Bades in Virginien, welches den Namen Fredericks-Spring hatte, und wir reiſten dahin. Ich glaube, daß es ſein Uebel vielmehr verſchlimmerte, weil er immer ſeinen Kopf vorher naß machte, ehe er ſich badete, und dann meiſtens, aller Mühe ohngeachtet, ſeine Haare feuchte blieben. — Sein Mißmuth dauerte fort, und der Gedanke ſeiner Gefangenſchaft quälte ihn ſtärker als je. Des Nachts konnte er nicht ſchlafen. Ich fiel darauf ihm vorzuleſen, und das beſonders in einem recht ſchläfrigen Ton, dann

ſchlief er ein. Seine Hände und Füße waren immer blau und kalt, wie Eis. Wenn ich einmal glaubte es wagen zu können mich niederzulegen, ſo weckten ihn die Beklemmungen gleich wieder. Alles war ihm empfindlich. Eines Tages kam ein Virginier zu mir in die Stube, ſagte, daß er neugierig wäre, eine deutſche Frau zu ſehen, und beguckte mich von allen Seiten. Ich war ſo glücklich mich über ſo etwas zu beluſtigen; als ich ihm aber auf ſein Verlangen zu meinem Manne brachte, wurde dieſer durch die Vorſtellung, daß er durch ſeine Lage ſtets ausgeſetzt wäre, von den Einfällen jedes dieſer Menſchen abzuhängen, ſo bewegt, daß ihm die Thränen in die Augen kamen; ſo daß ich es ſehr bereuete, dieſe Unvorſichtigkeit begangen zu haben.

Wir machten dort die Bekanntſchaft der Familie des Generals Waſhington, wie auch der Madame Garel, einer ſehr liebenswürdigen Frau, und ihres Mannes. Sie war eine eifrige amerikaniſche Patriotin, aber vernünftig, und wir wurden große Freundinnen. Sie brachte meiſtens die Vormittage mit uns zu. Der Hauptmann Geismar ſpielte dann die Violine, und ich ſang italieniſche Arien, woran ſie großes Vergnügen fand. Eines Tages kam ein Landmann

dazu, dem wir ſchon viele gute Worte gegeben hatten, uns friſche Butter zu bringen. Da die Amerikaner meiſtens Muſikliebhaber ſind, ſo horchte er zu, und ſagte mir, als es aus war, ich ſollte doch noch einmal ſingen. Ich fragte ihn ſcherzend, was er mir dafür gäbe? denn ich thäte nichts umſonſt. Er erwiederte ſogleich, „2 Pfund Butter.“ Der Einfall beluſtigte mich, und ich fing an zu ſingen. „Noch einmal,“ ſagte er, wie ich fertig war, „aber etwas luſtiges.“ Endlich ſang ich ſo viel, daß er mir am andern Morgen 4 oder 5 Pf. friſche Butter brachte. Er hatte auch ſeine Frau mit, und bat mich, doch noch einmal zu ſingen. Ich gewann ihre Zuneigung, und es fehlte mir nun an nichts mehr. Das Beſte war, daß er im Ernſt glaubte, daß ich für mein Singen bezahlt ſeyn wollte, und ſehr verwundert war, als ich ihnen, da ſie weggingen, die Butter bezahlte.

Die Virginier ſind meiſtens träge, welches man ihrem heißen Klima zuſchreibt, aber bei der geringſten Veranlaſſung ſpringen und tanzen ſie doch den Augenblick; und wenn man ihnen einen Reel (einen engliſchen oder ſchottiſchen Nationaltanz) aufſpielt, ſo greifen gleich die Männer nach den Frauen, welche ſodann ſpringen, als wenn

ſie beſeſſen wären; ſobald ſie aber wieder auf ihre Stühle zurückgeführt ſind, ſitzen ſie von neuem da, wie die Klötze. Von den Sitten der Leute in dortiger Gegend machte man uns keine vortheilhafte Schilderung. Zum Beweis erzählte man uns, daß zwei Mädchen von ihrem Vater ſchwanger geworden, wovon man zwar geredet hätte, es wäre aber ungeſtraft geblieben. Ein anderer, der ſeine Schwiegertochter hübſcher gefunden, als ſeine Frau, hätte ſeinem Sohn einen Tauſch angeboten, in welchen dieſer auch gewilligt, doch unter der Bedingung, daß ihm jener mit der Mutter noch 2 Kühe und 2 Pferde gäbe, welches denn auch geſchehen, wornach von der ganzen Sache nicht weiter geſprochen worden wäre.

Die Gutsbeſitzer in Virginien haben viele Negerſklaven, und halten ſie ſchlecht. Viele laſſen ſie bis ins 15te und 16te Jahr nackend gehn, und das Zeug, welches ſie ihnen alsdann geben, iſt kaum des Tragens werth. Die Sklaven haben Aufſeher, welche ſie bei Tagesanbruch auf das Feld hinaus führen, wo ſie wie das Vieh arbeiten müſſen, oder ſie bekommen Schläge; und wenn ſie ganz ermüdet und von der Sonne verbrannt nach Hauſe kommen, ſo giebt man ihnen

von einem indiſchen Mehl, Homani genannt, um ſich ein Gebacknes daraus zu machen. Oft aber ſind ſie zu ermüdet, und ſchlafen lieber ein paar Stunden, da ſie dann wieder zur Arbeit müſſen. Sie ſehen es als ein Unglück an, Kinder zu bekommen, weil dieſe wieder Sklaven, und folglich elende Menſchen werden. Da ſie nicht die Zeit haben, das wenige Land, das ihnen gegeben iſt, zu beſtellen, ſo haben ſie nichts, und ſammeln ſich nur durch den Verkauf von Geflügel etwas Geld, wovon ſie ſich kleiden. Doch giebt es auch gute Herren, welches man gleich merken kann, wenn die Sklaven gut gekleidet ſind, und gut wohnen. Alsdann ſind auch die Neger gute Dienſtboten, und ihrem Herrn ſehr treu und zugethan. Daß böſe Herren übelgeſinnte Sklaven haben, iſt nicht zu verwundern. — Während unſers Aufenthalts in dieſem Bade erhielt mein Mann eine Nachricht, die uns viel Vergnügen machte, nämlich daß er, General Phillips, und ihre Adjudanten Erlaubniß hätten, nach New-York zu gehn, um dort ausgewechſelt zu werden. Mein Mann ging daher nach Colle zurück, um Anordnungen zu machen, wie es während ſeiner Abweſenheit bei den Truppen gehalten werden ſollte, deren Commando er dem Obriſten Specht

übergab, und Vorkehrungen wegen des Verkaufs der uns nun überflüſſigen Sachen, beſonders unſeres neuen Hauſes, welches wir noch nicht einmahl bewohnt hatten, in welchem Fall wir uns noch verſchiedene Mahl nachher befunden haben. Oefters waren wir ſchlecht, wenn wir an einen Ort hinkamen, und kaum hatten wir uns mit Mühe daſelbſt eingerichtet, ſo bekamen wir faſt immer den Befehl, wieder abzureiſen, welches mich oft betrübte. Diesmahl aber war eine allgemeine Freude. Ich reiſte im Monat Auguſt 1779 von dieſem Bade ab, um zu York-Town in Penſylvanien wieder mit meinem Mann zuſammenzutreffen. Madame Garel, die artige Frau, deren ich vorhin erwähnt, hatte mich gebeten, ſie auf ihrem Gute in der Provinz Maryland zu beſuchen, im Fall wir in der Nähe deſſelben vorbeikommen ſollten: ich entſchloß mich, es jetzt zu thun. Der Capitän Freeman, einer der engliſchen Adjudanten meines Mannes, blieb bei uns. Capitän Etmonſton war durch die Verwendung ſeines Vaters ausgewechſelt worden. Er war meinem Manne ſo ergeben, und es machte ihm ſo viel Kummer, denſelben zu verlaſſen, daß dieſer ihm noch zureden mußte, nach England zurückzugehn. Seine Abreiſe ging uns allen nahe,

beſonders da er uns ſagte: Ich bin gewiß, daß ich Sie nie wiederſehn werde. —

Auf unſerer Reiſe nach dem Gute der Madame Garel ſahe Capitän Freemann eine ſchwarze Schlange, (deren Art aber nicht gefährlich ſeyn ſoll) einen Froſch kauen und herunter ſchlucken. Er ſagte ſcherzend: ich erkläre mich zum Ritter des Froſches, zog ſeinen Degen, ſpaltete die Schlange; und ſiehe da kam der Froſch ganz lebendig aus ihrem Leibe heraus, welches uns alle verwunderte. Ehe wir ankamen, ward ich mit dem Wagen umgeworfen, aber ohne den mindeſten Schaden. Ich hatte Madame Garel von meiner Ankunft benachrichtigt, und ſie ſchickte mir einen Menſchen zu Pferde entgegen. Nachdem ich durch ein ſehr hübſches Dorf gekommen war, welches lauter Neger bewohnten, von welchen jeder ſeinen Garten hatte, und ein jeglicher ein Handwerk verſtand, gelangten wir durch einen großen Hof zu einem ſehr ſchönen Hauſe, wo uns die ganze Familie mit Freuden empfing. Es beſtand ſelbige aus dem alten 84jährigen Schwiegervater, einem Greiſe von der beſten Geſundheit, von allerliebſter munterer Laune und äußerſter Reinlichkeit, auf deſſen ehrwürdigem Geſichte man die glücklichſte Zufriedenheit eingeprägt ſahe; ferner

aus vier allerliebſten Enkelkindern deſſelben, und deren guten lieben Mutter, unſerer liebenswürdigen Wirthinn. Wir wurden auf Silber bedient, zwar ohne Pracht, aber mit Geſchmack bewirthet, und es fehlte an nichts. Sie ſagten mir, daß, da ſie hofften, daß ich lange bei ihnen bleiben würde, ſie mich ſo empfangen hätten, als wenn ich mit zur Familie gehörte.

Der Garten war prächtig, und den folgenden Tag fuhren ſie mit uns aus, um uns ihren Weinberg zu zeigen, der herrlich und ſehr geſchmackvoll war, und unſere Erwartung übertraf. Zuerſt kamen wir durch einen groſʒen Obſtgarten; dann erſtiegen wir den Weinberg auf einem ſich ſchlängelnden Gang, der bis oben herauffuhrte. Es wechſelte immer ein Weinſtock mit einer Stockroſe und mit Amaranthen ab. Dieſes gab von beiden Seiten und oben vom Berge herunter einen herrlichen Anblick, dergleichen ich an Schönheit in dem ganzen Theil von Amerika, den ich geſehen, nicht gefunden habe. Der Madame Garel ihr Mann war auf Reiſen geweſen, und hatte in England und Frankreich Ideen zu ſolchen Anlagen geſammelt. Im übrigen war er wenig liebenswürdig, ſondern vielmehr brûsque und geizig, und paßte ſich gar nicht für ſeine

Frau, die, ob ſie ſich gleich nichts davon merken laſſen wollte, doch nicht glücklich zu ſeyn ſchien. Ihr Schwiegervater hatte ſie ſehr lieb.

Nicht weit von dieſem Landgute lag eine Stadt, Nahmens Baltimore, die, wie man mir ſagte, ſehr hübſch ſeyn ſollte, auch ſollten verſchiedene liebenswürdige Familien dort wohnen. Wir bekamen einen Beſuch von einer vertrauten Freundinn unſerer Wirthinn, einer artigen und aufgeräumten Frau. Dieſe beiden Frauen kamen mir vor, wie Rouſſeau's Heloiſe und ihre Freundinn, und der alte Vater wie der Mann der Heloiſe. Madame Garel war voll zärtlichen Gefühls wie dieſe, und hätte, glaube ich, gerne einen St. Preux zum Manne gehabt. Wir arrangirten für ſie einen Tempel, mit Blumen ausgeſchmückt, der Freundſchaft und Dankbarkeit gewidmet, wozu der Capitän Freemann die Zeichnung machte. Sie ſchrieb mir einige Jahre nachher, daß die Familie noch immer die Blumen erneuerte. Die liebe artige Frau iſt nun todt, und ihre Familie, beſonders aber ihre Kinder, haben viel an ihr verloren. Wir blieben 8 oder 10 Tage da, und unſere Trennung war ſehr traurig. Man verſorgte uns auf lange Zeit mit den beſten Proviſionen, die wir inzwiſchen nicht

ſehr brauchten, indem uns die Royaliſten aus Freundſchaft, und die andern aus Gewohnheit gut empfingen, und uns hinlänglich mit allem verſorgten, was wir zu unſerm Unterhalt brauchten. In dieſem Lande würde man es für ein Verbrechen halten, einen Reiſenden nicht aufzunehmen.

Als wir nicht mehr weit nach dem Orte hatten, wo wir meinen Mann antreffen ſollten, überfiel uns in einem Walde ein ſtarkes Gewitter. Ein Baumſtamm brach und fiel zwiſchen den Kutſchbock und die Pferde. Da ſaßen wir feſt, und konnten nicht von der Stelle, und keiner von unſern Leuten war ſtark genug, den Baum auf die Seite zu ſchaffen. Unterdeſſen donnerte es in einem fort, das Gewitter ſchlug verſchiedenemahl rings um uns herum ein, und ein anderer ſtarker Baum drohte uns zu zerquetſchen. Ich drang nur immer darauf, uns aus der Klemme loszumachen; der Kutſcher aber, der den Kopf verloren hatte, verſicherte, es ſey unmöglich; endlich ſagte meine kleine Guſtchen, die damals acht Jahr alt war: So ſpannet doch nur die Pferde ab, und hinter den Wagen, um ihn zurückzuziehn! Da gings denn gleich; und einer fragte den andern,

warum ihnen das nicht gleich eingefallen wäre. So kamen wir denn endlich glücklich nach York-Town in Penſylvanien, wo wir meinen Mann fanden, der bei dem ſchweren Gewitter ſehr um uns beſorgt geweſen war. Wir fuhren durch herrliche Gegenden, und kamen unter andern durch eine ſehr gut angebaute, die von mähriſchen Brüdern bewohnt war. Ein Ort daſelbſt hieß das heilige Grab; ein anderer Bezirk das heilige Land, und der Ort darin, Betlehem. Wir fanden ein recht gutes Wirthshaus, wo wir diejenigen von uns erwarteten, die noch zurück waren. Ich hatte prächtige Vögel aus Virginien mitgebracht, das Männchen war ponceau mit einer noch dunkler rothen Tolle, ſo groß als ein Dohmpfaffe, und ſang herrlich. Das Weibchen grau mit einer rothen Bruſt, und auch einer Tolle. Sobald man ſie fängt, ſind ſie zahm, und freſſen einem aus der Hand. Der Vogel lebt lange, wenn man aber zwei Männchen in ein Zimmer hängt, ſo ſind ſie ſo aufeinander eiferſüchtig, daß eines bald crepiret. Ich ſahe auch blaue Vögel in Virginien von eben der Größe, die immer Willo! riefen, welches uns oft beluſtigte, weil der eine Adjudant meines Mannes ſo hieß. Einer von unſern Leuten hatte ein ganzes Neſt von die-

ſen rothen Vögeln gefunden, und ſie aufgezogen; und da er wußte, daß ich ſie ſehr liebte, trug er mir zwei Bauer voll von Colle auf dem Rücken nach. Sie ſtarben aber alle, noch ehe er ankam, welches uns ſehr leid that. Ich hatte auch eine Sammlung von ſehr ſchönen Schmetterlingen gemacht, und in einen Kaſten recht ſorgfältig eingepackt. Aber der Wagen, worauf ſie waren, warf um, und der Kaſten zerbrach. Dieſes geſchahe mir zweimahl, und benahm mir die Luſt, wieder eine Sammlung anzufangen.

Nachdem wir alle beiſammen und ausgeruhet waren, reiſten wir weiter, und kamen bei einer Familie an, die uns ſehr gut bewirthete, und ſich für royaliſtiſch ausgab. Sie hieß Vanhorn, erzeigte uns alles Gutes und bat uns, ſie dem engliſchen General Cornwallis zu empfehlen, welcher, wie auch General Clinton, Freunde des Generals Phillips waren, und unſere Zurückkunft aus Virginien bewirkt hatten.

Wir kamen nach einem ſehr hübſchen Ort, Nahmens Elizabeth-Town, Staaten-Eyland gegenüber, wo wir viel Royaliſten fanden, welche uns mit Freuden aufnahmen und bewirtheten. So nahe an New-York und der Auswechſelung meines Mannes gewiß, hielten wir uns

nun

nun am Ziele unſerer dermaligen nächſten Wünſche, und glaubten, als wir nun miteinander zu Mittage aßen, und gleich darauf nach Neu-York hinüberſchiffen wollten, noch denſelben Abend in Freiheit zu ſeyn. Aber auf einmal eröffnete ſich die Thür, und ein vom General Washington abgeſandter Officier trat herein und überreichte dem General Phillips ein Schreiben, mit der Ordre wieder zurückzugehn, weil der Congreß die Auswechslung nicht genehmigt habe. Dem General Phillips, welcher von Natur ſehr heftig war, funkelten die Augen vor Wuth; er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, und ſagte: „This is pleaſant! and we ſhou'd have expected it from this people, who are all rascals.“ (Allerliebſt! Dieſes konnten wir von dieſen Menſchen erwarten, die alle Schurken ſind.) Ich war wie verſteinert, und vermochte kein Wort zu ſagen. Er ergriff mich bei der Hand, und ſagte mir: Nun, meine Freundinn, laſſen Sie den Muth nicht ſinken, folgen Sie meinem Beiſpiel; ſehn Sie, ich bin gefaßt! — Ein jeder, antwortete ich ihm, zeigt ſeine Traurigkeit nach ſeiner Weiſe. Ich behalte meine im Herzen, und Sie äußern die ihrige mit Heftigkeit. Ich halte aber dafür, Sie thäten beſſer, dieſen Leuten

nicht ſo ihren Zorn ſehn zu laſſen, denn ſie ſpotten nur darüber; und es kann Ihnen noch obendrein Ungelegenheiten zuziehn. Er gab mir Recht, dankte mir, und verſicherte mich, daß er ſein Leiden, wie ich, mit Reſignation tragen werde, und bezeigte ſich auch von nun an ganz ruhig.

Ich war ſchwanger, und immer leidend, alſo griff mich die Reiſe ſehr an. Ich hatte gehofft nun in Ruhe und unter Leute zu kommen, von denen ich Pflege erwarten könnte; aber umſonſt! Nach einem einzigen Ruhetag, der uns vergönnt wurde, mußten wir wieder umkehren, und kehrten wieder bei den Vanhorns ein. Diesmahl fanden wir einen Neveu von Washington da, mit noch vielen amerikaniſchen Officieren, die während der 3 Tage die Geſinnungen dieſer Leute (die von denen waren, die den Mantel nach dem Winde hängen) ſo verändert hatten, daß wir nicht allein die Tochter dieſer vorgegebenen Royaliſten auf dem vertraulichſten Fuß mit dieſen Antiroyaliſten umgehen und ſie allerlei Freiheiten erlauben ſahen; ſondern auch, da ſie uns nun nicht mehr ſchonen zu dürfen glaubten, die ganze Nacht durch ſingen hörten: God ſave great Washington! God dam the King! (Gott

erhalte den großen Washington und verdamme den König.) Kaum konnte ich den andern Morgen bei unſerer Abreiſe meinen Unmuth darüber verbergen. Wir kehrten nun zurück nach Bethlehem, wo meinem Mann und dem General Phillips von den Amerikanern verſtattet wurde, ſo lange zu bleiben, bis die in Stocken gerathene Auswechslung vor ſich gehn würde, und da uns unſer voriger Wirth gut bewirthet hatte, ſo gaben wir uns alle bei ihm in die Koſt; und zwar waren wir 16 herrſchaftliche Perſonen und 4 Kammerleute. Die Bedienten bekamen ihr Koſtgeld; wir hatten ohngefähr 20 Pferde. Er wollte keinen Accord machen, und da wir alle nicht bei Gelde waren, ſo war es uns ſehr lieb, daß er ſo lange warten wollte, bis wir welches bekämen. Wir hielten ihn um deſto mehr für einen ehrlichen und billigen Mann, da er von der mähriſchen Brüder-Gemeinde, und das Wirthshaus das ſogenannte Gemeindelogis war. Wie groß war aber unſer Schrecken, als wir nach 6 Wochen, da uns endlich erlaubt wurde, nach New-York zu gehen, eine Rechnung von 32000 Dollars, (doch wohl zu verſtehen, in amerikaniſchem Papiergelde, welches ohngefähr die Summe von 400 Guineen in baarem Gelde

machte,) vorgelegt erhielten. Ohne einen Royaliſten, der eben durchkam, und für jeden Preis baares Geld einzuwechſeln ſuchte, wären wir in die größte Verlegenheit gekommen, und hätten gar nicht fort gekonnt. Durch ihn waren wir noch ſo glücklich, für einen Piaſter 80 Dollars Papiergeld zu bekommen.

Mein Mann litt während dieſer ganzen Zeit noch immer ſehr an Kopfſchmerzen, und konnte des Nachts keine Luft bekommen. Bei dieſer Gelegenheit gewöhnte er ſich an den Schnupftaback, gegen welchen er bis dahin die größte Abneigung gehabt hatte. Ich beredete ihn erſt zu einer Priſe. Er glaubte, daß ich ihn zum Beſten hätte, wie er aber einige Augenblicke darnach Linderung empfand, ſo vertauſchte er die Rauchpfeife gegen die Schnupftabacksdoſe. Unſere kleine Caroline war ſehr krank am Stickhuſten, und ich kam immer weiter in meiner Schwangerſchaft; alſo wünſchten wir alle ſehnlich, bald nach Neu-York zu kommen, um mehrerer Pflege und Bequemlichkeit und nöthiger Hülfe näher bei der Hand zu ſeyn.

Zu Bethlehem war, wie an jedem Brüder-Gemeinde-Ort, ein Brüder- und Schweſtern-Haus. In letzterem wurden herrliche Stickereien

und andere hübſche Handarbeiten gemacht, und wir kauften verſchiedenes daſelbſt. Ein Fräulein von Gersdorff, eine Deutſche, welche nachher nach Herrnhuth gekommen, hatte den Schweſtern alle dieſe Arbeiten gelehrt. Die Häuſer dieſer Gemeinde waren gut gebaut, und es waren Fabriken aller Art daſelbſt. Unter andern wurde daſelbſt Leder zubereitet, das ſo gut als das engliſche und um die Hälfte wohlfeiler war. Unſre Herren kauften viel davon. Es waren auch ſehr geſchickte Tiſchler, Stahlarbeiter und ſehr gute Schmiede da. Wir hätten ſehr gewünſcht, Philadelphia zu ſehn, das nur 12 bis 15 Meilen davon iſt, und wohin man lauter guten Weg haben ſoll. Da man es aber meinem Manne und den andern Herren nicht erlauben wollte, und ich gerne Freude und Leid mit meinem lieben Mann theilte; ſo gab ich es lieber auf. — Wir gingen in Bethlehem oft in die Kirche, und freuten uns des herrlichen Geſanges. Die Frau des Predigers ſtarb eben als wir da waren. Wir ſahen ſie bis zur Beerdigung an einen abgeſonderten mit Gittern verſehenen Ort ausgeſtellet; denn hier wird kein Todter im Hauſe behalten.

Endlich reiſten wir, Ende Monats November 1779, wieder von Betlehem ab. Mein Mann,

Genreal Phillips und ihre beiderſeitigen Adjudanten wurden zwar nicht ausgewechſelt, aber ſie bekamen die Erlaubniß, auf Parole nach New-York zu gehn. Ich wollte nicht wieder bei den Vanhorns einſprechen, weil ich die doppelzüngigen Menſchen ſo ſehr verachtete; aber wir hatten die Fatalität, daß unſer Wagen faſt vor ihrer Thüre brach; ſo daß ich doch genöthigt ward, bei ihnen ſo lange zu verweilen bis dem Schaden abgeholfen war; aber ich blieb nicht die Nacht über, und da ſie noch einmahl davon anfingen, daß wir ſie empfehlen ſollten, und uns ihrer Ergebenheit gegen den König verſicherten, in deſſen Dienſt der Mann Obriſt geweſen war; ſo antwortete ich dieſem ganz trocken: daß ich glaube, er bedürfe unſerer Empfehlung nicht; welches er nehmen konnte wie er wollte. Wir kamen auch abermahls durch Eliſabeth-Town, wo wir wiederum gut aufgenommen wurden, ſchifften uns auf dem Hudſonsfluß ein, und langten des Abends ſehr ſpät in New-York an, wo mein Mann, der vorausgereiſet war, ſchon vor mir angekommen war. Ein Soldat, den man uns am Thore mitgab uns zurecht zu weiſen, führte uns vor ein ſehr großes und ſchönes Haus, wo wir alles zu unſerm Empfange bereit fanden, und noch obendrein ein gu-

tes Abendeſſen. — Ich war zu ſehr mit dem zu Bette bringen meiner Kinder beſchäftigt, und ſelbſt zu müde, um mich erſt zu erkundigen wo ich ſey; und dachte es wäre ein Wirthshaus. Mein Mann, der beim General Cornwallis zu Abend gegeſſen hatte, kam ſpät nach Hauſe. Den andern Morgen kam man mich zu fragen, was ich zu eſſen befähle? und wie viel Fremden ich täglich an meinem Tiſch haben wollte? — Ich antwortete, daß, da mein Mann nicht zu Hauſe äße, ſo bäte ich mir nicht mehr als drei Schüſſeln zu geben, und für 6 Perſonen; nämlich für mich, meine Kinder, meine Frauensleute und für den Paſtor Mylius, den Feldprediger von meines Mannes Regiment, den wir bei uns hatten, und der meinen Kindern in allem Nöthigen Unterricht gab. Er war ein Mann von Frömmigkeit und vortrefflichem Charakter, und dabei ſehr guter Laune, den die Kinder und wir alle ſehr lieb hatten. Man ſagte mir, daß der Befehl gegeben worden, mir alle Tage 6 große und 4 kleine Schüſſeln anzurichten. Immer noch in der Meinung, daß ich mich in einem Gaſthofe befände, verbat ich ſehr dieſen Ueberfluß, weil ich mich vor der Rechnung fürchtete. Da erfuhr ich aber, daß ich bei dem Gouverneur, General

Thryon wohnte, der verboten hatte, mir zu ſagen, wo man mich hinbrächte, aus Beſorgniß, daß ich ſein Haus nicht annehmen würde. Dieſer edeldenkende Mann war noch dazu, um allem Dank auszuweichen, nach Long-Island hinübergegangen, wo er ein Interims-Commando hatte. — Man kam allen meinen Wünſchen zuvor, und ich war nur immer beſorgt, ſo viele Güte zu mißbrauchen. Ich bekam auch einen Beſuch vom General Patterſon, Commandanten der Stadt, der mir ſagte, daß man noch mit der Einrichtung des Hauſes beſchäftigt wäre, welches wir zu unſerer eigentlichen Wohnung bekommen ſollten. Auch Lord Cornwallis und General Clinton kamen mich zu beſuchen. Erſterer ging bald darnach auf eine Expedition; letzterer bot mir ein Landhaus an, worüber er disponiren konnte, um meinen Kindern daſelbſt die Blattern inoculiren zu laſſen, welches in der Stadt zu thun gefährlich geweſen ſeyn würde, da eben dieſe Krankheit daſelbſt ſehr graſſirte. Ich nahm ſein Anerbieten mit Vergnügen an, und wir machten alle nöthigen Vorbereitungen um dorthin zu ziehen. Ich gab unſerm Koch 10 Guineen um allerhand Vorräthe dazu einzukaufen. Als er ſehr bald wiederkam, und mehr Geld forderte, ſo erfuhr ich

zu meinem Schrecken, daß dieſes nur kaum für zwei Tage reichte; ſo theuer war dort alles, ſogar die gemeinſten Dinge. — Zum Beiſpiel: 1 Pfund Fleiſch, nach unſerm Gelde gerechnet, koſtete 12 Groſchen. — 1 Pf. Butter 18 Gr. — Ein Puter 4 Rthlr. — Ein Huhn 20 Gr. — Ein Ei 4 Gr. — Ein Quart Milch 6 Gr. — Ein Himten Kartoffeln 2 Rthlr. — Ein halber Himten Rüben 2 Gulden. — Zehn Auſtern 8 Gr. und 6 Zwiebeln 1 Rthlr. Was war aber dabei zu thun, als mich wieder in Geduld faſſen! —

Eines Tages meldet man mir einen General; ich nehme ihn an, und er frägt mich unter andern, ob ich mit meinem Logis zufrieden ſey. Mein Herz war zu voll von Dankbarkeit für alles mir erwieſene Gute, als daß ich mich nicht weitläufig darüber ausgelaſſen hätte; und ich äuſſerte zuletzt den Wunſch, meinen edlen und mit ſo vieler Delicateſſe verfahrenden Wohlthäter kennen zu lernen. Er lächelte, und indem tritt mein Mann herein, und ſagt mir: — das iſt der Mann, der uns ſo viel Güte erweiſet! — Ich war ſo froh, ihn zu ſehn, daß ich nicht Worte finden konnte, meine Empfindungen auszudrücken, worüber der Mann ſehr gerührt war;

ich habe unverändert von ihm die größten Beweiſe ſeiner Freundſchaft erhalten. —

Das Landhaus des Generals Clinton, wo wir hingingen, war eine Stunde von der Stadt. Das Gut war hübſch, ſo wie das Haus ſelbſt; nur daß dieſes letztere mehr für den Sommer eingerichtet war, und wir alſo, da wir im Monat December hinkamen, ſehr von der Kälte litten. Die Inoculation ging jedoch ganz gut von ſtatten. Wie ſie vollendet war, und wir nunmehr keine Pockenanſteckung mehr zu befürchten hatten, ſo ſchickten wir uns zur Rückkehr nach der Stadt an, und ſandten unſern Koch und unſere übrigen Leute voraus, um zu unſerer Ankunft, welche den folgenden Tag ſeyn ſollte, alles einzurichten. Aber die Nacht hatten wir einen ſo entſetzlichen Sturm, daß wir glaubten, das ganze Haus würde einſtürzen, wie denn auch wirklich eine ganze Balluſtrade mit einem gräulichen Gepraſſel herabfiel; und als wir den andern Morgen aufſtanden, ſahen wir, daß es uns, wegen eines 4 bis 5 Fuß hoch liegenden Schnees, der die Nacht gefallen war, und den der Sturm an einigen Orten bis 8 Fuß tief zuſammengewehet hatte, ganz unmöglich ſeyn würde, ohne Schlitten fortzukommen. Ich ſuchte alſo alles was ich nur

auftreiben konnte, zu unſerm Mittagseſſen zuſammen. Ein altes Huhn, das vergeſſen worden war, diente uns zur Suppe, und einige Erdtoffeln, ſo der Gärtner uns überließ, machten mit geſalzenem Fleiſch, welches noch von den Vorräthen übrig geblieben, für mehr als 14 Perſonen, die wir noch da waren, das ganze übrige Mittagseſſen aus.

Wie ich Nachmittags voller Kummer am Fenſter ſtand, und nachdachte wie wir noch fortkommen würden, ſahe ich unſern Koch angeritten kommen. Voller Freuden drehe ich mich um, der übrigen Geſellſchaft dieſes anzukündigen; wie ich wieder herausſehe, iſt vom Koch nichts mehr zu ſehn noch zu hören. Voller Schrecken, über ſein Verſchwinden, laufen die Herren gleich hinaus, und finden ihn mit ſammt ſeinem Pferde ganz im Schnee verſunken, wo er ohne ihre Hülfe nicht herausgekommen, und vielleicht gar umgekommen wäre. Unſere Leute waren unruhig geworden, daß wir nicht ankamen; und da ſie wußten, daß es uns an allem fehlte, ſo brachte uns der Koch einige Lebensmittel, die unſer Abendeſſen ausmachten; es war unmöglich im Wagen nach der Stadt zu kommen.

Am Morgen des andern Tages brachte uns der Capitän Willoe zwei große Schlitten, in die wir uns ſetzten, wobei ich nicht ohne Beſorgniß wegen der Kinder war, denen die Pocken noch nicht ganz abgetrocknet waren, indem wir eine erſchreckliche Kälte hatten. Es that ihnen aber gar nichts. — Während der Inoculation hatte Caroline ihren Stickhuſten verloren; er fand ſich aber gleich nachher wieder ein, und währte noch ein ganzes Jahr. —

Bei unſerer Zurückkunft nach New-York fand ich zu meiner großen Verwunderung unſere neue Wohnung ganz mit Mahagoni-Meubeln verſehen. Ich erſchrak über die Unkoſten die das verurſachen würde; Capitän Willoe berichtete mir aber, daß alles auf Koſten des Gouverneurs angeſchafft worden wäre; und der Commandant General Patterſon ſich glücklich geſchätzt hätte, dadurch das Zutrauen zu erfüllen, welches ich in die engliſche Nation geſetzt habe. Ich hatte ihm nämlich, als er mit mir von der Einrichtung unſers Hauſes ſprach, verſichert, daß ich mich hierin ganz auf die Engländer verließe, von denen mir bisher lauter Güte und Höflichkeit erwieſen worden, und das feſte Zutrauen zu denſelben hätte, daß, da ſie

uns hätten kommen laſſen, ſie auch ſtets gut gegen uns ſeyn würden.

Man überhäufte uns mit Ehren- und Freundſchaftsbezeigungen, welches wir großentheils dem General Phillips zu verdanken hatten, der dort ſehr beliebt, und ſo ſehr unſer Freund war, daß er erklärt hatte, daß das, was man für uns thun würde, ihm mehr ſchmeicheln würde, als wenn man es ihm ſelbſt thäte. Auch habe ich das Glück gehabt, in der Folge daſelbſt viele Freunde zu bekommen.

Als das Geburtsfeſt der Königinn von England herannahete, (welches zwar eigentlich auf den Sommer fällt, jedoch aber im Winter gefeiert wird, um, da des Königs Geburtstag auch im Sommer iſt, den Kaufleuten mehr Verdienſt zu verſchaffen; indem jeder an dieſen Tagen in einem ganz neuen Galla-Kleide bei Hofe erſcheint;) ſo wollte man, wie gewöhnlich, dieſen Tag durch eine große Fete feyern; und da man mir, theils dem General Phillips zu gefallen, der es wünſchte, theils auch um mir meine vielen erlittenen Leiden vergeſſen zu machen, gerne eine Ehre erzeigen wollte; ſo wollte man, daß ich die Königinn des Balls ſeyn ſollte. Um dieſes bewerkſtelligen zu können, beredete man die Gemahlin des Ad-

judanten des Generals Cornwallis, der man als Myladi den Rang über mich hätte geben müſſen, zu Hauſe zu bleiben, weil ſie ihrer Niederkunft nahe war. Als nun der große Tag da war, ſo verſammelten ſich alle Damen bei dem General Thryon, wo ich mit allem Pomp empfangen wurde. Der General ſtellte mich allen Damen vor, worunter einige waren, die mich wegen der Ehre, die man mir erwies, ſcheel anſahen. Ich erklärte aber gleich, daß ich dieſe Diſtinktion nur für dieſen Tag annähme, da man mir die Ehre hätte erweiſen wollen, mich die Königinn repräſentiren zu laſſen, und daß ich künftig einer jeden Dame, die älter wäre als ich, im Range nachſtehn würde. — Da es nun viele darunter gab, die älter waren, und manchen meine Erklärung ſchmeichelte, ſo erheiterten ſich bald die Geſichter, und ich war bald auf einem guten Fuß mit ihnen.

Um 6 Uhr mußte ich mich mit den Generalen Thryon und Patterſon in den Wagen ſetzen um nach dem Ball zu fahren, wo wir mit Pauken und Trompeten empfangen wurden.

Ich wollte, da ich hoch ſchwanger war, nicht tanzen, mußte mich aber, doch bequemen, den Ball, mit einem der Generale, durch eine Ehren-Menuett zu eröffnen. Sowohl meine Umſtände

als meine Schüchternheit verurſachten, daß, wie ich ſelbſt empfand, ich mich nichts weniger als gut dabei nahm; um mir aber Muth zu machen, fand man, daß es ſo gut ging, daß ich noch einmahl, und endlich ſogar engliſche Tänze tanzen mußte. —

Beim Abendeſſen mußte ich, da ich die Königinn vorſtellte, unter einem Thronhimmel ſitzen und den erſten Toaſt (Geſundheit) ausbringen. Ich war zwar über alle Freundſchaft, die man mir erwies, ſehr gerührt, dabei aber äußerſt ermüdet; dennoch wollte ich gern, um meine Dankbarkeit zu bezeigen, ſo lange als möglich aushalten, und blieb bis um 2 Uhr Morgens. — So wurde ich nicht allein dieſen Tag, ſondern die ganze Zeit unſers dortigen Aufenthalts, mit Güte überhäuft, und brachte den Reſt des Winters ſehr angenehm zu, nur daß wir viel von der Kälte auszuſtehn hatten; da der Commiſſär nicht Holz genug hatte hauen laſſen, weil er, um die Koſten zu erübrigen, dieſe Arbeit von ſeinen Negerſclaven hatte wollen verrichten laſſen. Nun war der Winter früher als gewöhnlich gekommen, und man konnte, da der Fluß halb zugefroren war, weder auf Kähnen noch auf Schlitten Holz angefahren bekommen, ſo daß die Garniſon Man-

gel an Feuerung litt. — Wir bekamen wohl unſere Zettel, was half's aber, denn es war kein Holz da, und wir mußten oft für den Sonnabend und Sonntag bei dem General Thryon Holz borgen, welches wir dann den Montag, wenn wir welches bekamen, wieder erſtatteten. Die Kälte war ſo grimmig, daß ich öfters die Kinder ſich zu Bette legen ließ, um ſich zu erwärmen, und das Holz oft nicht für Geld zu haben, und wenn etwas zu kaufen war, ſo kam die Klafter bis auf 10 Pf. zu ſtehen. Ich habe ſelbſt eine Klobe mit 1 Piaſter bezahlen ſehn, welches ſo viel als ein Laubthaler bei uns iſt; die Armen brannten daher Speck, um ſich die Hände zu wärmen und dabei zu kochen.

Eines Tages war ich bei der Mylady, der Gemahlinn des Adjudanten des Generals Cornwallis, die niedergekommen war, und klagte bitterlich über dieſe Holznoth; worauf ſie mir verſprach, Kohlen zu ſchicken, die ich ihr nach meiner Bequemlichkeit wiedergeben könnte. Ich bezeigte ſolche Freude darüber, daß ein eben auch bei der Mylady befindlicher Major, Nahmens Browns, der beim Commiſſariate war und mich ſchon vorher mit ſehr vieler Theilnehmung über unſere Holzverlegenheit befragt hatte, ganz gerührt fortging. —

Den

Den andern Tag ſahe ich als ich eben zum Fenſter hinauskuckte, vier Wagen voll großer abgehauener Bäume, wovon jeder Wagen wohl an 2 Klafter Holz enthielt, in der Straße ſtille halten. Ich ging in die Stube wo der Paſtor Mylius mit den Kindern vor dem Kamin ſaß, in welchem eben die letzte Klobe Holz brannte, und ſagte ihm: Nie bin ich neidiſch geweſen, aber jetzt möchte mich die Noth und der Kummer, die armen Kinder ſo leiden zu ſehn, dazu bringen; denn da bekömmt einer juſt neben uns vier Wagen voll Holz. Wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich nur einen davon hätte! — Kaum hatte ich's ausgeſprochen, ſo bringt mir ein Bedienter ein Compliment vom Major Browns, daß er uns dieſes Holz ſchickte und uns erſuchen ließ, wenn es uns wiederum daran fehlen ſollte, nur zu ihm zu ſchicken. Man denke ſich meine Freude und meine Begierde dieſem unſerm Schutzengel zu danken. Ich hatte kaum ſein Geſicht ſehn können, da die Wochenſtube der Mylady finſter war. Eines Tages war ich auf einem Ball, wo er auch ſeyn ſollte. Man hatte mir ihn als einen Mann mit einer ſehr ausgezeichneten Stumpfnaſe beſchrieben; nach einer ſolchen ſahe ich mich alſo ſehr um, mußte aber lange

ſuchen, weil der brave Mann mir immer ausſwich, damit ich ihm nicht danken ſollte. Endlich fand ich ihn aber doch, und dankte ihm recht herzlich. Er ſagte mir, daß er bis dahin nichts von unſerer Verlegenheit gewußt, als er ſie aber aus meiner Erzählung erfahren, ſo hätte er die ganze Nacht vor Ungeduld nicht ruhig ſchlafen können, ob auch ſeine deshalb gemachten Verfügungen geſchwind genug ausgeführt werden mögten. Er hatte nämlich Befehl gegeben, daß man Bäume aus der großen Allee vor der Stadt hauen ſollte; denn wenn man ihm auch hätte einwenden wollen, daß es ſchade wäre, ſo hätte er es doch für beſſer gehalten, einige Bäume zu entbehren, als die Familie eines Generals, der mit ſo vielem Eifer gedienet, Mangel leiden zu laſſen; und wir ſollten uns nur in allen Stücken, wo es uns an etwas fehlen würde, was vom Commiſſariate abhinge, an ihn addreſſiren. Dieſe Bekanntſchaft war uns von großem Nutzen. Mein Mann bekam viel Lebensmittel geliefert; Weitzenmehl, das wir theils zu Brodte, theils zur Küche brauchten, und geſalzenes Fleiſch, welches uns aber ganz unnütz war, weil wir mehr bekamen als wir verzehren konnten, und es oft ungenießbar war, ſo daß ich es verſchenkte um es

nur los zu werden, beſonders da unſere Leute auch dergleichen geliefert erhielten. Nun rieth uns der Major daſſelbe, wie es die andern Generale auch machten, gegen Kiſten voll Talglichter und Lichte, von Sperma-ceti (Wallrath) welche beſſer brennen und ſchöner ſind als Wachslichter, und Butter zu vertauſchen; welches ſie gerne thaten, da ſie die Soldaten mit Fleiſch verſorgen mußten, und wobei wir viel erſparten. Es fehlte uns nun nicht mehr an Holz, denn man ſchlug alte unbrauchbare Schiffe auseinander um uns mit Holz zu verſehen, und wir bekamen ſeit der Zeit wöchentlich 2 Klafter Holz. —

Einige Zeit vor meiner Niederkunft hatte ich einen großen Schrecken. Einer unſerer Leute brachte mir etwas, und ich bemerkte, daß er die Augen ganz verdrehet hatte und kaum ſprechen konnte. Ich erſchrak und wollte fortlaufen; er aber läuft mir vor, fällt, ſchlägt im Fallen die Thüre zu, und bekömmt darauf das ſchwere Gebrechen. Da er nun ſo vor der Thüre lag, und ich nicht hinaus konnte, ſo fange ich an zu rufen und zu ſchreien; man will herein, aber das Schloß war übergeſprungen, und die Thüre muß erbrochen, und dann der arme Menſch erſt etwas auf die Seite geſchoben werden, um nur

Platz zu bekommen; und endlich mußte ich gar über ihn hinwegſteigen um hinauszukommen, indem er fürchterlich die Zähne knirſchte und um ſich ſchlug. — Ich war aber ſeit geraumer Zeit an ſo viel traurige und ſchreckliche Anblicke gewöhnt, daß mir dieſer glücklicherweiſe in meinen Umſtänden keinen Schaden that. —

Zu Anfang des Monats März 1780 kam ein alter Bekannter von uns nach New-York, der heſſiſche General Loos, der mich noch in meiner Jugend gekannt hatte. „Ei, ſagte er, wie er mich von oben bis unten betrachtet hatte, wo iſt die ſchlanke Taille, der ſchöne Teint, und die hübſche weiße Hand geblieben? das iſt fort, dagegen aber haben Sie viel Länder geſehn, und wenn Sie wieder nach Hauſe kommen, wird man ſich dies und jenes von Ihnen erzählen laſſen; und einen Augenblick darnach wird Ihre Erzählung den Damen, die Sie erſt darnach gefragt, vielleicht aus Neid Langeweile machen; ſie werden mit ihren Fächern ſpielen und ſagen: Die Frau weiß von nichts als von Amerika zu ſprechen". — Da ich ihn ſchon dafür kannte, daß es ſehr ſeine Sache war einem Wahrheiten im Spaß zu ſagen; ſo erwiederte ich, daß ich ihm für die Warnung dankte, und mich nun vor

der Schwachheit hüten würde, immer von dieſer Reiſe zu ſprechen, in welchen Fehler ich ſonſt leicht hätte fallen können. Dagegen riethe ich ihm meinerſeits, ſich auch davor zu hüten, mit andern Frauen ſo über die Vergänglichkeit ihrer Reize zu ſprechen, als er mit mir gethan, indem er manche finden möchte, die es nicht ſo gerne hören würden.

Den Tag darauf, welches der 7te März war, kam ich mit einer Tochter nieder. Mein Mann wünſchte ſehr einen Sohn, aber die Kleine war ſo hübſch, daß wir uns tröſteten, daß es kein Junge war. Dieſem hatten wir den Nahmen Amerikus beſtimmt gehabt, welcher nun für die Kleine in Amerika umgeändert ward. Mit der Taufe gings ſo eilig, weil General Phillips (welcher mit dem heſſiſchen General Knyphauſen und dem Oberſten Wurmb die einzigen Taufzeugen waren) auf eine kleine Expedition fort mußte, daß der Nahme Amerika darüber vergeſſen wurde, und im Kirchenbuche nachgetragen werden mußte. Denſelben Tag überfiel meine älteſte Tochter eine gefährliche Krankheit, die den Nahmen hat Aſthma infantile, und einige Tage darauf ward meine dritte Tochter auch ſehr krank, und ſo lag ich im Wochenbette zwiſchen zweien meiner Kin-

der die faſt ſterbend waren; wenn aber auch gleich mein Herz alles Leiden noch wie immer tief empfand, ſo war doch mein Körper nunmehr abgehärtet, und ich hielt alles gut aus, ob es gleich in den erſten Tagen meiner Wochen war. — Sechs Wochen hernach beredete mich mein Mann auf ein Diner zu gehn, welches General Tryon gab; dieſes war unter ihnen verabredet, denn während der Zeit ließ mein Mann das Kind von einem engliſchen Doktor inokuliren, weil die Pocken ſo ſehr in der Stadt graſſirten. Er hatte es deshalb ohne mein Wiſſen gethan, um mir die Angſt zu erſparen; und es wäre ihm auch geglückt, wenn ihn ſeine väterliche Unruhe nicht verrathen hätte. Denn er kam alle Augenblick nach dem Kinde zu ſehn, und ſagte bald: Ach wie blaß iſt ſie! oder: Sie iſt gewiß krank; ſo daß ich endlich über alle dieſe Fragen verwundert, ihm ſagte: er müſſe gewiß Urſachen haben ſo unruhig zu ſeyn, und fragte ob er ſie etwa hätte inokuliren laſſen? Zugleich ſtreife ich die Ermel zurück und ſehe wirklich zwei Punkte an jedem Arm. Ich muß bekennen, daß es mir im Augenblick eine ſtarke Alteration machte; doch billigte ich die gute Abſicht meines Mannes. Die Kleine wurde ſo ſchlecht, daß wir fürchteten

ſie zu verlieren. Mein armer Mann war darüber untröſtlich, weil er ſich als Urſache davon anklagte, und ich hatte genug zu thun ſeinen Muth zu erhalten. Gottlob aber es ging alles gut. Einem Lord, der es uns nachmachen wollte, gelang es nicht, ſondern er war ſo unglücklich ſein Kind zu verlieren.

Den ganzen Winter hindurch waren die Generale Phillips, Tryon und Patterſon unſere beſtändigen Freunde und Gäſte geweſen, und alle Woche gaben wir ein Männer=Diner. Das war alles was wir leiſten konnten, wegen der ungeheuren Theurung die in der Stadt war. — Am Ende des Winters reiſte General Tryon nach England, und ſchickte mir vor ſeiner Abreiſe, ohne mein Wiſſen, prächtige Meublen, Teppiche und Gardinen und eine ſeidene Tapete für ein ganzes Zimmer, in's Haus. Nie werde ich die vielen Beweiſe der Freundſchaft vergeſſen, die ich faſt von einem jeden dieſer vortrefflichen Nation erhalten habe, und ſtets wird es mir ein Vergnügen ſeyn, Engländern nützlich ſeyn zu können, da ich an mir ſelbſt ſo ſehr erfahren, wie wohl es einem thut, in der Fremde gut aufgenommen zu werden.

Zu dieſer Zeit fing unſere Verbindung mit unſerm vortrefflichen Freund, dem General Clinton an, welcher General en Chef der engliſchen Armeen in den ſüdlichen Provinzen von Nordamerika war. So wie mit jedem Engländer, hielt es erſt ſchwer, mit ihm in genauere Bekanntſchaft zu kommen. Sein erſter Beſuch bei uns war en Ceremonie, als General en Chef mit ſeinem ganzen Gefolge. Da ſein Umgang und ſeine Unterhaltung angenehm war, ſo ſagte ich ſeinem Freunde, dem General Phillips, daß ich bedauerte, daß er uns mit ſo viel Ceremonie begegnete, und ein freundſchaftlicher Umgang unſern Gefühlen angemeſſener ſeyn würde. Hernachmahls bot er uns ſein Landhaus an, um den Sommer da zuzubringen; welches wir mit vielem Vergnügen annahmen. Es war herrlich. Die ſchönſte Lage, Obſtgärten und Wieſen; der Hudſonsfluß floß unten am Hauſe vorbej. Alles war daſelbſt zu unſerm Befehl: Früchte vom feinſten Geſchmack, die wir nicht alle aufeſſen konnten. Unſere Leute aßen Pfirſichen in Ueberfluß, und unſere Pferde, die unter Obſtbäumen weideten, fraßen ſogar von den Bäumen, und verſchmäheten das Obſt ſo abgefallen war und unten lag; welches wir dann

alle Abende aufleſen ließen und Schweine damit mäſteten. Es wird unglaublich ſcheinen, daß wir ganzer 6 Schweine bloß damit fett machten, deren Fleiſch davon trefflich wurde, nur war das Fett etwas weich. — Die Pfirſich- und Aprikoſenbäume werden dort wie andere, und niemals an Spalieren gezogen, und haben dicke Stämme wie andere ganz gewöhnliche Bäume.

Nicht weit von uns war the Hell-Gates (die Höllenpforten), eine gefährliche Brandung für die Schiffe die dort auf dem Fluſſe fuhren. Wir ſahen oft Schiffe in Gefahr, aber nur ein einziges ſcheiterte und wurde zertrümmert, während wir daſelbſt waren. —

General Clinton kam oft uns daſelbſt zu beſuchen, aber im Jagdkleide, und nur von einem einzigen Adjudanten begleitet, und ſagte uns: Ich weiß, Sie ſehn mich lieber als Freund, und da ich eben ſo denke, ſo ſollen Sie mich ſtets als einen ſolchen ſehn. — Das letzte Mal, da er zu uns kam, hatte er den unglücklichen, ſo bekannt gewordenen Major Andre bei ſich, der den Tag darauf auf die fatale Expedition ging, wo er von den Amerikanern gefangen und hernach als Spion gehängt wurde. Es war ſehr traurig, daß dieſer vortreffliche junge Mann das

Opfer ſeines Dienſteifers und ſeines guten Herzens wurde, aus welchem er ſich einem ſolchen mißlichen Auftrage, anſtatt eines andern zu ältlichen und kenntlichen Officiers, unterzog, an dem eigentlich die Reihe dazu war, und den er dadurch von der Lebensgefahr, welcher derſelbe aus dem Grunde mehr ausgeſetzt war, retten wollte.

Wir brachten unſere Zeit auf die angenehmſte Art zu; unſere Ruhe ward aber durch die böſen Fieber unterbrochen, die in New-York graſſirten, wovon in unſerer Familie allein 20 befallen wurden, und 8 in Gefahr kamen; unter dieſen Achten war mein Mann und meine Tochter Guſtchen. Man ſtelle ſich dabei meinen Kummer und meine Beſorgniſſe vor! Tag und Nacht that ich nichts als meine Pflege unter meinen Mann und meine Tochter zu theilen. Erſterer war ſo ſchlecht, daß wir oft glaubten, daß er den Tag nicht überleben würde, und Guſtchen hatte ſolche heftige Fieberzufälle, daß ſie mich, wenn ſie den Fieberfroſt bekam, bat, mich auf ſie zu legen; da ſie mich dann, ob ſie gleich nur neun Jahr alt war, mit ſammt ihrem Bette, ganz durchſchüttelte. In ſolchem Froſt geſchah es gewöhnlich, daß der Fieberkranke ſtarb, und alle Tage kam

man, mir zu erzählen, daß wiederum 50 bis 60 Perſonen begraben worden wären, welches mir freilich den Muth nicht heben konnte. Auch die Hitze in dieſen Fiebern war ſo erſchrecklich, daß der Puls in einer Minute 135 Mal ſchlug. Alle unſere Leute waren krank, mithin war ich genöthigt alles zu thun. Ich ſäugte meine kleine Amerika, und hatte weder Zeit noch Luſt, wegen der Pflege meiner Kranken, mich anders zu Bette zu legen als während ich ihr die Bruſt gab. Dann legte ich mich auf's Bette und ſchlief dabei ein. Des Nachts war ich oft beſchäftigt für meine Kranken Limonade, von Wermuthſalz mit Citronenſaft und Zucker mit Waſſer vermiſcht, zu machen; wobei ich in Zeit von 14 Tagen zwei Kiſten voll Citronen, jede von 500 Stück verbrauchte; denn alle bekamen davon.

Wir waren eines Tages in der ungeduldigſten Erwartung des Arztes von New-York. Mein Mann bekam einen ſo ſtarken Durchfall und ein ſo anhaltendes Erbrechen, und ward ſo ſchlecht, daß uns allen der Muth entfiel. Er ſchlief immer, und wenn ich ihm Sagowaſſer geben wollte, weil mir empfohlen war, ihn viel trinken zu laſſen, ſo bat er mich flehentlich, daß ich ihn doch in Ruhe ſterben laſſen ſollte; denn er könnte

es nicht mehr aushalten. In dieſem Augenblick kam der Arzt, und ich drang in ihn, mir aufrichtig zu ſagen, ob er noch einige Hoffnung hätte; er verſicherte mir: — Ja! — Auf dieſen tröſtlichen Ausſpruch ſprangen unſere drei älteſten Kinder, die wir gar nicht bemerkt hatten, weil ſie ſich vor Angſt, daß das Urtheil des Doktors ſchlimm ausfallen mögte, unter den Tiſch verſteckt und die Ohren zugehalten, als ſie die gute Nachricht auf meinem Geſichte laſen, plötzlich hervor, warfen ſich zu ſeinen Füßen und küßten ihm die Hände, welches jeden der es mit anſahe innigſt bewegte, und den Doktor, welcher ein ſehr gefühlvoller Mann war, bis zu Thränen rührte. Er war vorher ſchon ſehr pünktlich gekommen, aber nun verdoppelte er ſeine Bemühungen, und richtete es ſo ein, daß er alle Tage bei uns aß, um, da er ſo viele Patienten hatte, keine Zeit zu verlieren. Er empfahl mir ſehr den Trank von Sagopulver. Erſtlich blieb derſelbe drei Minuten, dann fünf, und endlich eine Viertelſtunde bei ihm, zuletzt gar eine halbe Stunde. Ich hatte immer die Uhr in der Hand, und war außer mir vor Freuden, die auch jedermann mit mir theilte. Der Paſtor Mylius und unſer treuer Jäger Rockel, die geſund geblieben waren,

wachten immer eine Nacht um die andere mit mir. Von 30 Perſonen, die wir waren, blieben nur 10 geſund; Koch, Küchenmagd, und ſo weiter, wurden alle krank, und konnten nur abwechſelnd an ihren guten Tagen Dienſte thun; und dabei hatten wir die entſetzlichſte Hitze. Es iſt zu verwundern was der Menſch ertragen kann, und was ich alles ertragen habe; aber ich war geſund, und mit einer glücklichen heitern Gemüthsart begabt, die mich jeden Augenblick des Troſtes mit Lebhaftigkeit, und der herzlichſten Freude empfinden ließ. Freilich, glaube ich, untergraben dergleichen Lebensepochen nach und nach die Geſundheit, jedoch macht mich dabei der Gedanke froh, daß ich habe nützlich ſeyn können, und daß ich ohne meine Bemühungen vielleicht die mir ſo lieben Gegenſtände nicht mehr haben würde, die mich jetzt ſo ſehr glücklich machen. —

Endlich ward wieder alles bei uns geſund, und nicht einer ſtarb, welches mir meine Bemühungen reichlich lohnte. Wir blieben den ganzen Sommer 1780 auf dieſem allerliebſten Landgute; zwei Miß Robinſons kamen unſere Einſamkeit zu theilen, und erheiterten unſere Geſellſchaft. Sie blieben bei uns bis 14 Tage vor unſerer Zurückkunft nach der Stadt, wo die Nachricht der

Ankunft neuer Moden, mit den Schiffen aus England, ſie alsdann wieder hinzog. Als wir wieder nach der Stadt kamen, ſo erkannte ich ſie kaum in der beſondern und wirklich lächerlichen Tracht, die eine ſehr hübſche aus England angekommene Frau ihnen, ſo wie den übrigen New-Yorker Damen, aufgeheftet hatte. —

Dieſe Dame war ſchwanger, und wollte noch nicht darnach ausſehn; hatte ihnen alſo weiß gemacht, daß man in England Schnürleiber trüge, die in der Mitte gebrochen wären, wodurch die Spitze in die Höhe kam; und Fiſchbeinröcke als Tonnenreifen, und ſehr kurze Röcke mit gebundenen Bändern; welches man ihr alles aufs Wort glaubte und nachtrug. —

Wir wurden bei unſerer Zurückkunft nach New-York aufs freundſchaftlichſte empfangen, und man wetteiferte, uns den Winter auf die angenehmſte Art zubringen zu laſſen. Mein Mann, General Phillips uud ihre beiderſeitigen Adjudanten wurden endlich im Herbſt 1770 ausgewechſelt, die übrigen bei Saratoga gefangenen Truppen aber nicht.

General Clinton, theils aus Freundſchaft gegen meinen Mann, theils auch aus Ergebenheit

gegen unſern jetzigen Herzog, wollte meinen Mann gern und auch mit Avantage in Thätigkeit ſetzen; er ernannte ihn alſo, nach dem Recht welches engliſche Generale en Chef bei ihrer unterhabenden Armee haben, zum Generallieutenant bei ſeiner Armee, und gab ihm noch dazu das damit verbundene engliſche Traktement; welches uns bei der Theurung, wobei wir kaum beſtehen konnten, ſehr zu ſtatten kam. Zugleich gab er ihm das Commando auf Long-Island, welche Inſel New-York gegenüber und nur durch eine Meerenge, die der Oſt-River genannt wird, davon getrennt iſt. Ich konnte ihm im Winter noch nicht gleich dahin folgen, da das Haus, in welchem er ſein Quartier hatte, für mich nicht bewohnbar war, weil nur wenige Stuben darinn geheitzt werden konnten. Mein Mann reiſete alſo ab und zu, welches während des Winters gut anging, weil alles ruhig war. Er hatte den Herbſt zuvor, ehe er dieſen Poſten erhalten hatte, wieder einen ſtarken Rückfall ſeiner Krankheit gehabt, indem er ſich in Seewaſſer gebadet, und dabei, da er erhitzt geweſen, vermuthlich verkältet hatte. Er ward auf einmahl ganz ſteif und konnte nicht ſprechen; und ohne ſeinen Freund, den Obriſten Wurmb, der glücklicherweiſe in ſei-

ner Stube war, wäre es vielleicht mit ihm aus geweſen. Der Doktor ließ ihn gleich zur Ader und ſtark reiben, und Gott ſchenkte ihn mir abermahls wieder; aber ſeine Krämpfe, Beklemmungen, Kopfſchmerzen und Schlafloſigkeit nahmen zu; und alle Aerzte waren der Meinung, daß ihm das Clima gänzlich zuwider wäre, und er nie Beſſerung hoffen dürfe, ſo lange er in dieſen ſüdlichen Provinzen von Nordamerika bliebe. Doch war nichts dabei zu thun, mein Mann konnte nicht daran denken Urlaub zu nehmen, und mußte auf ſeinem Poſten bleiben.

Im Frühjahr 1781 ließ ich mich nun auch in Long-Island nieder, wo wir, obgleich ziemlich einſam, doch ganz gut gelebt haben würden, wenn wir da hätten ruhig ſeyn können; aber als der Fluß nicht mehr zugefroren war, machten die Amerikaner allerhand Verſuche Gefangene zu machen, holten den Major Maybaum aus ſeinem Bette heraus, und wir wußten, daß ſie es auch auf meinen Mann gemünzt hatten, da unſer Haus ganz iſolirt und nahe am Ufer ſtand; ſo, daß wenn ſie die Wache überrumpelten, ſie ihn hätten wegführen können, ohne daß es ſonſt jemand gewahr worden wäre. Daher ward er alle Nächte, durch den geringſten Lärmen

men ſogleich in Bewegung geſetzt, und verlor darüber den Schlaf. Auch ich hatte mich dadurch ſo ſehr ans Wachen gewöhnt, daß mich oft der Tag überraſchte, und ich dann nur einige Stunden ſchlief; denn nur zu der Zeit, wenn mein Mann glaubte daß ich wach war, ſchlief er ein; ſo ſchrecklich war ihm der Gedanke, noch einmahl gefangen zu werden. Wir hatten aus unſerm Hauſe eine prächtige Ausſicht. Alle Abend ſahe ich aus meinem Fenſter die Stadt New-York ganz erleuchtet, und den Widerſchein davon in dem Fluß, da die Stadt dicht am Ufer deſſelben erbauet iſt. Auch hörten wir in derſelben die Trommeln ſchlagen, und wenn alles recht ſtille war, ſogar das Anrufen der Runde. Wir hatten unſer eigenes Boot, und konnten damit in einer guten Viertelſtunde in New-York ſeyn.

Eines Tages ſahe ich aus einem Fenſter meiner Stube eine Flotte von 35 Schiffen mit ausgeſpannten Seegeln ankommen, und aus einer andern hernach dieſe Schiffe zwiſchen uns und der Stadt ſich vor Anker legen. — Mein Mann hatte viele Engländer unter ſeinem Befehl, unter andern die leichten Dragoner. Obgleich die engliſchen Truppen ſtolz, und wie man ſagt, ſchwer zu regieren ſind, ſo liebten ſie doch mei-

nen Mann, und waren mit ihm zufrieden. — Als die engliſchen Officiere einſtmahls bei uns zu Mittag aßen, ſagte ihnen mein Mann, daß er ſie nach ihrem Lager zurückbegleiten würde, worauf ſie mich ſehr höflich baten, mitzukommen. Ich ſetzte mich alſo in den Wagen und kam noch vor ihnen an. Ich glaube aber, daß ſie vorher davon hatten Nachricht geben laſſen, denn ein Officier kam zu meiner großen Verlegenheit, und erſuchte mich auszuſteigen, und die Linie mit ihm hinunter zu gehn; wo mir dann alle militäriſche Ehrenbezeugungen gemacht, und ſogar das Spiel gerührt wurde, welches mich äußerſt verlegen machte. Ich ſagte dem Officier, daß mir dieſes nicht zukäme, und wir deutſche Frauen an ſo etwas nicht gewöhnt wären, er antwortete mir aber ſehr höflich, daß ihr ganzes Corps die Frau eines Generals, der ſie ſo gut commandirte, nicht genug ehren könnte; und daß überdies noch alle deſſen ſtets eingedenk ſeyn würden, was ich für ihre Cameraden bei Saratoga gethan. — Ohnerachtet alles dieſes ſehr ſchmeichelhaft und mutheinflößend war; ſo erſahe ich mir doch den erſten günſtigen Augenblick, um wieder fortzukommen.

Ich ſahe während unſers Aufenthalts allda öfters Leute, die man bis an den Hals in die

Erde gegraben hatte, und auf dieſe Art vom Scorbut kurirte.

Wir hatten das Hoſpital da, in welchem viele bleſſirte und invalide Matroſen lagen. Dieſe guten Leute antworteten, wenn man ihr Schickſal beklagte: „Wir haben für unſern König geſtritten, und ſind zufrieden, und wenn wir erſt in Chelſea ſeyn werden, ſo ſind wir belohnet genug!“ — Dieſes iſt ein vortreffliches Hoſpital für Seeleute, bei London, wo ſie aufs Beſte bekóſtigt, gekleidet und gepflegt werden. —

Um dieſe Zeit ward der General Phillips auf eine Expedition nach Carolina geſchickt, welche Trennung auf beiden Seiten ſchmerzlich war. Wir ſahen dieſen vortrefflichen Freund nicht wieder, denn er ſtarb daſelbſt an einem hitzigen Fieber, welches er ſich durch eine Verkältung zugezogen hatte. Wir haben ſtets ſeinen Verluſt bedauert. Er war ein ſehr braver Mann, und ganz der Freund ſeiner Freunde.

Da es mit der Geſundheit meines Mannes ſich gar nicht beſſern wollte, und er überdies für den Theil ſeines Corps, welches in Canada zurückgeblieben war, ſeine Gegenwart nützlich und nöthig erachtete; ſo ließ ſich endlich der General Clinton bewegen, ihn dahin zu ſchicken; ob er

ſich gleich ungern von einem Freunde trennte, den er ſo lieb hatte, welche Freundſchaft ſich hernach auch abweſend noch, bis zum Tode des gedachten Generals erhalten hat.

In der Ungewißheit, worin wir immer wegen unſerer Abreiſe geweſen waren, hatte ich meine kleine Tochter Amerika nicht entwöhnen wollen, und ſie ganzer 14 Monate geſäugt; endlich wurde ſie ſo groß daß ich befürchtete es nicht mehr aushalten zu können, und ſie alſo Anfangs Mai entwöhnte. Ich bekam aber gleich darauf ein Uebel, welches mir viel mehr Beſchwerlichkeit verurſachte, nämlich einen Hautausſchlag, den meiſt alle Leute, die einer guten Geſundheit genießen, in dieſem warmen Clima bekommen. Man bekömmt kleine Tüpfel über den ganzen Leib, die ſo jucken, daß man gar keine Ruhe davor hat. Sie kommen mit der Hitze und vergehen mit der Kälte; übrigens befindet man ſich wohl dabei.

Unſere Abreiſe ward auf den Monat Julius 1781 beſtimmt. Ich hatte ſo lange immer meinen Holzzettel bekommen, und während unſers Aufenthals auf Long-Island 30 Klafter erſpart, die ich nun meinem vortrefflichen Major vom Commiſſariate wiedergeben wollte, der mir ſo treulich ausgeholfen hatte. Er wollte ſie aber nicht an-

nehmen, ſondern bat mich, ſie entweder zu verkaufen, oder unter die Armen zu vertheilen. „Ich kenne Sie,“ ſagte der brave Mann, „Sie werden mehr Vergnügen finden, Elend damit zu lindern.“ Das war denn auch der Fall, und die Parthie, die mein Mann und ich dabei nahmen. Wir gaben 20 Klafter an eine ſehr würdige royaliſtiſche Familie, die ſchon viel verloren hatte, und nachher noch auswandern mußte, und vertheilten die übrigen 10 Klafter unter andere Armen.

Als wir vor unſerer Abreiſe unſere Meublen wieder abliefern wollten, wollte man ſie nicht annehmen, und ſagte uns, daß ſie uns gehörten, und daß wir ſie mit nach Canada nehmen ſollten, wo es uns gewiß daran fehlen würde. Wir wollten aber von ſo vieler Güte keinen Mißbrauch machen, und ſchickten ſie wieder zurück ins königliche Magazin, bis auf eine einzige engliſche Bettſtelle, die wir zum Andenken behielten. Ich muß indeſſen aufrichtig bekennen, daß ich nachher ein wenig Reue darüber hatte, theils weil wir in Canada gar nicht das geringſte fanden, und theils, weil dies ſchöne königliche Meuble-Magazin hernachmahls von den Amerikanern geplündert und verbrannt wurde. Endlich reiſten wir ab, oder vielmehr ſchifften uns ein, denn wir

blieben, noch länger als acht Tage, ohngefähr eine Stunde von New-York vor Anker liegen. Der General Clinton hatte dem Agent (Schiffs-Agenten), den er ſorgfältig zu unſerer Begleitung ausgewählt, weil er ihn für einen thätigen und ſachkundigen Mann hielt, ausdrücklich befohlen, unter den Schiffen, die abgehen ſollten, ein recht bequemes auszuſuchen, das zugleich ein guter Seegler wäre, damit wir nicht Gefahr liefen, unterwegs aufgekapert zu werden. Hier gab es aber einen neuen Beweis, wie oft die Vorgeſetzten betrogen werden; denn dieſer Agent war ein fauler, grober und unwiſſender Menſch, der aus Faulheit ſich gar nicht die Mühe gegeben hatte das Schiff zu beſehen, oder der, wie oft geſchah, ſich durch den Schiffscapitän hatte beſtechen laſſen. Genug wir bekamen eins der kleinſten und ſchlechteſten Schiffe der ganzen Flotte, auf welchem wir oft Gefahr liefen, zurück zu bleiben, ſo daß uns der Capitän des zweiten convoyirenden Kriegs-Schiffes oft bugſiren (das iſt, am Tau ſchleppen) mußte. Zu dieſem Behuf wurde vom bugſirenden Schiffe ein großes Tau heruntergelaſſen und an das andere feſt gemacht, und dieſes ſo fortgeſchleppt, welches ſehr unangenehm und oft ſogar gefährlich war, wenn eine

Windſtille eintrat, und die Schiffe an einander ſtießen, oder wenn das Unglück gewollt hätte, daß wir einem feindlichen Schiffe begegnet, und wir dann das Gefecht hätten mit aushalten müſſen. Ueberdem hatte unſer Schiff zu wenig Leute, wobei wir Gefahr liefen, wenn ein plötzlicher Windſtoß gekommen wäre, daß er uns umgeworfen, da wir wegen der wenigen Menſchen nicht geſchwind genug die Seegel einziehn konnten, beſonders da das Schiff leck war, und wir auch Leute bei den Pumpen anſtellen mußten. Endlich war auch noch unſer Schiff ſchlecht geladen, und lag zu ſehr auf der einen Seite, ſo daß wir auf der See die leeren Tonnen mit Seewaſſer füllen mußten, um dem Schiffe das gehörige Gleichgewicht zu geben, da auch dieſes eine ſehr zu beobachtende Sache iſt. Ueber dies alles war auch noch die Geſellſchaft des vorerwähnten Agenten höchſt unangenehm, welchen wir noch dazu frei halten und um uns haben mußten, wo er uns denn mit ſeinem Brummen und heulenden Gähnen (durch welches er alle Menſchen aus dem Schlafe weckte, und uns ſelbſt, ob wir gleich in einer andern Kammer waren;) ſehr zur Laſt fiel. Im Augenblick unſerer Abfahrt hatten wir noch einen großen Verdruß. Unſere guten

Neger, Mann und Frau, und eine junge Verwandtin von ihnen, wurden von ihrem erſten Beſitzer, dem ſie als einem Rebellen genommen worden, unter dem Vorwande wiedergefordert, daß er wieder Royaliſt geworden; und derſelbe brachte auch wirklich in demſelben Augenblick, als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, einen Befehl, daß ſie wieder ausgeliefert werden ſollten. Da ſie uns ſehr zugethan waren, und der Mann überdies ein böſer Herr geweſen, und ſie ſchlecht gehalten hatte: ſo war der Schrecken und das Lamentiren dieſer armen Leute äußerſt groß. Das junge Mädchen, Phillis genannt, fiel in Ohnmacht, und wollte, als ſie wieder zu ſich kam, gar nichts davon hören uns zu verlaſſen. Sie warf ſich nieder vor meine Füße, hielt ſich umklammert, und man mußte ſie mit Gewalt wegreißen. Mein Mann bot ihrem Herrn Geld; da er aber merkte, daß wir ſie ſo gerne behalten wollten, ſo verlangte er für jeden 30 Guineen, welches mein Mann nicht geben wollte. Wenn es nicht im Augenblick der Abreiſe geweſen wäre, ſo glaube ich, daß wir ſie noch erhalten hätten. Wir ſchenkten ihnen alle ihr Zeug, und auch noch die Matratzen, die wir zur Reiſe für ſie hatten machen laſſen. Dadurch wurden ſie noch mehr

bewegt, und Phillis rief aus: „Wenn ich nicht ſterbe, ſo komme ich wieder zu Ihnen, und ſollte es am andern Ende der Welt ſeyn!“ Das gute Mädchen hat auch wirklich nachher 2 oder 3 Perſonen gebeten, ſie mitzunehmen, und zu mir zu bringen, wobei ſie immer hinzugeſetzt: „Mylady will be very glad to pay my paſſage“ (Die gnädige Frau wird mit vielem Vergnügen die Koſten meiner Ueberfahrt bezahlen.) Sie hatte ganz recht, aber da keiner deſſen verſichert war, ſo wollte man ſich nicht mit ihr beladen. Mein Mann hätte das Geld für dieſe bezahlt, aber ihr gewinnſüchtiger Herr wollte ſie nicht vereinzeln, um uns dahin zu bringen, ſie alle zu nehmen: dieſes war aber für unſern Beutel zu ſtark. Es hat uns jedoch nachher gereuet, weil die weiblichen Dienſtbothen in Canada ſchlecht und beſonders ſchwer zu haben ſind.

Den erſten Tag unſerer Seereiſe verlor ich meinen Ausſchlag, welches mich ſehr freuete; es hatte dieſes aber leider einen böſen Einfluß auf meine folgende Lebenszeit; denn drei Tage darnach bekam ich ſolche heftige Kopf- und Zahnſchmerzen, daß ich auſſer Stande war, weder zu eſſen noch zu ſchlafen, und Tag und Nacht ausſtand. Die Schärfe hatte ſich auf die innern

Theile geworfen, und meine Füße waren ſo kalt, daß man ſie mit heißem Waſſer nicht erwärmen konnte. Man gab mir Opium, welches mich zwar etwas ſchlummern, aber nicht ſchlafen machte, weil meine Schmerzen zu heftig waren, und ſo litt ich während der ganzen Reiſe.

Wir hatten allerlei Zufälle auf dieſer Reiſe; unter andern kam uns einmahl bei einer Windſtille ein Schiff zu nahe, und gab uns ſtarke Stöße, und wir mußten uns daſſelbe mit Stangen abhalten. Ein anderes Mal riß uns ein Schiff mit ſeinem Hintertheil unſern kleinen Abtritt weg, und es war ein Glück, daß eben niemand darauf war.

Eines Tages, als ein dicker Nebel fiel, glaubten wir Land zu ſehn. Glücklicherweiſe wurde in dieſem Augenblick der Nebel durch einen Windſtoß plötzlich zertheilt, und dadurch wie ein Vorhang aufgezogen; da dann unſer Schiffs-Capitän mit Schrecken bemerkte, daß wir an einem Ort, Nahmens Duskey-Bay, und dicht bei einem daſelbſt befindlichen gefährlichen Felſen waren, welcher nach ſeiner Geſtalt Old Woman (alte Frau) genannt iſt, und auch wirklich wie eine alte Frau ausſieht die mit gebogenem Rücken und gebücktem Kopf da ſitzt. Er rief ſogleich dem Ca-

pitän des uns bugſirenden Kriegs-Schiffes zu, der dieſe Reiſe zum erſten Male machte, und die Gefahr alſo nicht kannte; und da ſich zu gleicher Zeit glücklicherweiſe ein günſtiger Wind erhob, ſo benutzte man denſelben ſo gut, daß wir in weniger als einer Stunde aus dieſer Bay herauskamen, welche ganz voller Felſen iſt, und wo daher oft Schiffe ſcheiterten. Auf dieſer Reiſe kamen wir nach Halifax in Neu-Schottland, und landeten daſelbſt. Wir wurden dort aufs Beſte aufgenommen; der Gouverneur und ſeine Frau, beides liebenswürdige Leute, baten uns gleich zum Mittagseſſen, und wir fanden bei ihnen recht artige Geſellſchaft von 7 oder 8 Familien, die immer wechſelsweiſe eine bei der andern war. Sie zeigten uns den andern Tag ſowohl die umliegende Gegend, als auch die Stadt, die mir ſehr gut gefiel. Man lebt da ganz wohlfeil, und beſonders iſt der Seefiſch dort ſehr gut. Als eine Seltenheit wurde bemerkt, daß man damahls viel Hummers oder große Seekrebſe fing, die vor der Revolution nicht da waren, und daß dieſe zu der Zeit das feſte Land von Nord-Amerika verließen und ſich nach Neu-Schottland zogen; da man denn zum Scherz ſagte, daß es gute Royaliſten wären, und deshalb auch die

engliſche Uniform (roth) trügen. Da ich die ganze Zeit her ſo ſehr an meinen Zahnſchmerzen gelitten, ſo entſchloß ich mich, mir einen Zahn auszziehn zu laſſen. Um aber meinem Mann und meinen Kindern alle Beſorgniß und Unruhe zu erſparen, ſtand ich um 5 Uhr des Morgens auf, ließ unſern Chirurgus kommen, der für einen geſchickten Mann in dergleichen Operationen galt, und ging in eine etwas entfernte Kammer, wo er mich auf die Erde ſetzen ließ, und mir mit einem garſtigen groben Inſtrumente einen ſolchen Ruck gab, daß ich nun die Sache gethan glaubte, und meinen Zahn von ihm forderte. „Nur noch einen Augenblick Geduld,“ ſagte er, und ſetzte wieder an und zog noch einmahl. Nun dachte ich doch endlich davon befreit zu ſeyn; aber keinesweges, ſondern er hatte vielmehr einen geſunden Zahn gefaßt und angeſetzt, ohne ihn herauszubringen. Ich war äuſſerſt darüber entrüſtet, und ob er mir gleich vorſchlug, dieſen und den kranken vollends auszuziehn: ſo konnte und wollte ich mich nicht ferner entſchließen, mich ihm anzuvertrauen, und habe lange Urſache gehabt, dieſen Verſuch zu bereuen; denn dieſer ausgeſetzte auf die Seite gerückte Zahn hat mich länger als 2 Jahre verhindert, die Zähne an einander zu brin-

gen; und obendrein hat mich dieſe Geſchichte ſo furchtſam gemacht, daß ich mich hernachmahls nie wieder zu ſolchen Operationen habe entſchließen können.

Auf unſerer noch übrigen Seefahrt hatten wir noch einige Stürme, und als wir ſchon im Fluß St. Laurent waren, den unangenehmen Zufall, zwei Anker zu verlieren. Man ankert in dieſem Fluſſe alle Abend wegen der Ebbe. Unglücklicherweiſe war unſer Anker auf einen Riff gekommen, welches, da wir Wind hatten, durch die beſtändige Bewegung des Schiffs das Tau zerſchnitten hatte. Man warf alſo einen zweiten Anker aus, welcher aber gleiches Schickſal hatte. Wir hatten nur noch einen kleinen, und wenn wir den verloren hätten, ſo waren wir ein Spiel der Winde, ſo daß wir alle eine ſehr üble Nacht zubrachten. Dabei fehlte es uns an Lebensmitteln; ein Boot, welches wir ans Ufer ſchickten, brachte uns nur einige Hühner und Eier. Alles dieſes bewog meinen Mann zu dem Entſchluß, daß wir keine Nacht mehr auf dem Schiffe blieben; und dem zufolge befahl er, den Abend, als man wieder ankerte, das große Boot herunterzulaſſen, und wir, nämlich mein Mann und ich, unſere Kinder, die beiden Adjudanten, meine

Frauensleute und 2 Bedienten ſetzten uns hinein und fuhren ans Land. Wir kamen in ein hübſches Bauerhaus, wo man uns ſehr freundſchaftlich aufnahm. Der Schiffscapitän brachte uns ſelbſt dahin mit unſern Lootſen. Einen ſolchen Lootſen bekommt man ſogleich, wenn man eine Strecke im Fluß St. Laurent hinein iſt; dieſe Leute werden gut bezahlt, und erhalten oft an 20 Guineen. Da die Schiffe alle aſſecurirt ſind, ſo iſt jeder Schiffscapitän auf ſeine Verantwortung verbunden, einen zu nehmen; dagegen iſt aber auch der Capitän von aller Verantwortung frei, ſobald der Lootſe an Bord iſt, und dieſer, der alsdann die ganze Fahrt dirigirt, muß mit ſeinem Kopf für alle Gefahr ſtehn.

Mein Mann reiſte mit einem Adjudanten ſchon denſelben Abend weiter nach Quebec, und ich folgte ihm den andern Tag darauf, kam aber erſt am dritten Tage daſelbſt an. Die Gegenden, die ich paſſirte, waren in der That mahleriſch. Jeder Einwohner hat ein gutes Haus, welches er Sorge trägt alle Jahr abzuputzen; dieſes giebt ihnen ein ſehr reinliches Anſehn, und macht ſie weit in die Ferne ſcheinen. Da ihre Söhne, ſo bald ſie heirathen, und auch die Schwiegerſöhne ſich neben den Eltern anbauen, ſo entſtehen

daraus ſehr hübſche Anſiedelungen, weshalb ſich dieſe Leute **Habitans** (Einſaſſen) und nicht **Bauern** nennen. Dieſe Wohnungen, wovon jede ihre dazu gehörigen Ställe, Baumgärten und Viehweiden um ſich herum hat, liegen längs dem Fluſſe St. Laurent, und formiren eine ſehr mahleriſche Anſicht; beſonders wenn man zu Schiffe den Fluß herauf und herunter fährt. Bei jedem Hauſe iſt auch eine Eisgrube, die man mit wenig Umſtänden macht; man gräbt nämlich ein Loch in die Erde, füttert es rund herum mit Brettern aus, und füllet es mit Eis und dann mit Waſſer an, welches im Gefrieren alle Lücken ausfüllt, und alles ſo glatt wie eine Spiegelfläche macht. Ueber daſſelbe legen die Einwohner ein recht reines Brett, auf welchem die zu erhaltenden Sachen ſind, wobei ſie die größte Reinlichkeit beobachten, und beſonders dafür ſorgen, daß kein Stroh oder Heu hinein komme, welches, wie ſie ſagen, das Eis geſchwinder ſchmelzen macht. Dieſe Eisgruben ſind dort um deſto unentbehrlicher, da ein jeder ſein Vieh einſchlachtet, welches er ſonſt, bei der großen Hitze, die daſelbſt im Sommer iſt, nicht würde friſch erhalten können. Gewöhnlich ſind gedachte Eisgruben in den Scheunen.

Die vorerwähnten Leute halten im Sommer viel Vieh, welches ſie zu Anfang des Winters ſchlachten, und nach der Stadt zum Verkauf bringen. Das wenige Vieh, welches ſie behalten, an Rindern, Hämmeln und Schweinen, jagen ſie des Morgens in die Wälder, um ſich Nahrung zu ſuchen, und geben ihnen nur des Abends ein Futter im Stall. Sie haben auch dort kleine Fiſche, welche kleine Stockfiſche genannt und unter dem Eiſe gefangen werden. Hierzu werden auf dem Eiſe große Löcher in einer Entfernung von 3 bis 400 Schritten von einander gemacht. In dieſe ſtecken ſie die Netze, die mit ſtarken Stricken an großen Balken feſtgemacht ſind. Auf dieſe Art fangen ſie zuweilen 5 bis 6 Schlitten voll; die Fiſche werfen ſie aufs Eis, wo ſie augenblicklich einfrieren, und ſo lange liegen bleiben, bis man ihrer benöthigt iſt. Alsdann holen ſie dieſelben, thauen ſie auf, thun ſie gleich in den Keſſel, und verzehren ſie. Dieſe Fiſche ſchmecken beſonders in Butter gebraten ſehr gut.

Die Wohnungen ſind ſehr bequem, und man findet darin vornehmlich gute und reinliche Betten. Alle Eigenthümer haben Gardinen-Betten, und da ihre Wohnſtuben ſehr groß ſind, ſo haben ſie ihre Betten darin ſtehen. Sie haben

große

große Ofen, in welchen ſie auch kochen. Ihre Suppen ſind ſehr kräftig, und meiſtens von Speck, friſchem Fleiſch und Gemüſe, welches alles in einem Topf zuſammen gekocht iſt, und ihnen zugleich mit zum Zwiſchengericht dienet. Die Canadier bereiten ſich ihren Zucker ſelbſt aus dem Ahorn, der auch davon den Namen Zucker-Ahorn hat. Sie gehn im Frühjahr hinaus in den Wald, mit Keſſeln und Töpfen, in welchen ſie den Saft aufſammeln, den ſie durch Einſchnitte in die Bäume erhalten. Dieſen kochen ſie ein, und nehmen dann das oberſte davon ab, welches das feinſte iſt, und von ihnen beſonders gebraucht wird. Der Ahornzucker hat nur den Fehler, daß er zu braun iſt; ſonſt iſt er recht gut, beſonders für die Bruſt.

Die Eingebornen ſind gaſtfrei und fröhlich, und ſingen und rauchen in einem weg. Die Frauen haben häufig Kröpfe. Sonſt ſind die Leute geſund und werden alt; und man ſieht nicht ſelten ſteinalte Leute bei ihren Urenkeln wohnen, die die größte Sorge für ſie tragen.

Es war in der Mitte des Monats September 1781, als wir nach einer achtwöchentlichen Reiſe in Quebec ankamen, wo wir ſehr freundſchaftlich aufgenommen wurden. Mein Mann

erwarb ſich bald die Zuneigung des engliſchen General-Lieutenants Haldimand, welcher Gouverneur der Provinz vnd oberſter Befehlshaber der Truppen in Canada war; ob man gleich denſelben als einen Mann beſchrieb, mit welchem ſchwer umzugehn, und dem niemand recht ſey. Ich hatte das Vergnügen, nicht allein von ihm gut empfangen zu werden, ſondern auch ſeine Freundſchaft zu gewinnen, die ſich auch erhielt, ſo lange er gelebt hat. Man wollte uns Mißtrauen gegen ihn einflößen, wir hörten aber keinen an, und gingen offenherzig mit ihm um, welches er uns deſto mehr Dank wußte, da er ein ſolches Benehmen dort wenig gewohnt war. Es waren große Veränderungen im Gouvernements-Hauſe gemacht worden, das vorher einer Baracke ähnlich ſah. Er hatte es auf engliſchen Fuß meublirt und eingerichtet, und ob er gleich nur erſt 5 Jahr da war, ſo waren doch ſeine Gärten ſchon voller trefflichen Früchte und fremden Gewächſe, von welchen man nicht geglaubt hätte, daß ſie in dieſem Clima fortkommen könnten. Er hatte aber die Lage gegen die Sonne gut benutzt. Das Haus lag auf einer Anhöhe, und faſt ganz zu oberſt. Wir blieben vier Wochen in Quebec, während welcher Zeit der General Hal-

dimand mit meinem Mann nach Sorell reiſte, und ihm dort ſeinen Poſten anwies. Er ſagte ihm dabei ſehr freundſchaftlich, er beklage, daß wir dort ſchlecht wohnen würden, daß er aber, da es ein Poſten wäre, worauf viel ankäme, keinen beſſern als ihn dazu zu wählen wüßte. Da er nicht gleich ein Haus für uns dort bauen konnte, ſo kaufte er eins, das eben gebaut wurde, und von welchem nur erſt die Mauern ſtanden. Er gab aber Befehl, daß zu Weihnachten alles fertig ſeyn ſollte, und bat uns, die Eintheilung der Stuben ſelbſt anzugeben. Wir wohnten nach unſerer Dahinkunft ſo lange bei einem dortigen Einwohner. Unſer Plan ward eingegeben; und zu unſerer größten Verwunderung konnten wir in unſerm neuen Hauſe ſchon den Chriſt-maß-pie eſſen, womit ſich die Engländer immer den Weihnachtstag traktiren; obgleich die Bäume zum Hausbau erſt nach unſerer Ankunft gefällt, und die Bretter auch nicht eher geſchnitten worden waren. Auf die Wände wurden hübſche Papiertapeten geklebt, und wir waren wirklich ſehr artig logirt. Wir hatten einen großen Eßſaal, und dabei eine hübſche Stube für meinen Mann, neben dieſer unſere Schlafſtube, dann eine hübſche Kinderſtube, wobei noch

ein beſonderes Cabinet für unſere älteſte Toch- ter war, und endlich noch einen zweiten großen und hübſchen Salon, , wo wir uns alle verſam- melten. Der Flur war wie eine hübſche Stube, rund herum mit Bänken, und auf demſelben ſtand ein großer Ofen mit ſtarken Röhren, die hinauf bis an die Decke gingen, und das ganze Haus heizten. Oben waren noch 4 große Stu- ben, eine für unſere weiblichen, und eine andere für unſere männlichen Domeſtiken, und noch zwei um Freunde zu logiren.

Im Frühling des Jahres 1782 wurden neben dem Hauſe noch zwei bedeckte Gänge gebaut, von welchen einer nach der Küche und der andere nach unſerm Waſchhaus führte, und über welchen die Wach-Stube war. Wir wohnten nicht im Orte Sorell ſelbſt, ſondern ohngefähr ein Viertel We- ges davon, und ſo nahe an den Vorpoſten, daß, damit mein Mann nicht aufgehoben würde, ſechs Leute alle Nacht auf unſerm Hausflur auf den Bänken ſchlieſen; und der große Ofen, der da- ſelbſt ſtand und in einem fort geheizt wur- de, erhielt unſer Haus ſtets ſo warm, daß uns, ungeachtet der ſtrengen Kälte, die in Canada iſt, im Hauſe nie gefroren hat. Ein unangenehmer Umſtand widerfuhr uns, nämlich unſere Wände

warfen ſich den Winter über, welches Riſſe in unſern hübſchen Papiertapeten, und uns ſelbſt Zugwind verurſachte.

Im Sommer 1782 machte mein Mann eine Reiſe von drei Wochen, während welcher ich die engliſchen Handwerksleute, die zufolge der Befehle des Gouverneurs uns alle zu Gebote ſtanden, bat, mir zu helfen, alles bis zu ſeiner Zurückkunft zu Stande zu bringen. Tiſchler, Mahler und Tapezier, alle wurden in Bewegung geſetzt; die Wände wurden wieder zuſammengefügt; Thüren, Fenſter, Stühle und Tiſche mit Oelfarben gemahlt, und die Riſſe in den Tapeten mit neuen Papieren, die ich hatte kommen laſſen, ausgebeſſert. Mein Mann fand bei ſeiner Zurückkunft zu ſeiner großen Verwunderung alles fertig und eingerichtet, und gleichſam ein ganz neues Haus, und alles dieſes mit wenigen Koſten, weil wir den Handwerksleuten weiter nichts als zu eſſen und zu trinken geben durften, wobei ſie mit dem beſten Willen arbeiteten. Unſere Geſellſchaft beſtand bloß aus Männern. Was uns hier abging, wurde uns aber dadurch wieder erſetzt, daß wir die beiden Winter, die wir in Canada zubrachten, vom General Haldimand nach Quebec eingeladen wurden, wo wir denn jedesmahl 6

Wochen zubrachten, bei dem Doktor Mabine, einem vertrauten Freunde des Generals, wohnten, und alle Mittage beim General aßen, der ſogar meinen Kindern Mittags zu eſſen ſchickte. Abends kam derſelbe bei unſerm Wirth, ſeine Spielpartie zu machen und zum Eſſen, und ſagte uns, daß er dies thäte, um mich nicht abzuhalten, bei meinen Kindern zu bleiben. Er ſpielte oftmahls bis Mitternacht, auch wohl ein Uhr; er war aber ſo gefällig mich dabei gar nicht zu geniren, und ich konnte mich wegbegeben, wenn ich Luſt hatte. Ich habe faſt nie einen Mann geſehen, der liebenswürdiger und freundſchaftlicher gegen die geweſen, denen er einmahl ſeine Freundſchaft gewidmet hatte; und wir konnten uns ſchmeicheln, unter dieſer Zahl zu ſeyn.

Im Frühjahr 1782 hatte er uns gebeten, nach Montreal zu kommen, wo er Geſchäfte hatte, wobei er uns verſicherte, daß das ſeine liebſten Augenblicke wären, die er mit uns zubrächte. Ich fuhr auf dem zugefrornen St. Laurent-Fluß auf Schlitten dahin. Wir blieben 8 Tage da, und ich reiſte auf dieſelbe Weiſe wieder nach Hauſe, welches aber nicht allein unvorſichtig ſondern höchſt gewagt war, weil es während der Zeit angefangen hatte zu thauen, und auf

dem ganzen Wege, welcher durchaus mit Bäumen bezeichnet war, (ſo dort alle Winter geſchieht, damit durch die vielen Schlitten eine gute feſte Bahn wird) ſchon überall das Waſſer über dem Eiſe ſtand. Unſern canadiſchen Führern ſchien ſelbſt bange zu ſeyn; ſie wollten aber doch nicht daran, nebenbei einen feſtern Weg zu ſuchen, weil ſie ſagten, daß man im gebahnten immer noch am wenigſten Gefahr liefe. Endlich kamen wir gegen 5 Uhr Nachmittags glücklich wieder nach Sorell, doch faſt zu Waſſer, welches auf allen Seiten in unſern Schlitten drang. Den andern Morgen ſahe ich, als ich aufſtand, da, wo wir die gefährliche Schlittenfahrt gemacht hatten, zu meinem Schrecken ein Schiff mit vollem Seegeln den Fluß hinunterfahren.

Die Winter ſind dort ſehr geſund, obgleich ſtrenge; denn da das Wetter beſtändig iſt, und man ſich vor der Kälte gut ſchützen kann, ſo erkältet man ſich dort weniger als bei uns. Anfangs Novembers macht man ſeine hauswirthſchaftlichen Wintervorräthe. Ich war ſehr verwundert, als man mich fragte, wie viel Geflügel und beſonders wie viel Fiſche ich haben wollte, und fragte, wo ich denn letztere laſſen ſollte, da ich keinen Teich hätte. Auf dem Boden, ant-

wortete man mir, wo ſie ſich beſſer halten, als in den Kellern. Ich nahm alſo drei bis vierhundert, die den Winter über recht gut blieben. Man hat dabei weiter nichts zu beobachten, als daß man alles, was man zu Mittag braucht, Fleiſch, Fiſche, Eier, Aepfel und Citronen, Tages vorher in kaltes Waſſer legt, wo denn aller Froſt ausſchlägt, und ſich rund herum ſetzt, und ſolches Fleiſch oder Fiſch eben ſo ſaftreich und zarter wird, als es bei uns iſt. Das Geflügel packt man noch überdies in Schnee, der eine Eisrinde darum macht, aus welcher man es mit Beilen heraushauen muß.

Man hat eine Frucht in Canada, die dort Ottokas genannt wird. Sie wächſt am Waſſer, iſt roth und von der Größe einer kleinen Kirſche, aber ohne Stein. Man kauft ſie ohne Stengel, und ſie wird, beſonders von den Wilden, ſorgfältig aufgeleſen. Sie giebt ein ſehr gutes Compott, beſonders wenn ſie einen ſtarken Froſt bekommen hat. Alle andern Früchte ſind dort ſehr ſelten, und nur in Montreal findet man gute, ja vortreffliche Aepfel, aber nur Reinetten und eine Art großer rother und ſehr wohlſchmeckender Aepfel, die dort Bourraſſas genannt wird. Man packt ſie in Tonnen, die ſorgfältig zuge-

macht und mit Papier verklebt ſeyn müſſen, da ſie ſich dann bis auf den allerletzten gut erhalten. Man nimmt aber kleine Tonnen, denn wenn ſie einmahl angebrochen ſind, ſo halten ſich die Aepfel nicht mehr lange. Das Obſt iſt ſehr theuer, beſonders die Birnen, die dort weit ſeltner als die Aepfel ſind, und ſich auch weniger lange erhalten. Ich hatte mir 6 Tonnen Aepfel und eine halbe Tonne Birnen beſtellt; man ſtelle ſich mein Schrecken vor, als ich 21 Guineen dafür bezahlen mußte. Ich hatte zwar zuvor gefragt, was ſie koſten würden; man hatte mir aber den Preis nicht vorher beſtimmen können. Mein Mann ließ hinter unſerm Hauſe einen großen Fleck zu einem Garten urbar machen, und 1200 Obſtbäume darin pflanzen; welches einen ſehr angenehmen, aber auch zugleich einen ſehr nützlichen Garten gab, beſonders da man dort wenig Gemüſe bekommen konnte. Alles wuchs in unſerm Garten vortrefflich, und alle Abend gingen wir hinein und pflückten 150 bis 200 Gurken, von welchen ich Salzgurken machte, die man dort nicht kannte, und wovon ich allen Leuten Geſchenke machte, beſonders unſerm guten General Haldimand, der ſie vortrefflich fand.

Ich war da wie auf einer ſtattlichen Meierei, hatte meine Kühe, Geflügel die Menge, virginiſche Schweine, die ſchwarz, und kleiner als die unſrigen, beſonders ſehr kurzbeinigt ſind; ich machte mir auch meine Butter ſelbſt. Für die Soldaten war es ein wahres gelobtes Land, denn ſie hatten ihre Baracken hübſch eingerichtet und neben jeder waren Gärten. Mein Mann gab ihnen die Sämereien, und es war ein Vergnügen, ihre Wirthſchaft, beſonders ihre Kocherei mit anzuſehn, welchen Spaß wir uns oft machten, wenn wir ſpatzieren gingen. Sie vertauſchten die Hälfte ihres geſalzenen Fleiſches, welches ſie geliefert bekamen, gegen friſches, thaten nachher von beiden zuſammen in einen großen Keſſel mit allerhand Gemüſe und Klöschen, und dann war ein Wetteifer unter ihnen, wer es am beſten zubereiten würde. Sie theilten alle Arbeiten regelmäßig unter ſich. Einige bearbeiteten die Gärten, andere beſorgten die Küche, noch andere machten die Baracken rein, und wieder andere gingen Holz fällen, welches ſie nachher ſelbſt mit kleinen Karren anfuhren, die beſonders zu dieſem Behuf gemacht waren. Mein Mann hatte Fiſchernetze machen laſſen, und jede Compagnie fiſchte nach der Reihe, und hatte dann jedesmahl die Atten-

tion, uns von ihrem Fiſchfang etwas zuzuſchicken. Sie hatten auf dieſe Art wöchentlich zwei bis dreimahl Fiſche zu eſſen, und bekamen noch alle 6 Tage eine Bouteille Rum, Reis, Butter, 12 Pfund Weizenmehl zu Brodt, und alle Tage ein Pfund geſalzenes Schweinefleiſch, oder anderthalb Pfund Rindfleiſch. Demungeachtet ſehnten ſich doch die meiſten wieder nach ihrer Heimath. Mein Mann hatte in Canada auch Wilde unter ſeinen Befehlen, und wurde ſehr von ihnen geliebt. Sein biedres Weſen hatte ihm ihre Herzen gewonnen. Schon vor meiner erſten Ankunft in Canada hörte einſtmahls einer ſeiner Wilden, Nahmens Hanſel, daß er krank wäre, eine Frau hätte, und ſehr unruhig wäre, daß ſie noch nicht angekommen ſey. Er kömmt alſo mit ſeiner Frau zu meinem Manne, und ſagt ihm, „Höre ich liebe meine Frau, aber ich liebe Dich auch, und zum Beweis gebe ich ſie Dir." Mein Mann antwortete ihm: Ich danke Dir und erkenne Deine Liebe, aber ich habe ſchon eine Frau, die ich lieb habe, und bitte Dich alſo die Deinige zu behalten. Er ſchien über dieſe abſchlägige Antwort traurig und faſt beleidigt, und konnte nur mit Mühe bewogen werden, ſeine Frau zurückzunehmen, die ganz hübſch war und

die ich nachher öfters geſehen habe. Dieſer Hanſel war zwar von Geburt kein Wilder, ſondern ein Deutſcher, aber ſchon in ſeinem 15 Jahre in einer Schlacht mit den Wilden nebſt andern zum Gefangenen gemacht worden. Alle übrigen waren umgebracht worden, aber ſeine Geſtalt und ſeine tapfere Vertheidigung hatten den Wilden ſo ſehr gefallen, daß ſie ihm das Leben gelaſſen hatten, mit der Bedingung, daß er ſich unter ihnen verheirathen und ihre Sitten und Einrichtungen annehmen ſolle, welches er denn auch gethan. Die Lebensart der Wilden muß etwas ſehr anziehendes haben, denn ein Neffe des Generals Carleton lebte lange unter ihnen, heirathete ſogar eine Wilde, und hatte ſich ſo ſehr an dieſes unſtäte aber freie und luſtige Leben gewöhnt, daß er nur erſt viele Jahre nachher und nur auf wiederholte Bitten wieder zu ſeinem Oheim kam, wo er ſeine Schwägerinn, eine hübſche und liebenswürdige Perſon, heirathete, aber, wie man verſicherte, noch immer an ſeinem vorigen Leben hing und ſich nach der erſten Frau ſehnte, die er unter den Wilden gehabt hatte, welche Heirath nachher annulliret worden war. Er war im Militäre, ich glaube Major, und ein ſehr artiger Mann.

Zu eben dieſer Zeit ſahe ich auch das berühmte Oberhaupt der Wilden, den Capitän Brand, deſſen Bildniß in Kupfer geſtochen worden. Da man, als er noch ſehr jung war, viel Verſtand und Talente an ihm bemerkte, ſo ſchickte ihn General Carleton nach England an den König, dem er ſo ſehr gefiel, daß er ihn erziehn ließ, und für ihn zu ſorgen verſprach. Er zog auch Nutzen von dem Unterricht, den er erhielt; als er aber 20 bis 24 Jahr alt war, ſo bat er ſehr, daß man ihn wieder zu den Seinigen zurückſchicken möchte. Damahls, wie wir da waren, war er der Anführer der Wilden. Er ſprach gut und war ſehr manierlich, und wurde auch vom General Haldimand ſehr geachtet. Ich habe mit ihm bei gedachtem Generale gegeſſen. Er war halb als Militäre, und halb als Wilder gekleidet, und hatte eine männliche und kluge Geſichtsbildung. Sein Charakter war ſehr ſanft. Mein Mann wurde auch einſtmahls zu einer Verſammlung der Wilden eingeladen, wo man erſtlich eine Rede an ihn hielt, und ihn dann bat, ſich unter ihnen niederzuſetzen. Alsdann boten ſie ihm eine Tabackspfeife an, welches ihre größte Ehrenbezeugung und ein Beweis ihrer Hochachtung und Freundſchaft iſt. Sie gaben

ihm auch einen Nahmen in ihrer Sprache, welcher die Sonne bedeutete. Er lud ſie nun auch wieder ein, und bewirthete ſie nach ihrer Landesſitte, nämlich mit Taback und Rum.

Es war einer unter ihnen beſonders mit vielen Medaillen geziert, welches Zeichen der Tapferkeit ſind. Wir baten ihn zum Eſſen, und nöthigten ihn zum Trinken; er trank aber ſehr wenig, und ſagte uns in gebrochenem Franzöſiſch: „Bon enfant le ſauvage, lorsque ſobre, mais trop bu, animal féroce!“ Meine Tochter Fritzchen hatte ſeine Freundſchaft gewonnen; er bat ſie um ein neues Band, ſeine Medaillen daran zu hängen, ihr verſichernd, daß ſie ihm alsdann noch lieber ſeyn würden. Es war überhaupt ein ſehr guter Mann, und von der gutherzigſten Höflichkeit. Die Wilden halten ſehr viel auf Träume. Ein gewiſſer Johnſon war, noch vor unſerer Hinkunft, dadurch zum reichen Mann geworden. Es waren nämlich die Wilden öfters zu ihm gekommen, und hatten ihm geſagt: Bruder Johnſon, wir haben geträumet, daß wir zu Dir gekommen, und Du uns viel Rum und Taback gegeben. Er ſagte ihnen: In dem Fall muß ich den Traum wohl wahr machen, und gab ihnen ſoviel ſie wünſchten. Dieſes gefiel ih-

hen, und ſie kamen öfters wieder und wiederholten ihre Traumerzählung. Darauf gieng er aber einmahl zu ihnen, und ſagte ihnen: Meine Brüder, mich hat geträumet, ich käme zu euch, und ihr waret ſo zufrieden mit meiner, euch bewieſenen Freundſchaft und öſtern guten Bewirthung geweſen, daß ihr mir ein ſehr großes Stück Land geſchenkt habt, welches er ihnen zugleich nannte. Wie? ſagten ſie ganz erſchrocken, das hat Dich geträumet? gingen gleich darauf heraus, und hielten darüber eine Berathſchlagung, deren Erfolg war, daß ſie ihm bei ihrer Zurückkunft ſagten: „Bruder Johnſon, wir geben Dir das Stück Land aber — träume nicht wieder. Die Wilden ſind gewöhnlich mit ihrem Körper ſehr hart, machen ſich Einſchnitte und Zeichen ins Geſicht, die ſie hierauf mit verſchiedenen Farben bemahlen, um martialiſcher auszuſehn.

Eines Tages würde ein Jüngling zum Oberhaupte eines Stammes erwählt. Dieſes verurſachte ein Murren bei den andern Stämmen, und bei einer allgemeinen Verſammlung würde ihm von einem andern Oberhaupt ſo viel Anzügliches darüber geſagt, daß nach vielem Wortwechſel, ſeine Galle dergeſtalt gereizt wurde, daß er aufſtand, und ſeinem Widerſacher den Kopf mit ſei

ner Streitaxt ſpaltete. Als er aber hernachmahls die Folgen ſeines raſchen Schrittes überlegte, welcher bei den Wilden die Blutrache und Fehde zwiſchen dem Stamm des Mörders und Ermordeten auf beſtändige Zeit verurſacht; ſo ging er nach dem Hauſe des daſelbſt kommandirenden engliſchen Officiers, forderte ein ſchwarzes Band, ſtach ſich Löcher in beide Arme, wo er denn das ſchwarze Band durchziehen, und mit demſelben die Arme auf den Rücken feſtbinden ließ, und begab ſich ſo zu dem Stamm desjenigen, den er getödtet hatte; er rief ihnen zu: daß er ſich ſchuldig erkennete, weil er vom Zorne hingeriſſen, einen von den Ihrigen getödtet habe. Um das Blutvergießen zu verhüten, welches zwiſchen beiden Stämmen daraus entſtehen könnte, hätte er ſich ſelbſt wehrlos gemacht, und überliefere ſich ihnen nun in dieſem Zuſtande. Ueber dieſes edelmüthige Betragen, und ſeine bewieſene Reue und Muth, wurden die Wilden des beleidigten Stammes ſo bewegt und gerührt, daß ſie ihm nicht allein verziehen, ſondern ihn auch anſtatt des Getödteten unter ſich aufnahmen, und ihn ſogar nachher zu ihrem Oberhaupt erwählten.

Die Wilden bewieſen ſich in Schlachten tapfer ſo lange als der Sieg auf ihrer Seite war.

Aber

Aber bei Rückzügen, z. B. vor unſerer Gefangennehmung bei Saratoga, ſahe ich ſie zuerſt laufen und ſich verſtecken; wozu aber auch freilich wohl die Furcht gefangen und dann erſchlagen zu werden, etwas beitragen mochte.

Wir brachten im Sommer 1782 noch einige Wochen ſehr angenehm in Quebec zu. General Haldimand hatte ein Haus auf einem Berge bauen laſſen, welches er Montmorenci, nach dem dicht dabei befindlichen berühmten Waſſerfall dieſes Nahmens nannte. Da nahm er uns mit hin. Es war ſeine Puppe, und es iſt wahr, daß nichts der Lage deſſelben gleich kömmt. Der berühmte Waſſerfall von Montmorenci ſtürzt ſich daſelbſt in einer Höhe von 163 Fuß mit einem ſchrecklichen Getöſe, durch eine Kluft zwiſchen zwei Bergen herab. Als uns der General dieſes prächtige Schauſpiel zeigte, machte ich zufällig die Bemerkung, daß es ſchön ſeyn müßte, ein Häuschen gerade über dem Waſſerfall zu haben. Drei Wochen darauf führte er uns wieder dahin, und ließ uns durch ſteile Stege, und über Felſenſtücke hinaufſteigen, die durch kleine Brücken verbunden waren, recht auf die Art wie man die chineſiſchen Gärten beſchreibt. Als wir endlich ganz oben waren bot er mir ſeine Hand, um

mich in ein kleines Häuschen zu führen, das gerade über dem Waſſerfall hing. Er wunderte ſich über meinen Muth, daß ich gleich ohne mich zu bedenken hineinging. Ich verſicherte ihm aber, daß ich mit einem ſo bedachtſamen Mann, als er wäre, mich nie fürchten würde. Er zeigte uns hierauf wie das Häuschen dort befeſtigt worden. Er hatte nämlich acht ſtarke Balken quer über die Berge legen laſſen, zwiſchen welchen der Waſſerfall ſich herabſtürzt; dieſe lagen mit einem Drittheil ihrer Länge auf dem Felſen, und auf dieſen Balken ſtand das Häuschen. Es war fürchterlich, aber majeſtätiſch anzuſehn. Lange konnte man es nicht da aushalten, denn das Getöſe war abſcheulich. Oberhalb dieſes Waſſerfalles fängt man zwiſchen den Felſen treffliche Forellen; welche aber einem engliſchen Officier einſt das Leben koſteten. Er wollte von einem Stein auf den andern ſpringen, um ſie zu erhaſchen; der Fuß glitt ihm aber ab, und er ward von der Gewalt des Waſſers fortgeriſſen, ſo daß man nichts als einige zerſchmetterte Glieder von ihm wiederfand.

Wir ſind auch einmahl im Winter dort geweſen, wo die verſchiedenen und ſeltſamen Figuren der Eisſtücke ein prächtiges Schauſpiel geben, dem aber alsdann das Getöſe fehlt. Die Kälte war

damahls daſelbſt ſo heftig, daß ſogar der Madeiraiwein des Generals in den Bouteillen eingefroren war, welcher aber dadurch nicht verdorben wird, und von der nämlichen Güte bleibt, wenn er wieder aufgethauet iſt. Den Tag gab er uns nur die Quinteſſenz davon zu trinken, die nicht gefroren war, und ſie wurde außerordentlich gut gefunden. —

Im Herbſt 1782, als ich eben hoch ſchwanger war, bekam mein Mann den Auftrag, nach Isle aux Noix zu reiſen, um daſelbſt ein Fort anlegen zu laſſen, welches vor Ueberfällen decken ſollte. Ich fand mich während der Zeit ſehr verlaſſen, und mein einziger Troſt war, daß er alle 3 oder 4 Wochen mich zu beſuchen kam. Er, ſeiner Seits, brachte auch ſeine Zeit daſelbſt ſehr unangenehm zu. Er machte von da eine kleine Reiſe nach einem Ort Pointe de Fer genannt, der am Einfluß des Fluſſes Sorell im Lac Champlaine lag, um die Vorpoſten zu viſitiren. Es fehlte nicht viel, ſo wäre er daſelbſt in einer Baracke verbrannt, die man ihm zum Nachtquartier eingeräumt hatte. Mitten in der Nacht hörte er ein Lärmen, und da es ein avancirter Poſten war, ſo glaubte er, daß die Amerikaner in Erfahrung gebracht hätten, daß er da

wäre, und ihn aufheben wollten. Indem kömmt ein engliſcher Unterofficier herein, und frägt: ob der General da ſey. Auf ſeine Antwort: Ja! ruft er ihm zu: Um Gotteswillen, General, retten Sie Sich, oder wir ſind beide verloren, denn die Baracke ſteht in vollem Feuer! — Der Unterofficier ließ ihm nicht einmahl die Zeit ſeine Sachen zuſammen zu ſuchen, ſo daß er unangekleidet fort, und mitten durch die Flammen auf dem Eiſe, barfuß ſich retten mußte. Freilich war die Gefahr groß, wegen der in der Baracke befindlichen Pulvertonnen, und den mit Kartätſchen geladenen Kanonen, die leicht durch das Feuer hätten losgehen können. Doch kehrte mein Mann wieder um, wie er bemerkte, daß die Soldaten geblieben, und mit dem Löſchen beſchäftigt waren, und kleidete ſich beim Wachtfeuer an.

Inzwiſchen ward ich den 1ſten November krank. Ich hatte mich während der Abweſenheit meines Mannes zerſtreuen und mir meine Grillen und Unruhe vertreiben wollen, und machte daher eine Spatzierfahrt. Aber die Schmerzen, die ich ſchon vorher empfunden, wurden ſtärker, und nöthigten mich umzukehren. Man wollte mich zwar bereden, mich zu Tiſche zu ſetzen, allein ich

fühlte, daß ich eine wichtigere Expedition vor mir hatte. Ich hatte gehofft, da mein Mann den 5ten wiederkommen ſollte, meine Niederkunft noch ſo lange hinzuhalten, aber ich wurde in meiner Erwartung getäuſcht, und ward glücklich von einem hübſchen Mägdlein entbunden. Ich war ſo wohl, daß ich es meinem Manne ſelbſt ſchreiben konnte. Da er ſich aber ſo ſehr einen Sohn gewünſcht, ſo glaubte er, daß ich nur ſpaßte; und als man ihm bei Tiſche die Geſundheit der neugebohrnen Tochter zubrachte, ſo ſuchte er noch immer in meinem Briefe die Entdeckung, daß es ein Sohn wäre. Endlich mußte er ſich's doch gefallen laſſen; fand aber bei ſeiner Zurückkunft am fünften das kleine Mädchen ſo hübſch, daß er ſich darüber tröſtete, und ſie unſere beiderſeitige Freude machte, welche aber leider nicht lange währte, denn wir behielten ſie nur 5 Monate. Ich ſäugte ſie ſelbſt, litt aber dabei ſo ſehr an den Brüſten, daß ich mir ſogar eine Operation daran mußte machen laſſen. Man rieth mir alſo ſehr ab, das Kind länger zu ſäugen; und ich gab endlich, obgleich mit dem äuſſerſten Widerwillen, nach, da es mir gleichſam ahnete, daß es nicht gut ablaufen würde; und gleich in der erſten Nacht, nachdem ich die Kleine entwöhnt hatte, war meine

Einbildungskraft ſo ſehr davon angegriffen, daß ich glaubte eine Stimme zu hören, die mir zu-rief: — „Du haſt Unrecht ſie entwöhnt zu haben; ſie wird ſterben!“ Ich war halb im Schlaf, erſchrak heftig, ſprang aus meinem Bette, wollte die Sachen wegwerfen, die man mir auf die Bruſt gelegt hatte, mir die Milch zu vertreiben, und meine liebe kleine Canada (ſo hatten wir ſie genannt) wieder anlegen. Man ließ es aber nicht zu, und ſagte mir, daß es dem Kinde ſchaden würde, da es bereits entwöhnt wäre. Drei Tage nachher bekam ſie die Ruhr, und war den fünften Tag ſchon ſchlecht. Man ließ mich nicht zu ihr, da ich ſelbſt am Milchfieber ſehr krank war. Ich kann es mir aber noch nicht verzeihen, daß ich mich habe abhalten laſſen, weil ich nachher hörte, daß man ihr gar keine Nahrung geben wollen; ich drang zwar endlich damit durch, daß unſere Köchinn, welche glücklicherweiſe Amme war, ihr die Bruſt auf's neue gab, die ſie auch begierig nahm; aber, vermuthlich war es ſchon zu ſpät. Wir ließen von Trois-Rivieres einen berühmten engliſchen Arzt Nahmens Kennedy kommen; der, als er das Kind ſah, gleich ſagte daß es an Entkräftung ſtürbe. Er ließ alte Hühner ſchlachten, und nahm die Einge-

weide heraus, die ohne reine gemacht zu werden, gekocht wurden. Hiervon gab er ihr alle halbe Stunden Kliſtiere, wodurch ſie auch wieder aufzuleben ſchien, aber ſie war ſchon zu ſehr von Kräften, und wir hatten das Unglück ſie zu verlieren. Meine älteſte Tochter Auguſte, die ſie ſehr liebte, ward vor Betrübniß darüber krank; und auch meine jüngſte Tochter Amerika, die bald geſtorben wäre, ehe noch die andere begraben war. Da aber der Arzt noch da war, ſo wandte er ſeine Mittel bei ihr ſo gut an, daß ſie uns noch erhalten wurde. —

Mein Mann war über alles dieſes ſo auſſer ſich, daß er gar nicht wieder in's Haus kommen wollte; bis ihm endlich der Doctor verſicherte, daß mit den Kranken keine Gefahr mehr wäre.

Unſere liebe verſtorbene Kleine ward in Sorell begraben; und die Officiere verſprachen mir, ihr einen Leichenſtein mit einer Inſchrift ſetzen zu laſſen, damit die Einwohner, welche blindeifrige Katholiken waren, abgehalten würden, ſie als ein Ketzerkind aus der geweihten Erde wieder auszugraben.

Um mich zu zerſtreuen, bat uns der General Haldimand den Sommer 1783 zu ſich nach Quebec. — Wir erhielten damahls die Nachricht vom Tode meines Schwiegervaters, und meinen

Mann verlangte mehr als jemahls nach Europa zurückzugehn; denn ſeine Geſundheit war noch immer ſehr ſchwankend, und obgleich das Clima von Canada ihm beſſer behagte, als das von Neu-York, ſo war er doch niemahls ohne unangenehmes Sauſen vor den Ohren, und heftige Kopfſchmerzen. Ich meinerſeits wünſchte auch ſehr, meine Mutter und Geſchwiſter wiederzuſehn. — Ohne dieſes Verlangen wäre ich dort ganz zufrieden geweſen, denn das Clima bekam meinen Kindern wohl, und wir waren geliebt, und auf einen ganz angenehmen Fuß. — Man hatte einige Nachrichten, daß unſere Truppen vielleicht noch daſſelbige Jahr nach Europa zurückgehn würden, da die Friedenspräliminarien bereits unterzeichnet wären. — Der General Haldimand wünſchte auch ſehr nach England zurückzukommen, und hatte ſogar darum angehalten. Wir machten oft Plane mit einander, auf dem nämlichen Schiffe die Reiſe zuſammen zu machen. Als wir eines Tages bei ihm waren, und mit einander im Garten ſpatzieren gingen, ſahen wir eine Menge Schiffe ankommen, und unter andern ein recht ſchönes am Fuß des Berges ankern. Der General ſagte: Das ſind gewiß Schiffe, die ihre Truppen abhohlen und zurück-

bringen ſollen. Vielleicht reiſen wir zuſammen. Meine kleine Tochter Friderike, die neben mir ſtand, ſagte ihm: „Nun wohlan, wenn wir reiſen, ſo geben ſie uns dieſes Schiff. Es iſt ſo ſchön!“ — Mein Kind, antwortete er, — wenn es ein Transportſchiff iſt, recht gern; was würde aber der König von England ſagen, wenn ich eins dazu miethete? denn dieſes kömmt ſehr hoch! — „O,“ erwiederte ſie, — „der König liebt ſeine Frau und Kinder, es wird ihm alſo gewiß ſehr lieb ſeyn, wenn Papa die Seinigen glücklich zurückbringt; und Sie, werden Sie nicht erfreut ſeyn, daß Ihre kleine Frau nicht umkömmt?“ (Der gute General nannte immer meine älteſte Tochter Auguſte ſeine kleine Frau.) Er lächelte über dieſen Einfall, und ſagte: Nun wir wollen ſehn.

Zwei Tage nachher ließ er ſich des Morgens melden, und ſagte mir mit thränenden Augen: — Wir müſſen uns trennen! — Sie reiſen ab, ich aber muß bleiben! Ich werde Sie ſehr vermiſſen. Ich hatte in ihrem Gemahl einen Mann, auf den ich mich verlaſſen konnte, und in Ihrer ganzen Familie Freunde, die hier ſelten ſind. Ich hatte gehofft, daß wir zuſammen zurückkehren würden, aber der König hat es anders beſchloſſen,

und ich muß gehorchen. Inzwiſchen habe ich darüber nachgedacht, was Ihre Tochter mir geſagt hat; und da mir ſehr am Herzen liegt, daß Sie glücklich nach Europa hinüberkommen, ſo habe ich ſelbſt zugeſehn ob ſie auf dem Schiffe, das Ihnen beſtimmt war, gut ſeyn würden, es aber ſchlecht befunden; das hingegen, welches Ihrer Tochter ſo gefiel, iſt ſo wie ich es für Sie wünſche: und alſo, ob es gleich keines von denen iſt, die zum Transport der Soldaten beſtimmt ſind, nehme ich es doch auf mich, es für Sie zu bedingen und einrichten zu laſſen. Nun gehn Sie es zu beſehen, und befehlen Sie, wie Sie es zu haben wünſchen. Ich habe bereits verordnet, daß alles ſo gemacht werden ſoll, wie Sie es verlangen werden. Ihr Mann geht nach Sorell, und es wird gut ſeyn, daß auch Sie hingehen, um Ihre Einrichtungen zu Ihrer Abreiſe zu machen. Kommen Sie aber bald wieder, und ſchenken mir noch die Augenblicke, die Ihnen bis zu Ihrer Abreiſe übrig bleiben werden. —

Hierauf verließ er mich ganz bewegt. — Wie hätte man nicht einem ſolchen Manne ſeine ganze Freundſchaft ſchenken ſollen! Eine Stunde hernach kam der Major Thwiſt mich abzuholen,

um nach dem Schiff zu gehen. Es war ein Dreidecker von Weſtindien, der groß und in gutem Stande war; auch rühmte man den Capitän als einen vortrefflichen Schiffsmann und höflichen und rechtſchaffenen Mann. Man zeigte mir alle Plätze, und befragte mich was ich davon brauchen würde; denn ich würde einen Speiſeſaal nöthig haben, und ein Verſammlungszimmer. Ich lächelte und ſagte: wo ſollten die hieraus zu ſchaffen ſeyn? Dafür laſſen Sie mich ſorgen, antwortete der Major, und gab Befehl, die Kanonen wegzunehmen, die im Kanonenraum waren; ließ oben drüber ein großes Fenſter machen, und von jeder Seite Cabinetter für die Herren, wo ſie ihr Bette, Tiſch und Stuhl, alles feſtgemacht hatten. — Wir behielten für uns die große Kajüte, und mein Mann und ich ein Cabinet mit zwei Betten, und daneben noch eins für unſere Kinder. Kurz, alles war ſo gut als man es nur in einem ſolchen beweglichen Gefängniß haben konnte. —

Den Tag darauf reiſte ich nach Sorell. Um geſchwinder fortzukommen ſchlug man mir vor, die Reiſe in einem Boote zu machen; ich that's, aber wir fanden am Ende das Waſſer zu ſeicht; man ſagte uns daher, daß wir wieder an's

Land gehen müßten. Wie ſollen wir aber dieſes anfangen, ſagte ich; denn hier iſt nichts als Moraſt und Steine? — Man that den Vorſchlag uns zu tragen, welches eine erſchreckliche Expedition war; denn unſere Träger glitten alle Augenblick aus. — Wie wir endlich ans Land angelangt waren, fand ſich eine neue Schwierigkeit; wir mußten nämlich einen hohen ganz ſteilen Berg hinanklimmen. Ich betheuerte, daß ich nie hinaufkommen würde, aber die Canadier, die daran gewöhnt ſind, und wie die Gemſen klettern, verſicherten, daß dieſes Kleinigkeit für ſie wäre, und überdies bliebe nichts weiter zu thun, als da hinaufzugehn. Man trug alſo meine Kinder, und mich ſchleppten zwei Leute unter den Armen hinauf. Der Berg war ſo ſteil, daß die, ſo vor mir gingen, auf mich fallen zu wollen ſchienen; dabei hatten wir eine unerträgliche Hitze; endlich kamen wir nach vieler Mühe und Noth herauf, und es war Zeit, denn ich war ſo abgemattet, daß ich mich niederſetzen mußte, und alle meine Adern ſchlugen ſo von der heftigen Erhitzung, daß meine armen Kinder darüber ganz unruhig wurden. Wir mußten die Nacht unterweges bleiben. Ich fand aber ein gutes Bette und einige Erfriſchungen, die mich wieder zu Kräften brach-

ten, und am andern Morgen ſetzten wir unſere Reiſe fort.

Bei unſerer Ankunft in Sorell fand ich meinen Mann ſchon ſehr beſchäftigt; und ich meinerſeits ließ mir's auch ſo angelegen ſeyn, daß ich in 9 Tagen ſchon wieder nach Quebec zurückkehren konnte, wohin mir auch mein Mann bald folgte. Vorher trug ich noch Sorge mit dem Pfarrer des Kirchſpiels, der ein ſehr guter Mann war, wegen des Grabes meines dort geſtorbenen Töchterchens zu ſprechen, und ihm meine oben erwähnte Bedenklichkeit zu äußern, daß ſich einer von den dort ſehr bigotten Leuten, aus blindem Religionseifer, weil es kein katholiſches Kind geweſen, daran vergreifen möchte. Er verſicherte mir aber, daß, da das Kind bloß getauft, und noch nicht confirmirt worden, man es als einen Engel anſähe, und ſeine Aſche nicht ſtöhren würde; und gab mir dabei ſein Wort, daß er auch ſeinerſeits darüber halten würde. —

Wie wir nach Quebec zurückkamen, hörte ich, daß es mit der neuen Einrichtung unſers Schiffes ſchon weit gekommen ſey, und daſſelbe ſchon eine ganz andere Geſtalt gewonnen hätte; und daß der General ſelbſt ſchon einigemahl da geweſen, um es zu beſehen, und eine Kuh mit

ihrem Kalbe, damit wir immer mit friſcher Milch verſehen ſeyn möchten, auf das Schiff hätte bringen laſſen. Ganz oben auf dem Verdeck hätte er befohlen einen Platz mit Erde zu bedecken, worauf er Salat pflanzen laſſen, welches nicht allein ſehr angenehm, ſondern auch ſehr geſund auf einer Seereiſe iſt. Wir kauften auch noch viel Geflügel, Hämmel und ein Haufen Gemüſe; ſo beſorgt war ich, daß es uns an etwas fehlen würde, da unſerer ſo viel, und alle Tage 22 an unſerm Tiſch waren. —

Unſer Arzt, Doktor Kennedy, bat uns bei unſerer Durchreiſe durch Trois-Rivieres ſehr dringend, es zu vermitteln, daß er mit ſeiner Familie, nämlich ſeiner Frau und drei Töchtern, und noch 2 Mädchen und einem Bedienten, mit uns nach Europa reiſen könne. Wir verſprachen ihm, dieſerhalb mit dem General zu ſprechen, denn da er ſehr geſchickt war, ſo war es uns lieb einen ſolchen Mann bei uns zu haben. Der General antwortete mir, als ich ihn darum bat: Das Schiff iſt Ihre; disponiren Sie darüber nach Gefallen; aber Sie kennen die Prätenſionen dieſer Leute nicht, die Ihnen viel zu ſchaffen machen werden. Ich lernte nachher aus Erfahrung, daß er ſeine Leute gut kannte.

Man machte noch eine Kajüte für Madame Kennedy und 2 ihrer Töchter mit einer Magd, neben der unſrigen zurechte, und meine Kinder nahmen die dritte, die 10 Jahr alt war, in die ihrige. Der Doktor bekam eine der Kajüten im großen Raum neben dem Saal.

Bei unſerer Abreiſe ſchenkte mein Mann dem guten General ſein Favoritpferd mit einem hübſchen Fohlen; und dieſer ſchenkte mir einen prächtigen Muff und Polatin von Zobel, zum Andenken des Landes wo wir ſo lange geweſen waren, und von welchem das Pelzwerk mancherlei Art eines der vornehmſten Producte iſt. Engliſche Kaufleute bereichern ſich dadurch, daß ſie ganz gemeine Waaren dahinſchicken, die ſie für einen guten Preis gegen Pelzwerk vertauſchen, welches ſie dann in England zubereiten laſſen.

Meine Tochter Auguſte beſchenkte der General auch mit einem ſchönen Hund: und er war überhaupt bei aller Gelegenheit ſo ſehr darauf bedacht, uns Beweiſe ſeiner Freundſchaft zu geben, und ſo bewegt über unſere Abreiſe, daß wir ſelbſt ganz gerührt waren. Die engliſchen Officiere hatten, noch 2 Tage vor unſerer Abreiſe die Attention, in einer Comödie, die ſie zweimahl die

Woche aufführten, und deren Einnahme ſie jedesmahl nach Abzug der Erleuchtungskoſten den Armen zufließen ließen, am Ende des Stücks einen wahrhaft rührenden Geſang über die Abreiſe unſerer Truppen hinzuzufügen, welcher ſich mit einer Dankſagung an meinen Mann für ſein gutes Betragen gegen einen jeden von ihnen, und mit Wünſchen, daß unſere Reiſe glücklich ſeyn möchte, beſchloß.

Nachdem nun mein Mann die Truppen-Einſchiffung beſorgt hatte, aßen wir noch bei dem General zu Mittag und Abend; da er uns denn ſelbſt auf das Schiff brachte, wo wir, ſowohl von ihm, als auch noch von verſchiedenen andern Perſonen, die uns Freundſchaft erwieſen hatten, einen recht herzlichen und traurigen Abſchied nahmen. —

Bericht

Bericht der Generalin Riedeſel, von ihrer Abreiſe aus Amerika mit ihrem Mann und ihren Kindern, bis zu ihrer Zurückkunft nach Braunſchweig.

Es war ohngefähr in der Mitte des Monats Auguſt, als wir unſere Rückreiſe nach Europa antraten. Wir fuhren, wie ich ſchon geſagt habe, zuſammen in dem nämlichen Schiffe, mein Mann und ich und unſere Kinder. Den Morgen nachdem wir uns eingeſchifft hatten, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Jedermann machte ſich noch ſo viel Vorrath an friſchem Fleiſch als er konnte, und eine Stunde darauf ging unſere ganze Flotte unter Segel, und ſo fuhren wir bis l'Isle de Bic, an der Mündung des Fluſſes Saint Laurent, wo wir ganzer 14 Tage, immer auf günſtigen Wind wartend, liegen bleiben mußten, welches uns allen deſtomehr Langeweile machte, da wir unſere Vorräthe von friſchem Fleiſch und Gemüſe dabei verzehrten, und, weil die Gegend nicht ſonderlich damit verſehen war, dieſelben nicht gut, oder doch nicht ſo reichlich wieder erſetzen konnten, als es die Bedürfniſſe einer ganzen Flotte erforderten. Auch

erfahren wir, daß wir nicht vor dem Aequinoctio nach Europa kommen würden, wo man wegen der Stürme an der engliſchen Küſte viel Gefahr läuft. —

Als in dieſer unſerer Stimmung, der Feldprediger Mylius von meines Mannes Regiment, einmahl den gewöhnlichen ſonntäglichen Gottesdienſt hielt, und eben recht inbrünſtig betete, daß Gott uns doch bald günſtigen Wind zur Reiſe, und eine glückliche Zurückkunft in unſer Vaterland verleihen wolle; ſo fing daß Schiff, welches während der Windſtille unbeweglich gelegen hatte, auf einmahl an ſich zu bewegen, und wie der Prediger eben Amen geſagt hatte, erſcholl auch ſchon der Ruf, daß der engliſche Commodore, der die Flotte führte, eben das Zeichen zur Abfahrt gegeben habe; eine halbe Stunde darauf fuhr er vor unſerm Schiffe vorbei, und die ganze Flotte ſegelte ab.

Mein Mann wünſchte ſehr, da die Fahrt mit einer Flotte immer etwas langſam geht, und öfters Aufenthalt giebt, noch vor der Flotte ankommen zu können, um die Briefe, welche ihm der General Haldimand an den König mitgegeben hatte, eher abzugeben; eben ſo war es auch

der Wunſch unſers Schiffscapitäns, um geſchwinder fortzukommen, Gelegenheit zu finden, ſich von der Flotte zu trennen, welches er aber ohne Erlaubniß des Commodore, der die Flotte führte, nicht thun durfte. Zwei Tage nachher gab eines der Schiffe das Zeichen, daß es mit dem Commodore etwas zu ſprechen habe, worauf alle Schiffe Halt machten. Der Commodore aber war ſo höflich meinem Mann durch ein Sprachrohr zuzurufen: General, go on! (fahren Sie zu). Dieſes benutzte unſer Schiffscapitän, that, als nähme er dieſes für den Befehl überhaupt die andern Schiffe nicht abzuwarten, ſpannte alle ſeine Segel auf, und in kurzer Zeit ſahen wir nichts mehr von unſerer Flotte; welches uns im erſten Augenblick wohl Vergnügen machte, nachher aber ward mir bange, uns ſo iſolirt zu ſehn, auf den Fall, daß uns was widriges begegnen möchte.

Bei dieſer Trennung von der Flotte ereignete ſich noch ein ſeltſamer Umſtand, der jedoch nur in der Rückſicht hier bemerkt zu werden verdient, daß er unſerm Schiffscapitäne eine unfehlbare günſtige Vorbedeutung des glücklichen Ausgangs unſerer Seereiſe zu ſeyn ſchien. Es waren nämlich zwei Tauben, die zu dem Schiff des

Commodore gehörten, von demſelben fort und auf unſer Schiff geflogen, von wo ſie auch gar nicht wieder wegzubringen waren. Dieſes hielt, wie geſagt, der Capitän unſers Schiffes für eine viel-bedeutende glückliche Vorbedeutung, die Schiffs-equipage des Commodore aber für ein unglückliches Zeichen für ſie; worin ſie hernachmahls zufälligerweiſe beſtätigt wurde, da der arme Commodore noch auf derſelben Reiſe das Unglück hatte wahnſinnig zu werden. Nie habe ich ſo viel Aberglauben geſehen, als unter dem Schiffsvolk noch herrſchet. Die Leute geben auf den allergeringſten Umſtand Acht, und ziehen Folgerungen und Vorbedeutungen daraus.

Bald nach unſerer Abfahrt bemerkten wir, daß ſich eine große Menge ſchwarzer Vögel, und eine erſtaunliche Menge Meerſchweine um unſer Schiff ſammelten, und der Horizont eine ſehr fahle gelbliche Farbe bekam. Unſer Capitän prophezeihete hieraus ſtarken Sturm, der ſich auch noch denſelben Abend einſtellte, und, bis auf einen einzigen Tag Windſtille, die wir auf den Bänken von Neu-Foundland hatten, an drei Wochen lang Tag und Nacht, ununterbrochen mit gleicher Heftigkeit fortdauerte, ſo daß, da wir glücklicherweiſe vor dem Winde ſegelten,

wir die Reiſe von Isle de Bic bis zur Bay St. Helen's in 18 Tagen machten, welches eine unerhörte Geſchwindigkeit iſt, indem man nur ein Beiſpiel von einer franzöſiſchen Fregatte wußte, die in 19 Tagen den Weg zurückgelegt, alſo doch noch einen Tag länger als wir, darauf zugebracht hatte. —

Einen Abend wurde eines unſerer Segel vom Sturme losgeriſſen, und da es ſehr finſter war, ſo machte dieſes eine beſchwerliche Arbeit, und unſer Schiff bekam entſetzliche Stöße, und wurde ganz auf die eine Seite geworfen; doch wurde der Schaden noch vor Nachts wieder repariret.

Einige Tage darnach ſpürten wir einen brandigen Geruch und waren deſto mehr bemühet zu entdecken woher er käme, weil unter unſerer Kajüte die Pulverkammer war. Nach langem vergeblichen Suchen fand ich endlich in der Kajüte der Madame Kennedy, daß ein Stück, an welchem eine Laterne hing, Feuer gefangen hatte, und ſchon dicht an einem Balken brannte, welcher, wie gewöhnlich auf den Schiffen, mit Theer beſtrichen war, und folglich deſto leichter anbrennen konnte. Ich eilte es anzuzeigen, und dem Capitän war dieſe Entdeckung ſehr lieb. Er bewies

der Madame Kennedy die Gefahr, in welche ſie uns alle geſetzt hatte, und bat ſie, künftig vorſichtiger zu ſeyn. Sie aber, anſtatt es mit Dank zu erkennen, daß ſie ſelbſt der Gefahr entronnen war, fand ſich beleidigt, und ſchmollte länger als 8 Tage mit mir, und fuhr nichts deſtoweniger fort eine Nachtlampe auf ihren Fußboden zu ſtellen, die, da ſie von der Bewegung des Schiffes hin und her rutſchte, uns viel Beſorgniſſe gab.

Mein Mann und ich konnten wegen des heftigen Sturm's wenig ſchlafen, und mein Mann brachte den größten Theil der Nächte oben auf dem Verdeck zu. Einſt ſagte ich zu unſerm Capitän, daß das was ich am meiſten fürchtete, die ſogenannten dead-ligths (Todtenfenſter) wären; welches hölzerne Fenſter ſind, die bei heftigen Stürmen in die Fenſter des Schiffs geſetzt werden, damit das Waſſer nicht hereindringe. Er, der ein guter und liebenswürdiger Mann war, ſuchte mich zu tröſten, und ſagte mir: da unſer Schiff ſehr hoch wäre, ſo müßte der Sturm äußerſt gefährlich ſeyn, wenn wir dieſe Fenſter nöthig hätten, und beſonders hätte man im Sommer faſt noch kein Beiſpiel, daß er ſo heftig würde.

Es war 8 Uhr Abends als er mir dieſes ſagte, und um 10 Uhr war der Sturm ſchon ſo ſtark, daß ſich niemand zu Bette legte. Gegen Mitternacht klopfte man an unſere Thüre; ich fragte, wer da ſey, und bekam zu meinem großen Schrecken die Antwort, daß der Capitän die ſo gefürchteten Todtenfenſter ſchickte. Es iſt unmöglich! rief ich aus, bittet den Capitän zu uns zu kommen. — Er kam ſogleich und ſagte uns, daß der Sturm ſo heftig wäre, daß er zu dieſem Mittel ſchreiten müßte, um zu verhüten, daß die Wellen nicht unſere Fenſter zertrümmerten; verſicherte uns aber, daß ſonſt noch keine dringende Gefahr vorhanden ſey, weil das Schiff ſo gut wäre, daß es alles aushalten könnte. Der Sturm währte die ganze Nacht durch mit gleicher Heftigkeit, bis zum Aufgang der Sonne, und zerbrach noch gegen Morgen einen unſerer Maſten. Madame Kennedy weinte die ganze Nacht, und lamentirte beſonders, daß ihre Söhne nun ſchon glücklich in England angekommen ſeyn, und ſie überleben würden. —

Früh Morgens um 5 Uhr ging ich in die Kammer wo meine Töchter ſchliefen. Ich war unentſchloſſen, ob ich ſie wecken, oder nicht lieber in der ruhigen Unwiſſenheit unſerer gefähr-

lichen Lage ſchlafen laſſen ſollte. Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, in der bangen Ahndung, daß wir alle umkommen würden, ſie noch einmahl alle nach der Reihe ſachte zu umarmen. Als ich zu meiner älteſten Tochter Auguſte kam, fand ich dieſe wach; ſie hätte aber keinen Laut von ſich hören laſſen, um mich nicht noch mehr zu beunruhigen. Ach, welcher Sturm! ſagte ich; — iſt Dir dabei nicht angſt? „O ja“, erwiederte ſie, „aber mein Troſt iſt, daß wir Sie zum wenigſten nicht überleben werden“. Dieſe wenigen Worte, welche mir ſo ganz ihre zärtliche Liebe, und dabei ihre Reſignation zeigten, rührten mich ins Innerſte meines Herzens.

Zu Zeiten bekam das Schiff ſolche heftige Stöße, und legte ſich ſo ſtark auf eine Seite, daß ich mir ſagte: — Noch Ein ſolcher Stoß und es iſt aus mit uns; — bis endlich der Tag unſern Leiden ein Ende machte, denn obgleich der Wind noch heftig genug blieb, ſo legte er ſich doch etwas. Inzwiſchen war er uns immer günſtig geweſen, und da er uns mit ſolcher Gewalt forttrieb, ſo haten wir jede Stunde 14 Seemeilen gemacht, welches unſere Reiſe ſehr förderte.

Eines Tages ſagte uns der Capitän: wenn der Wind fortfährt, uns ſo günſtig zu ſeyn, ſo können wir in drei Tagen in England ſeyn; dieſes verurſachte uns die lebhafteſte Freude, denn ob wir gleich faſt alles zur Genüge hatten, friſches Brodt und andere Lebensmittel, Milch (welche ſonſt auf dem Schiffe ſelten zu haben iſt) und ſogar Muſik, da die Hautboiſten von meines Mannes Regiment bei uns waren; ſo waren wir bei allem dem doch ſchlechter als in der elendeſten Hütte; und eine Nacht ſagte mir mein Mann, der für uns alle mit litt: ein Schweinekoben wäre beſſer. — Er konnte ſich gar nicht zu Bette legen, und die ganze Zeit, die wir auf dieſer Reiſe zugebracht, hat er, glaube ich, nicht 5 oder 6 Nächte im Bette geſchlafen. —

Eine unſerer Kühe wurde von einem der heftigen Stöße, die das Schiff bekam, aus dem Hamac in welchem ſie aufgehangen war, herausgeworfen, und davon ſo zugerichtet, daß wir ſie abſchlachten laſſen mußten; da wir denn den Schiffsleuten ein Geſchenk damit machten.

Gegen das Ende unſerer Reiſe hatte ein anhaltender ſtarker Nebel den Capitän gehindert ſich zu orientiren, und ſeine Rechnung ſtimmte

mit der meines Mannes, welcher behauptete, daß wir die Scilly-Inſeln, vor deren Felſen dem Capitän bange war, ſchon paſſiret, und dicht an der engliſchen Küſte ſeyn müßten, nicht überein. In dieſer Ungewißheit hatte am 13ten Tage unſerer Seefahrt der Capitän beſchloſſen, gegen Abend zuzulegen, damit das Schiff liegen bliebe, und nicht Gefahr liefe, in der Nacht auf die Felſen getrieben zu werden.

In dieſer unangenehmen Erwartung (da das Schiff durch's Zulegen eine ſehr unangenehme Bewegung, durch die Windſtöße bekömmt) ſaßen wir in unſerer Kajüte, und die Herren noch an der Tafel nach dem Mittagseſſen, traurig und gedankenvoll, und der Capitän war bereits aufgeſtanden und aufs Verdeck gegangen, um daſelbſt ſeine vorläufigen Anordnungen zum Zulegen zu machen, als mein Mann unten den Ruf: — Land! Land! von oben erſchallen hörte, und auch kurz darauf vom Capitän auf's Verdeck gerufen wurde, der ihm einen kleinen weißen Fleck, welcher durch den Nebel durchſchimmerte, zeigte, welchen mein Mann gar nicht für Land anerkennen wollte; der Capitän aber verſicherte, daß es die ihm, durch ſeine öfteren Reiſen wohl bekannte

kreidigte, und daher ſo weiß ſchimmernde Küſte von England wäre.

Bald darauf auch, wurde der Nebel durch einen Windſtoß zerſtreut, und gleichſam dadurch wie ein großer Vorhang aufgezogen, da wir denn zu unſerer unbeſchreiblichen Freude, die Inſel Wight und die ganze engliſche Küſte deutlich und nahe vor uns liegen ſahen. — Nun, ſagte der Schiffscapitän, muß ich alle Segel aufſpannen, denn wir müſſen dieſen Abend noch um die Inſel Wight herumkommen, weil ich ſonſt keinen Platz zum Ankern finde, und vom Sturm, den Kanal durch, bis in die Nordſee, getrieben werden könnte. Dieſes war kein kleines Unternehmen, denn es war ſchon 4 Uhr Nachmittags, und die Inſel Wight iſt an dreißig Stunden (lieues) lang. Auch koſtete es, bei dem ſo ſehr heftigen Winde viel Mühe, die Segel aufzuſpannen, und es zerbrachen dem Capitän dabei wohl an 20 Segelſtangen, die alle wie Glas zerknickten; doch kam man endlich damit zu Stande, und dann fuhr das Schiff mit ſolcher unbeſchreiblichen Schnelligkeit fort, daß wir ſchon um 8 Uhr deſſelben Abends glücklich in der Bay St. Helen's ankamen.

Es fehlte nicht viel, daß ich mir an dieſem Tage den Fuß zerbrochen hätte. Ich war wie die andern auf das Verdeck gegangen, um meine Augen an dem Anblick der nahen Küſte zu weiden. Der Capitän Okenell, einer von den engliſchen Officieren, die mit uns waren, ſprang vor Freuden, glitſchte aus, und ſtieß im Fallen an einen Block, der mir auf den Fuß rollete, und ihn gegen das Schiff quetſchte. Ich mußte vor Schmerz laut aufſchreien, und konnte mich nicht mehr ſtehend erhalten. Man ſchleppte mich nach meiner Kajüte, und wuſch und verband mir daſelbſt den Fuß. Es war an jeder Seite der Kajüte ein Sofa feſt gemacht; ich ſaß auf dem einen, und meine kleine 7jährige Tochter auf dem andern; auf einmahl bekam das Schiff einen ſo heftigen Stoß, daß das Kind von dem gegenüberſtehenden Sofa auf den meinigen flog; das war noch ein Glück, denn ſie hätte Arm und Bein dabei brechen können. Meine Fußquetſchung, ob ſie gleich ſehr ſchmerzhaft war, hatte doch glücklicherweiſe keine weitere übele Folgen.

Wir blieben die Nacht in der Bay S. Helen's liegen, und gedachten den folgenden Tag in Portsmouth zu ſeyn; unſer Schiff kam aber im Hafen auf das daſelbſt verſunkene Kriegsſchiff

The Royal George feſt zu ſitzen, oder, wie ſie es in der Schiffsſprache nennen, zu reiten; mußte daher noch die folgende Nacht in dieſer unangenehmen Lage bleiben, und konnte erſt den Tag darauf einlaufen. Dieſe Nacht war wegen der heftigen Stöße, ſo unſer Schiff davon bekam, daß es auf dem andern feſt ſaß, ſehr unangenehm. Auch war der Anblick der um uns herum ſchwimmenden Trümmer der Schiffe, die von dem entſetzlichen Sturm, den wir auch auf der See gehabt, vor Portsmouth von ihren Ankern abgeriſſen worden und geſcheitert waren, ſehr traurig.

Noch als einen beſondern Umſtand muß ich anmerken, daß wir im Hafen von Portsmouth gerade zwiſchen das Schiff, welches mich von England nach Canada gebracht, und das, welches wir von Neu-York nach Quebec gehabt hatten, vor Anker zu liegen kamen.

Da die Ebbe unſer Schiff verhinderte, an's Land zu kommen, und es zu lange gedauert haben würde, erſt die Fluth abzuwarten; ſo nahm mein Mann einen Lugger, welches ein leichtes Fahrzeug iſt, um eher zu landen; mußte aber für denſelben, ob die Fahrt gleich nicht weiter als

eine halbe Stunde Weges war, 15 Guineen bezahlen.

So kamen wir denn, ohngefähr in der Mitte Septembers 1783, in Portsmouth an; unſere Herzen fanden ſich ſehr erleichtert, als wir ans Land ſtiegen, und ich dankte Gott für unſer aller glückliche Zurückkunft, und beſonders dafür, daß er mir meinen Mann erhalten hatte. Wir ließen uns nach dem beſten Wirthshauſe führen, und die Mittagsmahlzeit, die wir dort einnahmen, ſchien uns nach dem, was wir ausgeſtanden hatten, eine der wohlſchmeckendſten in unſerm ganzen Leben zu ſeyn; beſonders ſchmeckte uns das weiße Brodt ausnehmend gut, welches auch wirklich daſelbſt vortrefflich iſt, uns aber freilich noch beſſer vorkam, weil wegen des ſchlechten Wetters oder aus Mangel am Nothwendigen, das, was wir unterweges gehabt, faſt immer ſchlecht gebacken war. Abends ließen wir uns Auſtern geben, und uns ſolche ſehr gut ſchmecken; welches uns aber bald theuer zu ſtehn gekommen wäre; denn in der Nacht bekam meine Tochter Auguſte eine ſchreckliche Colik mit unaufhörlichem Erbrechen, welche der Doctor Kennedy, der glücklicherweiſe noch bei uns war, und den ich gleich herbeiholte, für eine Cholera-Morbus

erklärte, ſo eine der gefährlichſten Coliken ſeyn ſoll. Er gab ihr Mittel, die auch gleich gute Wirkung thaten. Den andern Morgen war unſer Feldprediger Mylius auch ſehr krank, ja ſogar noch ſchlechter; und man entdeckte endlich, daß der Grund davon in den Auſtern lag, die zunächſt bei Portsmouth an einem Orte gefiſcht worden, wo Kupfer ſeyn ſoll, oder wie einige behaupten, mit Kupfer beſchlagene Schiffe vor Anker liegen, von welchen die Auſtern den Grünſpan einſaugen. Auch iſt verboten, auf dem Fleck Auſtern zu fiſchen, und wenn man die Leute dabei ertappt, werden ſie ſtreng beſtraft. Dieſes hindert aber nicht, daß einige es doch wagen, weil ſie ſie da mit weniger Mühe und Koſten bekommen.

Tages darauf reiſte mein Mann mit ſeinem Adjutanten den Vormittag voraus nach London, und ich folgte Nachmittags nach. Ich hatte ihn ſehr gebeten, unterweges die Nacht in dem Gaſthof zu bleiben, wo der rechtſchaffene Wirth war, der mich auf meiner erſten Reiſe ſo gut aufgenommen hatte; die Poſtillions fuhren ihn aber einen andern Weg. Die meinigen wollten es auch ſo machen, aber ich behauptete meinen Willen, und wurde von dem braven Mann mit wahren Freu-

denſbezeugungen empfangen. Er gab mir ein Familien-Concert, in welchem eine Schweſter von ihm, die ſeit 7 Jahren blind war, ſehr gut das Clavier ſpielte und dazu ſang. Sie wollte es die Fremden nicht gerne wiſſen laſſen, daß ſie blind war, ſetzte ſich alſo vors Clavier, ehe jemand hereinkam, und hatte ihr Buch vor ſich liegen, und da man nichts an ihren Augen ſahe, ſo hätte man nichts gemerkt, aber der Bruder ſagte es, damit man, wenn man es ja entdeckte, nicht davon ſpräche, und ſie dadurch betrübte. Es ging ihm ſehr nahe, daß mein Mann ihn vorbeigereiſet war; ich fragte nach der Urſach, warum die Poſtillions einen verhinderten, bei ihm einzukehren. Er antwortete, daß es daher käme, weil er es niederträchtig fände, ſie zu beſtechen, 2 Meilen von ihm aber ein Gaſtwirth wäre, der ihnen viel gäbe, und dieſes nachher auf die Rechnung ſchlüge, die er den Fremden machte. Die Fremden aber, die mich einmahl kennen, ſagte er, kommen doch wieder zu mir, weil ſie wiſſen, daß ich mich äuſſerſt bemühe, ſie gut zu empfangen. Sein Haus war hübſcher als jemahls. Der ganze Flur und der innere Hof war mit Blumentöpfen und rankenden Staudengewächſen ausgeziert, die ſich an dem Hauſe hinaufſchlungen, und

und dazwiſchen waren große Glaskugeln, worin Goldfiſche ſchwammen; welches allerliebſt ausſahe. Er gab mir wieder die beſten Stuben, und ich bekam die beſte Koſt, die man nur verlangen konnte, und doch ſpottwohlfeil; wogegen mein Mann in ſeinem Gaſthof erſtaunlich hatte bezahlen müſſen. Zwei Tage darnach kam ich in London an, wo wir in einem großen Gaſthof, welcher, wenn ich mich recht erinnere, King George hieß, prächtig logirt waren. Ich hatte nichts eiliger, als gleich den Morgen nach meiner Ankunft zu den braven Ruffels zu gehn, die während meines erſten Aufenthalts in London, vor meiner Reiſe nach Amerika, ſo viel Liebe und Sorgfalt für mich gehabt hatten. Ich nahm einen Miethswagen, ſetzte mich mit meinen vier Kindern hinein, und ließ die guten Leute nichts von meinem Beſuch vorher wiſſen. Da der Mann noch in ſeiner Kammer bei ſeinem Anzuge war, ſo gingen wir in den Laden und ſtellten uns der Miſtriß Ruffels, die beſchäftigt war Zucker zu verkaufen, gerade gegenüber. Wie ſie mich ſo vor ſich ſtehn ſah, blickte ſie mir ſcharf in's Geſicht, und ſagte: „Soll ich meinen Augen trauen? Sind Sie es wirklich? — Aber Sie hatten nur drei Kinder, und da ſind

ihrer viere!“ Ich konnte mich nicht länger halten; meine Freudenthränen verriethen mich; ich fiel ihr um den Hals. — Indem umfaßte mich einer von hinten, und rief: „Pardon Mylady, I must embrace You!“ (Um Verzeihung, gnädige Frau, ich muß Sie umarmen.) Es war der würdige brave Mann. Die guten Leute weinten ſehr, wie ich ſie wieder verließ, ich verſprach ihnen aber, noch einmahl wiederzukommen, und ihnen dann meinen Mann mitzubringen.

Wir waren alle Tage zu Gaſte, und aßen auch unter andern bei unſerm New-Yorker guten Freund, dem General Thryon. Eines Tages, wie wir noch bei Tiſche waren, ließ uns die Oberhofmeiſterinn der Königinn, Mylady Howard, ſagen, daß wir uns um 6 Uhr Nachmittags bei der Königinn einfinden ſollten. Da mein Hofkleid noch nicht fertig war, und ich nichts weiter als eine ganz einfache Angloiſe hatte, ſo ließ ich gleich zum voraus hierüber meine Entſchuldigungen machen, welche ich noch ſelbſt wiederholte, als wir die Ehre hatten, Ihro Majeſtäten, die beide zuſammen waren, vorgeſtellt zu werden. Die Königinn aber, die uns, ſo wie auch der König, äußerſt gnädig empfing, antwortete mir ſehr freundlich: „Wir ſehen nicht auf die

Kleider, wenn wir die Leute gerne ſehen.“ Sie waren von allen ihren Prinzeſſinnen Töchtern umgeben. Man ſetzte ſich vors Kaminfeuer, die Königinn, die Prinzeſſinnen, die Oberhofmeiſterinn und ich ſaßen in einem halben Kreiſe, und mein Mann blieb mit dem Könige am Feuer ſtehen. Es wurde Thee und Kuchen herumpräſentirt. Ich ſaß zwiſchen der Königinn und einer der Prinzeſſinnen, und mußte viel erzählen. Die Königinn ſagte mir ſehr gnädig: „Ich bin Ihnen allenthalben gefolgt, und habe mich öfters nach Ihnen erkundigt, und immer mit Vergnügen gehört, daß Sie ſich wohlbefänden, vergnügt und von einem jeden geliebt wären.“ Ich hatte einen abſcheulichen Huſten. Die Prinzeſſinn Sophie ging ſelbſt, mir Gelee von ſchwarzen Corinthen zu holen, die ſie mir als ein beſonders gutes Mittel empfahl, und nöthigte mich, einen Topf voll davon anzunehmen.

Um 9 Uhr Abends kam auch der Prinz von Wallis. Seine jüngſten Schweſtern liefen auf ihn zu, und er umarmte ſie und ließ ſie tanzen. Ueberhaupt hatte die königl. Familie ſo ſehr die Gabe einem allen Zwang zu benehmen, daß man in einer glücklichen Familie von ſeines Gleichen zu ſeyn glaubte. Wir blieben bis um 10 Uhr Abends da;

und der König ſprach mit meinem Mann viel von Amerika, und zwar in einem weg deutſch, welches er vollkommen gut ſpricht. Mein Mann wunderte ſich auch über ſein vortreffliches Gedächtniß. Als wir Abſchied nahmen, hatte die Königin die Gnade, mir zu ſagen: ſie hoffe, daß wir nicht ſobald wieder abreiſen würden, und wünſche mich noch einmahl zu ſehn; aber da wir nachher die Nachricht erhielten, daß die Flotte, die uns mit unſern Truppen wieder nach Deutſchland bringen ſollte, ſchon auf uns wartete; ſo mußten wir unſere Abreiſe ſo ſehr beſchleunigen, daß wir der königlichen Familie nicht mehr aufwarten konnten.

Ich lernte während unſers damahligen Aufenthalts zu London auch den Lord North und Herrn Fox kennen. Beide machten uns einen Beſuch. Uebrigens machte ich einige Fahrten aufs Land, theils um London kennen zu lernen, theils um hin und wieder merkwürdige Sachen zu ſehn. Ich hätte gerne unſern Aufenthalt noch mehr benutzt, aber die Nachricht, daß die Flotte, die uns nach Deutſchland bringen ſollte, ſeegelfertig wäre, änderte alle unſere Plane, und nöthigte uns, ſo eilig als möglich abzureiſen. Wir gingen nach Deal, wo wir uns einſchiffen ſoll-

ten. Es war gerade im Aequinoctio, welches wir ſo ſehr gefürchtet hatten, und unſer Capitän ſelbſt hätte gewünſcht, daß es ſchon vorüber geweſen wäre, ehe wir uns einſchifften, weil der Sturm ſo heftig war, und die Einfahrt in die Elbe, beſonders bei widrigem Wetter, ziemlich ſchwierig ſeyn ſoll. Als wir einen Tag in Deal gewartet hatten, und das Wetter immer gleich ungünſtig blieb, ſo wollte mein Mann nicht, daß um ſeinetwillen die Abfahrt der Transport-Flotte aufgehalten würde, und beſchloß alſo abzureiſen, das Wetter möchte ſeyn, wie es wollte. Das Werft daſelbſt iſt ſehr ſchlecht, und beſonders iſt man bei großem Sturm da übel dran. Die Schiffsboote liegen auf dem Strand, wo man ſich auch einſchifft, und dann den Augenblick abwartet, wo die Fluth kömmt, und die Matroſen alsdann das Boot ins Waſſer ziehen und werfen. Es ward uns allen dabei bange, weil uns dieſes ſo beſonders und gefährlich dünkte. Ich hatte meine jüngſte dreijährige Tochter America auf dem Schooß, und um unſer Boot ſtanden eine Menge Leute; auf einmahl fing das erſchrockene Kind auf engliſch an zu rufen: „Is no body there, who will take me!“ (Iſt denn kein Menſch hier, der mich nehmen will!) und

ſtreckte dabei ſeine beiden kleinen Arme aus. Eine ganz gût angekleidete Frau kommt hierauf hergelaufen, und will ſie mir wegreißen in demſelben Augenblick, wo man das Boot abſtößt; ich hatte alle Mühe, die Kleine noch zurückzuhalten. Nun waren wir in unſerm Boote, wo wir aber von den Wellen hin und her geworfen wurden. Da ich bei unſerer Ankunft in England alle Gefahr überſtanden zu haben glaubte: ſo brachte mich dieſe unvermuthete neue Gefahr ganz aus meiner Faſſung. Endlich kamen wir doch glücklich zu den Schiffen, wo aber neue Schwierigkeiten uns erwarteten. Unſer Boot ward nehmlich, da die Wellen ſo hoch gingen, hin und her geworfen, ſo daß wir nicht wußten, wie wir auf das Schiff hinaufſteigen ſollten. Ich erklärte gleich, daß ich die Letzte ſeyn würde, und erſt die andern vor mir einſteigen laſſen wollte, um erſt alle die Meinigen in Sicherheit zu wiſſen. — Mein Mann machte alſo den Anfang, und dann nahmen die Matroſen meine Kinder auf den Arm, und ſtiegen mit ihnen die kleine Leiter nach dem Schiffe hinauf; wobei mir angſt und bange war, denn wenn ſie ausgegleitet wären, ſo waren ſie zwiſchen dem Schiffe und dem Boote gequetſcht, und ohne Rettung verloren. Ich

wurde auf einem Stuhl hinaufgezogen. Wie ich am Bord anlangte, kam der Capitän an mich heran, und ſagte mir: „Ich wünſche Ihnen Glück, denn Sie haben heute mehr Gefahr gelaufen, als auf Ihrer ganzen Reiſe".

Am andern Morgen lichteten wir die Anker, und brachten drei Tage auf unſerer Ueberfahrt nach Stade zu. Wir mußten immer hin- und herfahren, da wir nicht über die Tonnen kommen konnten, die dort auf der Elbe liegen, zur Bezeichnung der Oerter, wo keine große Schiffe anders als mit der Fluth durchkommen können. Endlich ward mein Mann ungeduldig, ließ ſich ans Land fahren, und ſetzte ſeine Reiſe in einer Kaleſche nach Stade fort. Ich blieb aber mit den Kindern zurück, weil dieſes zu viel Umſtände gemacht haben würde.

Tages darauf bot mir der Capitän, der zufälliger, und ich kann ſagen glücklicher Weiſe derſelbe war, der uns von Quebec nach England gebracht hatte, mit ſeiner gewöhnlichen zuvorkommenden Höflichkeit an, im Fall unſer Schiff noch vor Anker liegen bleiben müßte, mich ſelbſt nach Stade zu bringen. Dem zufolge verließen wir das Schiff um 4 Uhr Nachmittags im großen Boote, nachdem ich noch dem guten Capitän auf Geheiß

meines Mannes ein Geſchenk von unſern ſämmtlichen Vorräthen gemacht hatte, die in 2 Kühen, 15 Hämmeln, 6 Schweinen und vielem Federvieh beſtanden; denn wir hatten uns gut vorgeſehen. Er zeigte ſich darüber ſehr erkenntlich. — Wir hatten 6 Matroſen die uns fuhren, da es aber gegen den Strom ging, ſo waren die armen Leute ganz erſchöpft, und ich fürchtete, daß wir die Nacht auf der Elbe würden bleiben müſſen, welches ſehr unangenehm geweſen wäre. Endlich langten wir nach vieler Mühe Abends um 11 Uhr in Stade an, konnten aber, wegen der vielen Schiffe die da lagen, nicht ans Ufer kommen, beſonders da es ſehr finſter war. Wir mußten uns alſo entſchließen, über 3 oder 4 Schiffe, über welche man Bretter legte, wegzuſteigen.

Wie wir nun endlich in der Stadt waren, ſo wußte ich nicht, wo ich meinen Mann finden ſollte, denn alle Menſchen ſchliefen ſchon, und die, welchen wir noch begegneten, waren entweder betrunken, oder wußten uns doch nicht die mindeſte Auskunft zu geben. Ich dachte, daß jeder den neuangekommenen deutſchen General kennen müßte, weil er mich ſo intereſſirte; aber die einen ſagten: — Ach wir kennen keinen! und

die andern: — Was geht uns der an! — ſo daß ich mich vor dem Capitän ſchämte, und vor unſeren Matroſen, die meinem treuen Jäger Rockel meine Kinder tragen halfen. Endlich fanden wir eine gute Seele, die uns nach dem Wirthshauſe brachte, wo mein Mann wohnte, aber durch ſo viel kleine Straßen, daß uns bange war, daß man uns auf Abwege führe um uns zu beſtehlen. Wir nahmen uns alſo vor, in kein Haus hineinzugehn, welches uns verdächtig ſcheinen könnte. Wie wir aber endlich an das Wirthshaus kamen, ſahe ich zu meiner großen Freude eine Schildwache von unſern Dragonern vor der Thüre, und noch dazu einen alten Soldaten, der faſt immer mit meinem Mann geweſen war. Dieſer gute Alte nahm mich und meine Kinder bei der Hand, und ſagte: — „Was freue ich mich, Sie glücklich wieder in Deutſchland zu ſehn!" und dieſes ſagte er mit einem ſo treuherzigen Ton, daß wir daraus ganz ſein gutes und gefühlvolles Herz erſehen konnten. Mein Mann war ſchon zu Bette, und freute ſich ſehr über unſere glückliche Ankunft. Ich wollte unſern guten Capitän mit Thee bewirthen, aber die Wirthsleute waren brummig, und ich bekam ſchlechten Thee, ſchlechte Milch, ſchlechtes Brodt und ſchlechte Butter, und

alles war ſo ſchmutzig, daß ich mich recht vor dem Capitän meiner Landsleute wegen ſchämte, und ihn bat, doch ja nicht von dieſem aufs Uebrige in meinem Vaterlande zu ſchließen. Den andern Tag reiſte er wieder ab, und wir nahmen gerührt Abſchied von dieſem braven Mann, der uns jederzeit ſo viel Höflichkeit, Gefälligkeit und Aufmerkſamkeit bewieſen hatte.

Wir blieben noch einen Tag in Stade. Mein Mann erwartete daſelbſt noch die übrigen Truppen, ich aber reiſte den folgenden Tag ab, und blieb die Nacht in Zelle, in der fröhlichen Erwartung den andern Tag in Braunſchweig zu ſeyn. Mitten in der Nacht aber ſahe ich auf einmahl einen Soldaten mit einem großen Schnurrbart, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette ſtehen. Es war der Hausknecht. Ich erſchrak ſehr, und noch mehr, da er mir einen durch eine Eſtafette gekommenen Brief von meinem Mann überreichte, weil ich fürchtete, daß ihm etwas zugeſtoßen wäre; es war aber nichts weiter, als daß er mir ſchrieb, daß ich meinen Reiſeplan ändern, und erſt nach Wolfenbüttel gehn ſollte.

Ich fand daſelbſt unſer ganzes Haus in derſelben Ordnung wieder, als ich es bei meiner

Abreiſe nach Amerika gelaſſen hatte; meine guten Freundinnen, Madame Paaſch und ihre Tochter, waren expreß von Braunſchweig hingekommen um mir alles ſo einzurichten. Sie hatten mir auch ein gutes Abendeſſen bereit gehalten, und wie ich mich damit erquickt hatte, begab ich mich zur Ruhe mit der Empfindung des herzlichſten und gerührteſten Danks gegen Gott, daß er mich in ſo mannigfaltigen Gefahren bewahret, beſonders aber, daß er mir alle die Meinigen ſo gnädig erhalten, ja noch eines dazu geſchenkt, nämlich meine Tochter Amerika.

Gleich den andern Tag hatte ich den Beſuch unſerer vortrefflichen Herzoginn und verſchiedener mir lieben alten Freunde. — Ohngefähr acht Tage darauf hatte ich das große Vergnügen, meinen Mann mit ſeinen unterhabenden Truppen durchpaſſiren zu ſehn. Ebendieſelbe Straße, in welcher ich achtehalb Jahre vorher mein Glück und Zufriedenheit verlohren hatte, war es, wo ich jetzt dieſen ſchönen und rührenden Auftritt ſahe, den ich nicht zu beſchreiben vermag; meinen lieben redlichen Mann, der die ganze Zeit über ſo einzig für ſeine Pflicht gelebt hatte, und ſtets bemüht geweſen war, die, ſo ihm anvertrauet waren, nach Möglichkeit zu unterſtützen und ihnen zu helfen,

(öfters auf Unkoſten ſeines Geldbeutels, der ſich dabei nicht füllte) ſo mit Freudenthränen in den Augen, in der Mitte ſeiner Soldaten, im theils frohen, theils rührenden Getümmel von Vätern, Müttern, Frauen, Kindern, Geſchwiſtern und Freunden, welche ſich alle hinzudrängten um die Ihrigen wieder zu ſehn. Die Freude der Wiederfindenden und Wiedergefundenen, und das Trauern derjenigen, die die Ihrigen verlohren hatten und vermißten; alles dieſes läßt ſich nicht beſchreiben, ſondern nur fühlen. Den folgenden Tag gingen wir beide nach Braunſchweig. Es war an einem Sonntag, wie ich mich noch erinnere, im Herbſt des Jahres 1783, als wir dort ankamen; wir ſpeiſten bei Hofe, und den Abend ſahe ich auf der Cour die meiſten meiner dortigen Freunde nach dieſer langen Trennung wieder, welches eine große Freude, aber zugleich eine Gemüthsbewegung in mir erregte, die mich bis ins Innerſte erſchütterte.

Nähere Nachrichten von dem Anführer der Wilden, Brandt, deſſen in den Briefen der Frau von Riedeſel (Seite 301) gedacht wird.

„Brandt wurde (wie Frau von Riedeſel anmerkt, auf Koſten des Königs von England) in ſeiner frühen Jugend auf eine Schule nach Neu-England geſchickt; er hatte viel Fähigkeit, und machte anſehnliche Fortſchritte im Lateiniſchen und Griechiſchen. Man gab ſich ungemein viel Mühe ihm die Wahrheiten der Religion einzuprägen; er zeigte ſich auch als einen warmen Verehrer und Anhänger des Chriſtenthums, und in der Hoffnung, ſeine Nation einſt zu bekehren, überſetzte er das Evangelium Matthäi und die Liturgie der engliſchen Kirche ins Mohawkſche. Ehe aber Brandt ſeine Studien beendigt hatte, brach der Amerikaniſche Krieg aus; entflammt von Ruhmbegierde, die den Gemüthern der Indianer ſo tief eingepflanzt iſt, verließ er augenblicklich ſeine Schule, eilte nach ſeinem Dorfe, und ſtieß bald mit einem anſehnlichen Trupp von ſeiner Nation zu dem brittiſchen Korps, unter dem Kommando des Sir John Johnſton. Hier zeichnete er ſich in mehreren Affären durch Tapferkeit aus, ward bald Anführer ſeiner Nation und Kapitän in königlichen Dienſten.

Sehr bald aber befleckte Brandt ſeinen Ruhm in der engliſchen Armee. Es fiel ein Scharmützel vor; das Gefecht ward hitzig, und Brandt bekam einen Flintenſchuß in die Ferſe; die Amerikaner wurden indeß geſchlagen, und ein Officier nebſt 60 Mann gefangen genommen. Dieſer Officier war, nachdem er ſeinen Degen übergeben hatte, in einer ganz freundſchaftlichen Unterredung mit dem Oberſt Johnſton, der die brittiſchen Truppen kommandirte, begriffen; als Brandt unbemerkt hinter ihn ſchlich und ihn mit einem Schlag

ſeines Tomahawks todt zu Boden ſtreckte. Sir John war, wie man leicht denken kann, über eine ſolche Verrätherei ſehr aufgebracht, und äußerte ſich darüber in den heftigſten Ausdrücken. Brandt aber hörte ihn ruhig an, und antwortete ihm ganz kaltblütig, es ſey ihm leid, daß er ihm mißfallen habe, allein ſeine Wunde habe ihn in dem Augenblicke ſo heftig geſchmerzt, daß er ſich nicht hätte enthalten können, an dieſem einzigen gefangenen Anführer ſeine Rache zu nehmen; auch hätten in der That ſeitdem ſeine Schmerzen nachgelaſſen.

Beim Ausbruch des Kriegs wohnten die Mohawks an dem Mohawk-Fluß im Neu-Yorkſchen Staate; nach dem Frieden zogen ſie nach Ober-Kanada, und ihr größtes Dorf liegt jetzt an dem Grand-River, der ſich von Norden her in den Erie ergießt, etwa 60 Meilen von Newark oder Niagara; da wohnt Brandt jetzt. Er hat ſich ein bequemes Haus gebaut, und jeder Fremde, der ihn beſucht, iſt ſicher, gut aufgenommen zu werden, und einen wohlbeſetzten Tiſch zu finden. Er hat nicht weniger als 30 bis 40 Neger, die ihm ſeine Pferde beſorgen und ſein Land bauen. Dieſe armen Menſchen werden in dem härteſten Druck gehalten, und wagen es doch nicht den geringſten Verſuch zur Flucht zu machen, denn er hat ſie verſichert, daß, wenn ſie entliefen, er ihnen ſelbſt, ſollte es auch bis an die äußerſte Grenze von Georgien ſeyn, nachſetzen, und ſie tomahawken würde, wo er ſie immer fände. Sie kennen ihn zu gut, und wiſſen daß er Wort hält.

Brandt erhält von der Regierung halben Kapitäns-Sold, der, mit Inbegriff der Geſchenke, jährlich an 500 Pfund Sterling beträgt. Sie können denken, daß wir nicht wenig neugierig waren dieſen Brandt zu ſehen, auch verſchafften wir uns Empfehlungsſchreiben an ihn vom Sekretär des Gouverneurs, von Officieren und andern die mit ihm bekannt waren, in der Idee von Newark aus nach ſeinem Dorfe zu gehn; wir hörten aber zu unſerm Leidweſen, daß er ſich gerade den Tag vor unſerer Ankunft in Newark nach Kingſton, am andern Ende des Sees, eingeſchifft habe. Ein Advokat aus Niagara, der von Kingſton aus, wo ihn widrige Winde aufgehalten hatten, mit uns über den Ontario fuhr, verſicherte uns den Tag nach unſerer Ankunft in Niagara, er verliere wenigſtens 100 Pfund Sterling, weil er nicht zeitig genug gekommen wäre, um ein Geſchäft für Brandt zu machen, welches

dieſer nun einem andern übertragen habe. Sie können daraus abnehmen, was für eine wichtige Perſon dieſer Brandt hier iſt.

Brandt wurde bald gewahr, wie die Indianer von allen Mächten, die Fuß in Amerika gefaßt haben, hintergangen würden; und hätte er noch einige Zweifel darüber gehabt, ſo hätten ſie verſchwinden müſſen, als er ſah, wie die Engländer, nachdem ſie die Indianer um Beiſtand gegen die Amerikaner gebeten, und dieſe ihn auch treulich geleiſtet hatten, ſo ungerecht und ungroßmüthig waren, das ganze oſtwärts vom Miſſiſippi und ſüdwärts von den Seen liegende Indianer-Gebiet den vereinigten Staaten zu übergeben, und ſie ſo einem Volke in die Hände zu liefern, das ſie ſich bloß um der Engländer willen zum Feinde gemacht hatten. Er ſah mit Bekümmerniß wie die Indianer ſich ſchwächten, indem ſie ſich in die Streitigkeiten der Weißen miſchten, und ſich ein Stamm zu dieſer, der andere zu jener Partei, ſchlug, da ſie im Gegentheil, wenn ſie zuſammen gehalten hätten, bald furchtbar geworden wären, und ſich mehr Achtung verſchafft hätten. Er entwarf daher den kühnen Plan, alle Indianer zu Einer großen Konföderation zu vereinigen, und brachte eine Hauptverſammlung der Anführer aller Stämme in Vorſchlag, um dieſe Sache in Ueberlegung zu ziehn; viele Stämme aber trauten ihm nicht, ſie beſorgten er wolle nur ſich ſelbſt eine große Macht verſchaffen, und widerſetzten ſich der Ausführung des Plans aus allen Kräften. Brandt iſt dadurch wieder den kriegeriſcheſten Stämmen verdächtig geworden, und ſie ſehen ihn mit ſo neidiſchen Augen an, daß er ſich nicht mit Sicherheit in das Oberland wagen kann.

Er hat die Geſchäfte ſeiner Nation mit vielem Verſtande verwaltet, und ſehr weislich ihr überflüſſiges Land für ſie auf viele Jahre hinaus verpachtet, wodurch der Nation wahrſcheinlich, ſo lange ſie beſtehen wird, eine jährliche Einnahme geſichert iſt: dagegen, wenn die Mohawks, wie die andern Stämme, ihr Land an Einzelne verkauft hätten, die dafür erhaltenen Summen jedesmal bald verſchwendet geweſen wären.

Sobald die öffentlichen Geſchäfte es ihm erlauben, will Brandt ſich wieder recht ernſtlich dem Studium der griechiſchen Sprache, die er vorzüglich liebt, widmen, und noch mehr vom neuen Teſtament ins Mohawkſche überſetzen; dieſer nämliche Menſch aber hat, kurz zuvor ehe wir nach Niagara kamen, ſeinen einzigen Sohn mit

eigener Hand ermordet. Der Sohn war, wie es heißt, ein dem Trunk ergebener Taugenichts, der ſchon oft den Vorſatz geäußert hatte, ſeinen Vater zu tödten. Eines Abends drang er mit Gewalt in des Vaters Zimmer, und fing Streit mit ihm an, wahrſcheinlich um ſeine unnatürlichen Drohungen in Ausführung zu bringen. Brandt aber zog ſeinen Degen und ſtreckte ihn zu Boden. Er ſpricht freilich nicht ohne Schmerz von dieſer Begebenheit, aber doch nicht mit der Empfindung, die jeder andere als ein Indianer dabei haben würde. Er tröſtet ſich darüber mit dem Gedanken, er habe ſeiner Nation einen Dienſt geleiſtet, indem er ſie von einem Schurken befreiet habe.

Er geht ganz nach indianiſcher Weiſe gekleidet, trägt aber ſtatt der Decke ein ſo kurzes Hemde, wie ich oben beſchrieben habe *).

---

*) Vorſtehende Nachrichten ſind aus Welds Beſchreibung ſeiner nach Nord-Amerika unternommenen Reiſe entlehnt. Da Weld ſich vom Ende des Jahres 1795 bis zu Anfang des Jahres 1797 in Nord-Amerika aufhielt, und in alle die Gegenden kam, welche Frau von Riedeſel in ihren Briefen beſchreibt; ſo wird das, was ſie davon erzählt, durch Welds Nachrichten nicht nur erläutert, ſondern, weil er vierzehn Jahre nach ihr dort war, bis auf die neueſten Zeiten fortgeführt. Auf welche Art dies geſchieht, läßt ſich aus der eben mitgetheilten Probe (den Anekdoten von Brandt) hinlänglich beurtheilen, um den Leſer zu beſtimmen, ob, nächſt den Briefen der Frau von Riedeſel, nicht auch Welds Reiſe nach Amerika für ihn eine nützliche und unterhaltende Lektüre ſeyn dürfte. Welds Reiſe, mit ſechs Kupfern geziert, koſtet geheftet einen Thaler und zwölf Groſchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google